

Aug. Willh von Hofmann

Unmittelbar nach dem Tode Hofmann's hat der Vorstand der Deutschen Chemischen Gesellschaft beschlossen, dessen ausführliche Lebensbeschreibung herauszugeben, und mit der Abfassung des biographischen Theiles Hofmann's Schüler und langjährigen Mitarbeiter, Ferdinand Tiemann, mit der Schilderung der wissenschaftlichen Leistungen seinen Nachfolger, Emil Fischer, beauftragt. Nach Tiemann's frühzeitigem Tode übernahm dessen Aufgabe der älteste deutsche Schüler Hofmann's, Jacob Volhard.

Vorarbeiten für beide Theile wurden von Max Koppe, der von Hofmann selbst in biographischen Studien geschult war, — ebenfalls im Auftrage des Vorstandes — ausgeführt; um die Sammlung des Materials für den ersten Theil hat ausserdem C. A. Martius sich verdient gemacht.

AUGUST WILHELM VON HOFMANN.

I.

Aus der grossen Zahl von Chemikern, die, aus Liebig's Schule hervorgegangen, in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts als Lehrer und Forscher um Verbreitung und Förderung unserer Wissenschaft sich verdient gemacht haben, ragt August Wilhelm Hofmann hervor durch Menge und Bedeutung der von ihm entdeckten Thatsachen, durch höchst erfolgreiche Lehrthätigkeit, durch fruchtbaren Einfluss auf die chemische Industrie, durch umfangreiche schriftstellerische Leistung.

Gleich in seinen ersten Arbeiten tritt er uns in seiner ganzen Eigenthümlichkeit fix und fertig entgegen wie Minerva aus dem Haupte des Olympiers. Da diese Arbeiten eine mit Zähigkeit und nicht ohne Animosität geführte wissenschaftliche Controverse entscheiden, so lenken sie bereits die Aufmerksamkeit der chemischen Welt auf den jugendlichen Forscher; seine kurz darauf in rascher Folge vollendeten Untersuchungen liefern Ergebnisse von grundlegender Bedeutung für die theoretischen Speculationen, aus denen sich nachmals die neuere Structurchemie entwickelt hat, und begründen damit seinen von Jahr zu Jahr wachsenden wissenschaftlichen Ruf. Es ist ihm vergönnt, in unverminderter Arbeitslust und Arbeitskraft seine Forscherthätigkeit durch nahezu ein halbes Jahrhundert fortzusetzen; mit unermüdetem Fleiss und zähester Ausdauer, mit ebensoviel Scharfsinn als Geschick und Glück hat er die verschiedensten Gebiete der organischen Chemie aufklärend bearbeitet und durch neue Verfahren die Hilfsmittel der chemischen Forschung vermehrt, sodass man ihn wohl als den fruchtbarsten der auf Liebig, Wöhler, Bunsen unmittelbar folgenden Generation von Chemikern bezeichnen darf. Als begeisternder Lehrer erwirbt er sich Liebe und Verehrung einer grossen Zahl von Schülern, von denen viele als Lehrer und Forscher zu grossem Ansehen gelangten. Nicht minder fruchtbar entwickelt sich sein Verhältniss zur chemischen Industrie, und auf dem Regenbogen der Anilinfarben steigt sein Name auf zu einer Popularität, wie sie seit Liebig keinem Chemiker mehr zu Theil geworden ist.

Hofmann's wissenschaftliche Thätigkeit wird von anderer Seite im zweiten Theile dieser Lebensbeschreibung eingehend besprochen; mir liegt es ob, den Lebensgang unseres verehrten Meisters zu schildern. Auf das, was aus Hofmann's Leben in dem Festvortrage zur Eröffnung des Hofmann-Hauses bereits besprochen wurde¹⁾, werde ich hier nicht zurückkommen, es sei denn, dass breitere Ausführung geboten erscheint.

Die Familie Hofmann stammt vom Rhein, aus der alten Reichsstadt, die einstmals der Sitz des Königsgeschlechts der Nibelungen war, deren ragende Thürme von früherer Herrlichkeit berichten, wo der Sonne Gluth die goldenen Beeren reift, deren köstlichen Saft der Volksmund Liebfrauenmilch benennt, aus Worms. Hofmann's Wesen verleugnet diese Abstammung nicht. Wer ihn kennen lernte, musste bei einiger Vertrautheit mit den Eigenthümlichkeiten der deutschen Volksstämme seine Wiege am Rhein suchen. Zwar war an ihm nichts von dem dort landesüblichen Durste zu bemerken — Hofmann war sehr mässig —, wohl aber der allzeit gute Humor, der schlagfertige Witz, die liebenswürdige Zuthunlichkeit, die den Rheinländer auszeichnen, und ebenso der nie versiegende Fluss der Rede; sagt man doch in Süddeutschland scherzweise, freilich mit etwas drastischem Ausdruck, dass den Pfälzer sein Mundwerk überlebe.

Hofmann selbst ist zwar nicht in Worms geboren, aber seine Vorfahren haben dort nachweislich seit etwa zwei Jahrhunderten als hochangesehene Bürger gelebt.

In Hofmann's Nachlass haben sich mehrere Aufsätze vorgefunden, die sein eigenes Leben betreffen. Der Form nach sind sie an die Lieben in der Heimath, an Mutter und Geschwister oder an seine Kinder gerichtet. Die ganze Fassung lässt aber keinen Zweifel, dass sie im Gedanken an eine nachmalige Veröffentlichung niedergeschrieben wurden, als Ansätze zu einer Autobiographie. Es scheint mir selbstverständlich, dass diese Aufsätze in einen Bericht über Hofmann's Leben so weit thunlich einzuflechten sind.

Ein solcher Aufsatz liegt auch vor über Hofmann's Vorfahren; aus der ihm beiliegenden Correspondenz ist zu ersehen, dass die Ermittlung der Daten und die Feststellung des beigegebenen Stammbaumes wesentlich dem durch seine Geschichte der Stadt Worms bekannten Gymnasialdirector F. Soldan²⁾ in Worms zu verdanken sind.

Die sehr ausführliche Schilderung der Lebensschicksale seines Vaters, die doch wohl nur für die Familie von Interesse sein dürfte, haben wir auf wenige Zeilen zusammengedrängt.

Der Familiengeschichte setzen wir den Stammbaum vor:

¹⁾ Diese Berichte 33 [1900], Sonderheft, S. XXXV—L.

²⁾ Die Zerstörung der Stadt Worms im Jahre 1689. Im Auftrage der Stadt Worms dargestellt von F. Soldan. Mit 12 Lichtdrucktafeln. Worms 1889.

Philipp Hofmann

Städtemeister und Raths-Senior in Worms 1689

(I) Anna Maria Sessler
Tochter des Carl Peter Sessler

Georg Christof Hofmann
Bürger u. Handelsmann, zuletzt Städte-
meister, Rechenrath und Schultheiss in
Worms, geb. 1658, verh. (I) 9. Juni 1684,
(II) 1701, gest. 24. November 1727

(II) Anna Sybilla Seidenbänder
geb. Rühl, Wittwe des Abraham
Wolfgang Seidenbänder,
geb. 1664, gest. 8. April 1733

Philipp Christian Hofmann
Bürger und Handelsmann, später Rath,
Schathais u. Dreizehner in Worms,
geb. 30. Nov. 1686, verh. 3. Jan. 1713,
gest. 17. Febr. 1763

Anna Catharina Heim
Tochter des Städtemeisters und
Raths-Seniors Georg Heim und
der Anna Charitas geb. Heppner,
geb. Juli 1696

Philipp Christian Hofmann
Handelsmann, zuletzt Städtemeister und
Dreizehner in Worms,
geb. 1715, verh. 1737, gest. 3. Nov. 1796

Maria Elizabeth von Stoecken
Tochter des Joh. Gerhard von Stoecken,
Hochöbl. Collegii derer Herrn Fünfzehner
in der Stadt Strassburg Assessoris,
geb. 1715, gest. 17. Juni 1763

Heinrich Philipp Hofmann
Buchhalter in Hanau, dann Bürger und
Handelsmann in Worms, zuletzt Rath,
geb. 27. Febr. 1749, verh. 1775, gest. 1784.

Maria Elizabetha Kasche
Tochter des Johann Michael Kasche,
Weinhändler in Hanau

Johann Philipp Hofmann
Offizier im dänischen Dienste, später
Architect in Friedberg, dann Hofkammer-
rath u. Universitätsbaumeister in Giessen,
geb. 10. Jan. 1776, gest. 1842.

Wilhelmine Badenius

(I) Helene Moldenhauer
geb. 12. Aug. 1824
verh. 12. Aug. 1846
gest. 6. Febr. 1852

August Wilhelm von Hofmann
geb. 8. April 1818
gest. 5. April 1888
gest. 5. Mai 1892

(IV) Bertha Tiemann
geb. 13. Febr. 1854
verh. 11. Aug. 1873

James
geb. 23. Mai 1849
gest. 17. Dec. 1871

Helene Charles
geb. 6. Nov. 1837
gest. 8. Febr. 1860

Albert Hermann
geb. 30. Sep. 1867
gest. 22. Febr. 1897

Victor
geb. 21. Dec. 1870
gest. 22. Febr. 1897

Lydia Helene
geb. 18. Juni 1870
gest. 1874

Walther Arthur Irmgard
geb. 21. Mai 1875
gest. 8. Juni 1879
geb. 3. Oct. 1884

»Meinen Kindern gewidmet.

Unsere Familie stammt aus Worms, wo mein Vater am 10. Januar 1776 geboren wurde. Er erhielt die Namen Johann Philipp. Die Eltern waren Heinrich Philipp Hofmann und Maria Elisabeth, geborene Kasche. Johann Philipp verlor seinen Vater schon im frühen Knabenalter. Derselbe starb im Jahre 1784 in Folge eines Sturzes mit dem Pferde. Die Mutter verzog schon bald nach dem Tode ihres Gatten nach ihrem Heimathsorte Hanau. Das der Grund, weshalb mein Vater nur selten auf seine Geburtsstadt und auf seine väterliche Familie zu sprechen kam. Doch erzählte er gelegentlich von seinem Grossvater Philipp Christian Hofmann, der erst im Jahre 1796 gestorben ist, seinen Sohn also um 12 Jahre überlebt hat. Philipp Christian war regierender Bürgermeister der damaligen freien Reichsstadt Worms, also ein angesehenener Mann. Gleichwohl ist mir aus diesen Erzählungen von dem Grossvater nichts im Gedächtniss geblieben, wohl aber von einem seiner Ahnen. Es ist bekannt, dass die Stadt Worms schon einige Jahre vor der Verwüstung der Pfalz durch Melac von dem Marschall Turenne bedroht war. Damals, 1674, entging die Stadt dem Schicksale, welchem sie 15 Jahre später anheim fallen sollte, durch die thatkräftigen und umsichtigen Maassnahmen des Magistrats, der, um kein Mittel unversucht zu lassen, schliesslich auch noch eine Schaar von Kindern in das Lager des Marschalls entsendet hatte, um Schonung für die Stadt zu erbitten. Unter diesen Sendlingen war auch Georg Christoph Hofmann, der Grossvater des Bürgermeisters. Die Erinnerung an dieses Begebniss wurde in der Familie wach erhalten durch ein Blatt, welches ein Freund dem Georg Christoph ins Stammbuch geschrieben hatte und auf welchem unter dem Titel »Memorabilia« des gemeinsamen Erlebnisses gedacht wird.

Damit ist aber auch, was ich von meinem Vater bezüglich seiner Familie vernommen habe, erschöpft. Ich habe begreiflich nicht unterlassen, auch aus anderen Quellen Nachrichten über unsere Familie einzuziehen. Nicht unwichtige Anhaltspunkte schienen zunächst die Wormser Kirchenbücher zu versprechen. Eine genaue Durchforschung derselben hat gezeigt, dass unsere Familie bereits seit der Mitte des 17. Jahrhunderts in Worms ansässig war. Ob nicht schon viel früher, liess sich auf diesem Wege nicht ermitteln, da die älteren Kirchenbücher bei der Zerstörung von Worms durch die Franzosen im Jahre 1689 verbrannt sind. Die Kirchenbücher lehren ferner, dass wir uns unserer Vorfahren nicht zu schämen brauchen. Alle waren ehrenwerthe Kaufleute, welche bei ihren Mitbürgern in nicht geringem Ansehen gestanden haben müssen, denn alle bekleideten civische Aemter von erheblicher Wichtigkeit.

Alle waren entweder Städtemeister, d. h. Glieder des Stadtrathes oder aber Dreizehner, d. h. Glieder des Rathes der Dreizehn. Einige waren sogar, wie bereits bemerkt, regierende Bürgermeister, was in einer freien Reichsstadt schon was bedeuten will.

In den Berichten über die Zerstörung der Stadt Worms durch die Franzosen wird der aufopfernden Thätigkeit des Städtemeisters und Rathsseniors Philipp Hofmann rühmend gedacht; dies ist der älteste unserer Vorfahren, dessen die Kirchenbücher Erwähnung thun. Sie verzeichnen aber weder sein Geburts- noch sein Todesjahr. Er wird nur als Vater des Georg Christoph Hofmann aufgeführt, welcher im Jahre 1684 in den heiligen Stand der Ehe trat.

Von meinem Vater habe ich bereits bemerkt, dass er schon als Knabe seine Vaterstadt verliess, um mit der Mutter nach Hanau überzusiedeln. Die Vermögensverhältnisse der Familie scheinen keine besonders günstigen gewesen zu sein, sonst würde sich die Mutter kaum entschlossen haben, den einzigen Sohn schon mit 17 Jahren in die Fremde zu senden. Ein Freund ihres verstorbenen Gatten, Oberst eines dänischen Regimentes, welches in Kiel lag, hatte ihr den Vorschlag gemacht, für das Fortkommen ihres Sohnes in der dänischen Armee Sorge tragen zu wollen. Er trat also in dänischen Kriegsdienst und wurde mit 21 Jahren Lieutenant. Der militärische Beruf scheint ihn jedoch nicht befriedigt zu haben. Durch ernste Beschäftigung mit den für den erwählten Beruf erforderlichen Ingenieurwissenschaften war er auch zu architektonischen Studien geführt worden, welche alsbald sein ganzes Interesse in Anspruch nahmen. Er entschloss sich daher, aus dem Regiment auszutreten, um die Universität Marburg zu beziehen. Die kargen Mittel, welche zur Verfügung standen, erlaubten keinen längeren Aufenthalt auf der Hochschule. Er trat daher nach kurzem Studium als Baumeister in den Dienst des Fürsten von Bentheim-Steinfurt, verliess jedoch diese Stellung bald wieder, um eine zwar wenig bessere, aber unabhängigere Stellung als Architekt bei dem Burggrafen von Friedberg zu übernehmen, die ihm die Gründung eines eigenen Heerdes ermöglichte; er vermählte sich mit Wilhelmine Bodenius aus Lingen in Hannover. Nachdem im Jahre 1806 sowohl die freie Reichsstadt als das Burggrafenthum Friedberg in dem neugegründeten Grossherzogthum Hessen aufgegangen waren, wurde Baumeister Hofmann in den hessischen Staatsdienst übernommen.

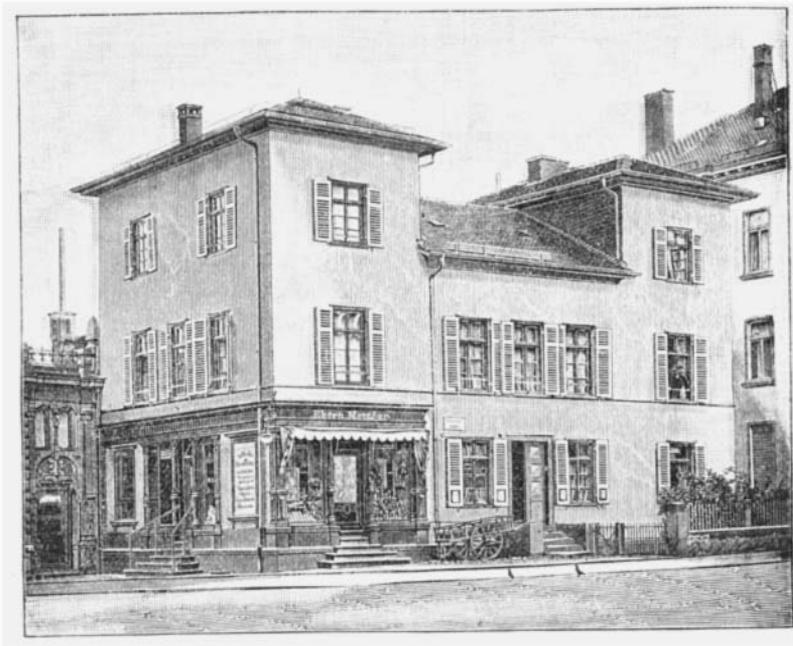
Im Laufe der Jahre hatte sich der Hausstand meiner Eltern wesentlich erweitert. Vier Mädchen und ein Knabe wuchsen fröhlich heran. Die Einnahme meines Vaters hatte mit dieser Erweiterung leider keinen gleichen Schritt gehalten. Unter diesen Umständen war es für die Familie ein glückliches Ereigniss, als mein

Vater eine einträglichere und zugleich seiner Befähigung entsprechende Stellung erhielt, indem er als Provinzialbaumeister nach Giessen versetzt wurde. Hierdurch kam er an die Spitze des gesammten öffentlichen Bauwesens in der Provinz Oberhessen und hatte nunmehr eine Anzahl grösserer Bauten, namentlich Kirchen, auszuführen. Im Jahre 1817 siedelte er nach der Universitätsstadt an der Lahn über, wo er sich schnell heimisch fühlte, zumal als sich durch die Verlobung der ältesten Tochter Emilie ein neues höchst willkommenes Element der Familie einfügte. Der Familie Hofmann würde nunmehr durch die baldigst in Aussicht genommene Vermählung dieser Tochter eine Verminderung ihres Hausstandes gedroht haben, wenn nicht ein kaum erwartetes Ereigniss für das ausscheidende Mitglied Ersatz gebracht hätte. Am 8. April 1818 nach achtjähriger Pause wurde der Familie noch ein Knäblein geschenkt. Dieser Spätling ist der, welcher heute nach 71 Jahren die Feder führt, um Euch diese Familiengeschichte zu erzählen.

Von meiner frühesten Jugend weiss ich nicht mehr als die meisten Sterblichen. Ich soll aber als Schläfer und Trinker redlich meine Schuldigkeit gethan haben. Auf diese Weise habe ich vielleicht den Grund zu der felsenfesten Gesundheit gelegt, welche das Glück meines Lebens gewesen ist. Meine ältesten Erinnerungen gehen bis zur Erbauung eines eigenen Wohnhauses zurück, welches mein Vater in Angriff nahm, nachdem er die Ueberzeugung gewonnen hatte, dass Giessen seine bleibende Wohnstätte sein würde. Der Bau dieses eigenthümlich gestalteten Hauses vor dem Seltersthor — noch heut unter dem Namen »Tintenfass« in Giessen männiglich bekannt — war für mich die Quelle alltäglich sich erneuernden Vergnügens. Von Morgens früh bis Abends spät war ich auf dem Bauplatz, um den Arbeitern, bei denen ich als Söhnlein des Bauherrn wohlgelitten war, zuzusehen. Ich war nicht glücklicher, als wenn ich eine Schürze vorgebunden bekam und mit mauern durfte. Auch liess man mich gewähren. Als ich anfing«

Damit schliessen die handschriftlichen Aufzeichnungen Hofmann's über seine Familie; in der Erzählung seiner eigenen Jugendgeschichte brechen sie mitten im Satz ab; offenbar hatte er die Absicht, sie weiter zu führen, aber der Tod nahm ihm die Feder aus der Hand. Ein Bild des glücklichen Endes, das diesem unvergleichlichen Arbeiter beschieden war; bis zum letzten Augenblicke seines Lebens unermüdlich thätig, wird er, ohne je eine Schwäche des Alters gefühlt zu haben, in rüstigem Schaffen urplötzlich vom Tode ereilt.

Das erwähnte Hofmann'sche Wohnhaus in Giessen steht noch heute. Aus der beistehenden Abbildung sieht man sofort, obwohl das Haus mehrfache äussere Veränderung erfahren hat, warum es den Namen »Tintenfass« führt.



In den fünfziger Jahren, als ich in Giessen studirte, wohnte die verwitwete Frau Hofkammerrath, Hofmann's Mutter, noch in dem Hause. Ich verkehrte damals viel in dem gastlichen Hause des Professors Buff, und dessen Beziehung zu der Hofmann'schen Familie — Buff's erste Frau war eine Schwester Hofmann's — veranlasste mich, auch Hofmann's Mutter meine Aufwartung zu machen: eine ehrwürdige Matrone mit weissem Haar, klug und wohlwollend blickenden Augen; besonders in der Erinnerung geblieben ist mir ihre auffallend grosse, scharf geschnittene Nase, die sich übrigens in der Familie des älteren Sohnes, des weiterhin mehrfach zu erwähnenden Fritz, viel ausgesprochener vererbt hat, als in der unseres August Wilhelm.

In den thurmartigen Seitenstöcken des Tintenfasses hausten dazumal zwei eng befreundete Privatdocenten der Jurisprudenz, die Docctoren Sandhaas und Neuner, ob ihres stets unzertrennlich gemeinsamen Erscheinens Jedermann in Giessen bekannt. Neuner wird als Mitglied des »Sonderbundes« in dem Schreiben Carl Vogt's erwähnt, das Hofmann in der Biographie Will's anführt; er ist nach einer Privatdocentenlaufbahn, deren Dauer wohl nicht ganz mit seinen Mitteln harmonirte, als Ordinarius nach Kiel berufen worden, und man erzählt sich — für die damaligen Giessener Verhältnisse charakteristisch, ich will jedoch die buchstäbliche Wahrheit nicht verbürgen —, der Rappenwirth habe dem Scheidenden für mehrjährige

Zehrung eine Rechnung von etwa 5000 fl. mit auf den Weg gegeben, die er auch, was wohl kaum typisch, eher merkwürdig genannt zu werden verdient, bei Heller und Pfennig von Kiel aus beglichen haben soll.

Als gleichfalls charakteristisch mag eine Eigenthümlichkeit des Hofmann'schen Hauses erwähnt werden, welche ein älterer Comilitone mit unverhobener Entrüstung dem eben angekommenen Fuchse als besondere Merkwürdigkeit zeigte, nämlich eine Vorrichtung, welche das Ausheben der Thorflügel aus ihren Angeln unmöglich machte. Das schwere Thor, das den jetzt verschwundenen Vorgarten nach der Strasse hin abspernte, war wiederholt nächtlicher Weile von spät aus der Kneipe heimkehrenden Studenten ausgehoben und von der nahen Brücke in den etwa 10 Meter darunter hinschleichenden Bach, die Wieseck, hinabgestürzt worden. Um diesen Unfug zu verhindern, der zwar damals noch als netter studentischer Scherz galt, immerhin aber dem Hausbesitzer Kosten und Aerger verursachte, hatte man über den Angeln einen derben Stab in den Pfeiler eingelassen. Der Studio sah diese Einrichtung natürlich als eine ihm zugefügte Unbill an, sie war aber so solid gemacht, dass alle Versuche, sie zu zerstören, scheiterten.

Aus der Kindheit Hofmann's ist nicht viel mehr zu berichten. Wie oben erwähnt, war er als Knabe mehrere Jahre bei einem Geistlichen in der Wetterau und zwar in Melbach. Man erzählt mir, er sei dorthin gebracht worden, weil er in der Giessener Schule nicht fortkam. Auch Carl Vogt, der ein Schulkamerad Hofmann's war, berichtet in einer Plauderei über Hofmann¹⁾, dass dieser in der Schule langsam aufgerückt sei. Jedenfalls hat sein eminentes Sprachtalent sich erst später entwickelt, denn der Brief, durch welchen er dem Bruder Fritz seine Aufnahme in das Giessener Gymnasium meldet, ist in einem Latein geschrieben, das einem angehenden Primaner nicht grade zur Zierde gereicht. Wir geben ihn unverändert wieder:

»Giessae XXIII Dec. MDCCCXXXIII.

Carissime Friedericce!

Hoc momento Melbachiae desum, Giessae autem adsum. Quum Giessae venissem, mihi examen facile apud Prof. Hillebrand peragendum erat, qui me in primae classis tertiam ordinem locavit. Nova rerum ordo nostra civitate, per imperii infamem ministrum du Thil et collegas, qui modo homines incommodare volunt, institutum est, et omnibus Primae prima ordine sedentibus examen non facile subeundum est. Borussorum multi milites ad Rhenum per nostram urbem, ubi non bene accepti, quia Hassi Borussos non amant, venerunt. Ut Buff, doctor, non uti optavimus, professor sit destitutus in schola πολυτεχνικα Casselae mea soror scripsit.

¹⁾ Neue Freie Presse 25. Mai 1892.

Omnia modo cogitanda nova in aliis, aliorum nostrae familiae, epistolis adjecta sunt.

Salve.

Memoria tibi maneret frater fidelis et mox ad te perventurus et visurus

Wilhelm.

Salluta mihi conjugem tuam et omnes alios necessarios mihi incognitos.«

Das nächste Jahr 1834 bringt ein grosses Ereigniss, eine Reise mit dem Vater durch die Schweiz und nach Italien. Voll Freude meldet Wilhelm unterm 9. Juni dem Bruder Fritz die bevorstehende Alpenfahrt, damit zugleich entschuldigend, dass er einer Einladung nach Steinfurt für jetzt nicht habe folgen können, es wäre des Guten zu viel gewesen. Später wollte er den Vater bitten, ihm auch diesen Besuch zu gestatten. Er werde am nächsten Tage sich nach Laubach zu Pfarrer Diefenbach begeben, um sich in italienischer Sprache zu vervollkommen, wozu in Giessen keine Gelegenheit. Endlich entwickelt er dem Bruder ausführlich den Plan der Reise nach Italien.

Am 21. Juli 1834 meldet der Vater der daheim gebliebenen Gattin, dass er und Wilhelm wohlbehalten in Frankfurt angekommen. Dort schliesst sich ihnen ein Hr. Landgräbe an, der die Reise mit ihnen gemeinschaftlich machen will. Ein Hauderer führt die Gesellschaft für 6 fl. die Person nach Karlsruhe. Baden-Baden wird besucht, in Strassburg das Münster bewundert, und am 25. kommt man in Freiburg an, von wo die Reise zu Fuss fortgesetzt wird, durch das Höllethal nach Lenzkirch im Schwarzwald. Ein zwölfständiger Marsch bringt die Reisenden anderen Tags nach Neuhausen am Rhein. Nachdem der Rheinfluss mit staunender Bewunderung von allen Seiten betrachtet ist, geht es mit dem Dampfschiff nach Constanz, wo man den Concilsaal, in dem Huss verurtheilt wurde, besichtigt. In Zürich wird die Gelegenheit benutzt zu einer schönen Gondelfahrt und erquickendem Bad im offenen See. Während der Vater die Correspondenz mit den Lieben in der Heimath besorgt, unternimmt Wilhelm mit einem gelegentlichen Reisegenossen einen Gang nach dem Bürgli. Ueber Zug und Arth wandern dann unsere Reisenden nach Luzern. Von Wäggis aus besteigen sie den Rigi. Hoch über dem Nebelmeer leuchten die ragenden Berge und die weissen Gletscher; nachdem der Sonnenaufgang dort oben bewundert ist, geht es hinab über Goldau nach Brunnen, zu Schiff nach Flüelen, dann über Altorf die Gott-hardstrasse hinauf zur Teufelsbrücke und zur Furca. Der letzte mir vorliegende Brief des Vaters berichtet von dem Ueberschreiten der Gemmi, dem Abstieg nach Leuk und der Fahrt von Brieg nach dem Simplon. Die Reisenden werden also wohl vom Rhonegletscher die Maienwand hinaufgestiegen und über die Grimsel durch das Hasli-

Thal nach dem Berner Oberland zurückgekehrt sein, um durch das Thal von Kandersteg nach der Gemmi zu wandern. Doch liegen über diesen Theil der Reise keine Berichte vor. Vom Lago maggiore aus schreibt Wilhelm seiner Mutter:

Palanza am Lago maggiore, 17. Aug. 1834.

»Liebe Mutter!

Wir sind in Italien! Wir sind in Italien! Meine ganze Umgebung ruft mir zu, Du bist in Italien! Ich sitze hier auf einem Balcon in den Hemdärmeln und schreibe Dir, liebe Mutter, den ersten Brief aus Italien! Wenn ich meine Blicke einmal über das Papier hinschweifen lasse, so übersehe ich den wallenden See mit seinen reich bebauten Ufern, erblicke ich die herrliche Isola Bella und die grünen Gärten der Isola madre; wenn sich meine Augen vom Balcon nach der Strasse wenden, so bietet sich mir ganz die Aussicht auf eine italienische Stadt dar. Eben schläft da unten in der geräumigen Halle des Kaufhauses ein famoser Kerl, gerade so wie ich mir allenfalls die Lazzaroni in Neapel denke. Er hat seinen breiten Strohhut tief ins Gesicht gedrückt, jedoch kann man noch den unteren Theil seiner braunen Physiognomie und einen wüthend schwarzen Bart erblicken. Es ist heute Sonntag, er hat seinen blauen sammtnen Wamms an, jedoch scheint es, als habe der auch nicht gerade heute zum ersten Male die Parade machen müssen. Ein paar schwarze Beinkleider, die bis zu den Knien reichen, vollenden den Anzug dieser ächt italienischen Figur. Unser Held trägt hellbraune oder dunkelgelbe Strümpfe — doch nein, es ist sein eigenes, gelbes Leder; der zerlumpte Teufel schnarcht wie ein Bär, aber in seiner ganzen Stellung, oder vielmehr in seiner Lage, denn er schläft nicht wie die Welschen im Stehen, ist doch ein gewisser Anstand, etwas gewisses, was ihn doch himmelhoch über einen deutschen Lumpen erhebt. Dort drüben in der Bude von schwarz und orangegelb gestreiftem Zeug, verkauft man Sorbetto. Wir sind schon der Meinung geworden, dass das italienische Sorbetto eine sehr angenehme Sache sei. Ehe ich diesen Brief anfang, waren wir in dieser Cajüte, und nachdem jedes eins zu sich genommen hatte, mussten wir für diese 3 Sorbette nicht mehr bezahlen als 15 Soldi, nach unserm Geld etwa 16 Kr. In Frankfurt kostet ein einziges, wie Meta wohl weiss, 12 Kr. Es ist hier alles fremd, aber es gefällt mir sehr wohl, noch mehr als in der Schweiz, wo es mir doch auch sehr gut gefallen hat, wie Du besonders aus dem Brief, den ich Dir von Zürich aus geschrieben habe, ersehen haben wirst. Vorgestern Mittag verliessen wir Brieg, eine kleine Stadt voller Mönche und Nonnen, im Canton Wallis. Wir hofften noch den letzten schweizerischen Ort zu erreichen, welcher Simpeln heisst, doch hatten wir uns verrechnet, so gering auch die Steigung

der Simplonstrasse ist, so ist sie doch beständig; wir konnten die Mähre nicht zum Trabe bringen, sie ging beständig im Schritt, welcher dazu noch sehr schlecht, und wir kamen ziemlich spät in Pasal an, dem einzigen Ort, der zwischen Brieg und Simpeln liegt. Den Versicherungen unseres Fuhrmanns trauend (wir dachten nicht, dass wir uns auf der italienischen Grenze befänden), machten wir uns noch auf den Weg nach dem erwähnten Ort. Aber es wollte kein Simpeln kommen, die Dunkelheit der Nacht wurde immer grösser, die Geschwindigkeit unseres Pferdes immer kleiner, jetzt blieb es sogar alle 30 Schritte stehen und nur ein lautes Hyp unseres Fuhrmanns konnte es wieder in seinen langsamen Gang bringen. Endlich stiegen wir aus, gingen zu Fuss und liessen unsern Kutscher nebenher fahren. Nach stundenlangem Weg erreichten wir endlich ein Haus, es war das Kloster; trotz der vielen abenteuerlichen Erzählungen, die der infame Kutscher, der absolut noch nach Simpeln wollte, uns erzählte, und trotz der vielen Versicherungen, dass man hier nicht logiren könnte, klopfte der Vater dennoch an, und siehe, die Pforte ward uns freundlich aufgethan. Wir nahmen unsere Sachen aus dem Wagen und traten, nachdem der Hausknecht 2 kolossale Doggen mit furchtbarer Stimme glücklich zur Ruhe gebracht hatte, in das Refectorium; es hiess, der Geistliche sei schon zu Bette gegangen, aber es werde gleich einer erscheinen. was denn auch wirklich geschah. Ein frischer, junger Mann, der jedoch schon 10 Jahre auf dem Bernhardiner Kloster gewesen war, kam uns freundlich entgegen, die Unterhaltung musste jedoch französisch geführt werden; das dritte Wort unseres Herrn Geistlichen war Oui Monsieur. Uebrigens war unsere Kost durchaus nicht sehr klösterlich. Wir hatten Suppe mit Käse, Kartoffeln, Macaroni, Pfannkuchen, 4 Flaschen Wein, Nüsse und Kreppel; Fleisch bekamen wir nicht, denn es war das Fest von Mariä Empfängniss. Auch die Betten waren ganz vorzüglich, und wir hatten nicht wie anderswo furchtbare Gefechte mit den Flöhen zu liefern. Wir befinden uns alle durchaus wohl. Wie gehts denn zu Hause bei Euch und bei Dir, liebe Mutter? Was macht Emmi und Klingelböffer, Meta und Rau und besonders, was macht der arme Moloch? In Mailand hoffen wir alles zu erfahren. Viele Grösse von Vater an Alle. Lebt wohl.

Ich bleibe Dein treuer Sohn

Wilhelm.«

Berichte über den weiteren Verlauf der italienischen Reise habe ich nicht vorgefunden. In einem Schreiben aus Mailand sagt der Vater, es sei noch ungewiss, ob sie Genua besuchen; er sei aus guten Gründen nicht dafür, wünsche vielmehr länger in Venedig zu verweilen.

Sell, dessen Angaben bei seiner nahen Beziehung zu dem Hofmann'schen Hause wohl auf mündliche Mittheilungen von Hofmann zurückzuführen sind, erwähnt¹⁾: »Auf diesen Reisen gestaltete sich das Verhältniss zwischen Vater und Sohn, wie das eines älteren Freundes zu einem jüngeren, zumal der Sohn in Italien auch längere Zeit der Hüter des Krankenbettes seines Vaters in schwerem Leiden sein musste.«

Diese Bemerkung bezieht sich auf eine spätere Reise nach Italien, über die jedoch keinerlei schriftliche Aufzeichnung vorliegt. Vater Hofmann wurde in Bologna von einer schweren Lungenentzündung befallen, von der er sich nur sehr langsam erholte. Die Genesung nahm mehrere Monate in Anspruch, und diese Zeit benutzte der Sohn um dort Collegien zu hören.²⁾ Bei einer Reise in den siebziger Jahren nahm Hofmann in dem kleinen Hotel Aquila nero, wo die Reisenden es damals sehr behaglich gefunden hatten, wieder Wohnung; er wurde jedoch arg enttäuscht: die Annehmlichkeiten des Hauses hatten im Wachstum mit den Ansprüchen des Besuchers nicht gleichen Schritt gehalten.

Bei der hohen Intelligenz und umfassenden Allgemeinbildung des Vaters musste das innige Verhältniss zwischen Vater und Sohn, zumal dieser gerade in den für die Charakterbildung empfänglichsten Jahren stand, auf dessen Entwicklung höchst günstigen Einfluss äussern.

Im Jahre 1836 treffen wir Hofmann als Studenten an der Universität seiner Vaterstadt. Für einen bestimmten Beruf hatte er sich noch nicht entschieden. Sein Vater wünschte, dass er sich dem Bau-fach widme; seine Neigung war aber mehr dem Studium der neuen Sprachen zugewendet, einem Fach, das wieder dem Vater, als wenig Aussicht für die Zukunft bietend, nicht einleuchten wollte. Zuletzt entschied man sich für das Studium der Jurisprudenz.

Einige specielle Daten betreffs der Studienzeit Hofmann's hatte der Rector der Universität Giessen, Hr. Prof. Netto, die Güte, mir aus den Acten der Universität zu verschaffen. Danach wurde Hofmann als Stud. jur. immatriculirt am 30. November 1836, doch wendete er gleich von Anfang an den Naturwissenschaften einiges Interesse zu. Aus dem mir übermittelten Verzeichniss der von Hofmann belegten Vorlesungen, das freilich als nicht vollständig hezeichnet wird, ersehen wir, dass er schon im Winter 1836/37 Mathematik bei Umpfenbach hörte, im nächsten Semester Physik bei Schmidt. Im Winter 1837/38 wird neben Naturrecht ein analytischer Cursus bei Liebig aufgeführt. In den weiteren Semestern folgen Physik bei Buff, chemische Technologie bei Knapp; wiederholte Examinatorien

¹⁾ Chemikerzeitung 1888, S. 470.

²⁾ Im Winter 1842; vgl. Sella-Biographie, Ber. d. D. chem. Ges. 18, III, 750 (1885); Erinnerungen III, 30.

und Privatissima in Mathematik bei Umpfenbach scheinen anzudeuten, dass ihm das Studium der Mathematik nicht leicht geworden sei. Daneben werden allgemein bildende Vorlesungen nicht vernachlässigt, wie Aesthetik, Dante, Shakespeare bei Hillebrand bezeugen; in den späteren Semestern finden wir hauptsächlich Naturwissenschaften berücksichtigt: Oryktognosie bei v. Klipstein, populäre Astronomie bei Umpfenbach, Maschinenlehre und Hydraulik, angewandte Mathematik, Elektrizitätslehre bei Buff. Jedenfalls erkennen wir, dass Hofmann, nachdem sich sein Schicksal durch Eintritt in den Zauberkreis der Liebig'schen Schule entschieden hatte, eifrig bemüht war, sich eine umfassende mathematisch-physikalische Grundlage für das Studium der Chemie anzueignen.

Im Uebrigen wissen wir von seinen Studienjahren nur, was Hofmann in dem Gedenkblatt für Heinrich Will selbst berichtet hat ¹⁾. Wir lesen da, dass er gegen Ende der dreissiger Jahre als junger Practicant in Liebig's Laboratorium eintrat und von dem Assistenten Friedrich Schödler in die Geheimnisse der chemischen Analyse eingeführt wurde; dankbar erwähnt er auch der allezeit liebenswürdigen Bereitwilligkeit, mit der Liebig's Privatassistent Will ihn in seinen Studien unterstützte. Die Promotion Hofmann's erfolgte am 9. August 1841. Wer in Giessen sich einer etwas strengeren Doctorprüfung unterziehen wollte, fügte der Bewerbung um Zulassung zu den Promotionsleistungen die Anzeige bei, dass er beabsichtige, auf Grund der bestandenen Prüfung um die *venia legendi* nachzusuchen. Man musste sich dann in drei Fächern zuerst einer schriftlichen, danach der mündlichen Prüfung unterziehen. Diese Prüfung *pro gradu* und zugleich *pro venia* bestand Hofmann mit dem Prädicat *Summa cum laude*. Von dem Einreichen einer Dissertation konnte Dispens ertheilt werden; so liegt denn auch von Hofmann keine Inauguraldissertation vor. Die gleichen Verhältnisse bestanden noch zu meiner Zeit; ich habe den Grad auf Grund der gleichen Prüfung, wenn auch mit einem um eine halbe Nüance geringeren Lob, ebenfalls mit Dispens von der Dissertation erworben.

Nach der Promotion arbeitete Hofmann im Liebig'schen Laboratorium weiter. Angaben über den Gegenstand, mit dem er sich beschäftigte, liegen nicht vor; doch wird man nicht fehlgehen mit der Annahme, dass er alsbald an den Steinkohlentheer und das Anilin herangetreten sei, denn schon im Februar 1843 wird durch eine vorläufige Notiz in den Annalen bekannt gegeben, dass nach einer Untersuchung von Dr. W. Hofmann Kyanol in Zusammensetzung und Eigenschaften mit Anilin identisch ist, und im Juli desselben Jahres erscheint die ausführliche Arbeit über die organischen Basen

¹⁾ Ber. d. D. chem. Ges. 23, III, 852 [1890]

im Steinkohlentheeröl, Hofmann's erste Publication¹⁾. Das Material für diese Untersuchung stellte Hofmann, wie in der Abhandlung angegeben wird, in der Fabrik seines Freundes Ernst Sell in Offenbach dar, wo Theer aus belgischen Gasfabriken hauptsächlich auf Asphalt verarbeitet wurde.

Ueber den Fabrikanten Ernst Sell macht Hofmann in der Biographie von Griess einige Mittheilungen, die ich durch Erkundigungen bei Verwandten Sell's zu ergänzen bemüht war. Die Familie Sell stammt aus Darmstadt, wo der Vater, Hofrath Sell, das Amt eines Regierungsadvocaten, wohl dasselbe was nachmals Anwalt des Fiscus genannt wurde, bekleidete. Es waren drei Söhne; der älteste Wilhelm starb jung als Professor der Rechte in Giessen; der jüngste Sohn Karl war auch dem Beruf des Vaters gefolgt, hatte seine Lehrthätigkeit in Giessen begonnen, war dort zum Extraordinarius aufgerückt und sodann als Ordinarius für römisches Recht nach Bonn berufen worden, wo er 1879 verstarb. Beide und namentlich der jüngere waren mit den Familien Hofmann und Liebig nahe befreundet. Dem Alter nach zwischen den zwei Juristen stand Ernst, geboren 1808. Dieser wurde Apotheker und studirte als solcher in Giessen. Er hat bei Liebig gemeinsam mit dem Franzosen Blanchet eine Untersuchung ausgeführt, durch welche die Zusammensetzung einer ganzen Reihe von ätherischen Oelen und ihrer Verbindungen mit Salzsäure, von verschiedenen Stearoptenen und Camphorarten, Colophonium, Petroleum festgestellt, auch bereits Einiges über das Steinkohlentheeröl ermittelt wird²⁾. Er machte sich danach in den Reichenbach'schen Werken in Blansko in Mähren mit der Theerverarbeitung bekannt³⁾ und gründete sodann in Offenbach a/Main gemeinschaftlich mit C. Zimmer eine Fabrik zur Verarbeitung von Steinkohlentheer. In den Annalen⁴⁾ wird ein schwarzer Lackfirniss aus der Fabrik chemischer Producte von E. C. Sell in Offenbach angelegentlichst empfohlen, als vortreffliches Mittel, Eisen vor Rost zu schützen, Holz und Papier wasserdicht zu machen; dieser Lack geht noch jetzt unter dem Namen »Offenbacher Lack«. Das gemeinschaftliche Unternehmen wollte nicht recht gedeihen. Die Socii trennten sich deshalb, jedoch ohne irgend welche Streitigkeit, und ohne dass ihre freundschaftliche Beziehung unter dieser Auseinandersetzung gelitten hätte. Sell blieb in Offenbach und setzte die Verarbeitung des Steinkohlentheers fort, während Zimmer in dem benachbarten Sachsen-

1) Ann. d. Chem. 47, 37 [1843].

2) Ann. d. Chem. 6, 259 [1833].

3) Ber. d. D. chem. Ges. 24, III., 1019 [1891].

4) Ann. d. Chem. 53, 143 [1845].

hausen die Verarbeitung der Chinarinden in Angriff nahm. Merkwürdiger Weise fingen von der Trennung ab beide Unternehmungen an zu prosperiren. Die Zimmer'sche Chininfabrik überflügelte in wenigen Jahren alle Fabriken dieser Art in der ganzen Welt und fuhr fort zu blühen bis zum Tode C. Zimmer's. Unglückliche Speculationen in Rinden, die zu grossen pecuniären Verlusten führten, veranlassten nachmals den Sohn, die Fabrik an Friedrich Jobst zu verkaufen; sie besteht übrigens noch heute unter der Firma Jobst & Zimmer. Auch E. Sell in Offenbach machte gute Geschäfte; wenn er seinen Erwerb auch nicht, wie sein ehemaliger Socius, nach Millionen zählte, so konnte er doch, da unheilbare Krankheit ihn zum Aufgeben des Geschäftes nöthigte, als wohlhabender Mann sich zurückziehen. Er lebte dann noch einige Jahre in seiner Vaterstadt Darmstadt, wo er im Alter von 46 Jahren am 31. Juli 1854 starb. Seine Fabrik kaufte K. Oehler, der oder dessen Nachkommen sie noch jetzt, freilich nach einem verheerenden Brand neu aufgebaut, in sehr viel ausgedehnterem Maassstab betreiben. Ein Werkmeister in der Sell'schen Fabrik ist gleichfalls nachmals als Fabrikant sehr bekannt geworden, Brönner, der das Benzol als Reinigungsmittel »Brönner's Fleckenwasser« in den Handel einführte. E. Sell wird als ebenso geschickt, klug und fleissig, wie liebenswürdig und hülfbereit gerühmt.

Im Jahre 1843 errichtete Liebig, um sich in seiner Lehrthätigkeit etwas zu entlasten und sein Interesse ausschliesslicher den vorgerückten, mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigten Schülern widmen zu können, ein Filiallaboratorium im Hinterbau eines ihm gehörigen Hauses am Seltersberg. Die Leitung dieses für den Unterricht der Anfänger bestimmten Laboratoriums wurde Will übertragen, der damit aus seiner Stellung als Assistent ausschied. Sein Nachfolger wurde Hofmann, der nun als Privatassistent Liebig bei dessen experimentellen Untersuchungen sowohl, als bei der Redaction der Annalen zu unterstützen hatte.

Diese Periode seines Lebens hat Hofmann selbst theils in der Biographie von Adolph Wurtz ¹⁾, theils in dem Gedenkblatt an Heinrich Will ²⁾ eingehend geschildert.

Der Biographie Will's ist eine Zeichnung von Trautschold beigegeben, die der von Hofmann's Vater 1842 herausgegebenen Beschreibung des Giessener Laboratoriums entnommen ist; sie stellt das Innere des Hauptarbeitssaales mit den darin beschäftigten Schülern dar. Wir haben sie hier reproducirt.

¹⁾ Zur Erinnerung an vorangegangene Freunde, Braunschweig 1888, Bd. III, S. 199 ff.; Ber. d. D. chem. Ges. 20, III, 815 — 996 [1887].

²⁾ a. a. O.

In der Mitte des Bildes sitzt Aabel, der Famulus, vor einem grossen Mörser, in dem er Knochen zerstösst. Aabel war ein ausserordentlich geschickter und kluger Diener; ausser der Bedienung des Laboratoriums lag ihm ob, ein kleines Lager von Utensilien zu halten, aus dem die Practicanten ihren Bedarf an Glaswaaren, sowie an theuren Apparaten und Chemikalien bezogen. Diesen Handel trieb er mit grosser Sachkenntniss und, wie es scheint, mit ziemlichem Gewinn. Er erwarb sich dadurch mit der Zeit einiges Vermögen und gelangte zu solchem Ansehen, dass man ihn in seiner Heimath, dem Dörfchen Wieseck bei Giessen, zum Bürgermeister wählte. Das Geschäft nährte ihn offenbar zu gut, denn er nahm an Leibesumfang gewaltig zu. Als ich in Giessen studirte, war er unmässig dick und einer unheimlichen Schlafsucht verfallen. Wenn er an sein Buch ging, um das Abgegebene zu notiren, begann er, vor dem Stehpult stehend, zu schlafen, was sich alsbald durch dröhnendes Schnarchen bemerklich machte. Stieg er auf die Leiter, um aus den oberen Fächern des Repositoriums den gewünschten Kaliapparat herunterzuholen, so stellte er plötzlich die Bewegung ein, und von der Leiter herab ertönte das furchtbare Schnarchen; man musste ihn dann durch Anrufen oder Anstossen aufwecken. Kam er gar irgendwo zum Sitzen, dann bedurfte es energischen Rütteleins, um ihn wieder in Bewegung zu bringen.

Als sprechend ähnlich erkenne ich ohne Weiteres ausser Aabel Will und den am Kopfende des Tisches rechts sitzenden Varrentrapp; von mehreren Seiten wird mir die in dem Digestorium zwischen Laboratorium und Hörsaal erscheinende Gestalt als die des Bauch-Louis bezeichnet, d. h. des Anton Louis, Sohn des Oberförsters Louis in Eselsbach, von dem die Rede ging, dass er regelmässig am Montag Morgen seine sämtlichen Buben im Vorschuss gründlich durchprügelte, worauf er dann die Woche über um ihre Lumpenstriebe sich nicht mehr kümmern zu müssen glaubte. Warum dem Betreffenden das Epitheton ornans Bauch- vor den Namen gesetzt wurde, kann ich nicht angeben. Soviel ich weiss, ist Bauch-Louis nicht bei der Chemie geblieben, sondern Architekt geworden.

Im Uebrigen waren meine Bemühungen, von den mir befreundeten älteren Schülern Liebig's authentischen Aufschluss über die Namen der weiteren auf dem Trautschold'schen Bilde dargestellten Chemiker zu erhalten, vergeblich. Der einzige, dessen Jugend noch in die Zeit der Entstehung des Bildes hineinragt, der hochbetagte Fr. Knapp, erwiderte mir entrüstet, was mir denn einfallt, seinem 86-jährigen Kopf eine solche Gedächtnissleistung zuzumuthen. Mein 81-jähriger Freund Dr. G. Guckelberger, der um das Jahr 1848 bei Liebig Assistent war und sich durch Arbeiten über die Oxydation von Eiweisskörpern¹⁾ sowie über Ultramarin²⁾ bekannt

¹⁾ Ann. d. Chem. 64, 39.

²⁾ ibid. 213, 182.

machte, hat mir zwar wiederholt Proben eines ganz ausgezeichneten und durch das Alter nicht geschwächten Gedächtnisses gegeben, sich überhaupt solche Jugendfrische bis in das hohe Alter hinein bewahrt, dass er den Wagemuth besass, mit 71 Jahren den Junggesellen an den Nagel zu hängen und, wie er mir schreibt, »sich ein Weibchen beizulegen«, aber auch er konnte mir keinen Bescheid geben; ebensowenig Th. Fleitmann, der als Assistent Liebig's der Nachfolger Guckelberger's war, schon 1847 das schwefelfreie Protein zu Grabe trug¹⁾ und den Entdecker dieser problematischen Substanz auch später noch gehörig abwandelte²⁾, nachmals der grösste Nickelproducent wurde und jetzt als Commercienrath in Iserlohn sich eines gesegneten Alters erfreut. Auch meinen Freund Emil Erlenmeyer sen. ging ich vergeblich um Auskunft an.

Erst nachdem das Manuscript schon in Händen des Setzers war, machte man mich darauf aufmerksam, dass das Trautschold'sche Bild in Westermann's Monatsheften abgedruckt ist und dass dort auch von den meisten der darauf abgebildeten Chemiker die Namen mitgeteilt sind. Da der betreffende Aufsatz³⁾, der die chemischen Arbeiten und die diesen in Giessen, Bonn, Berlin, Leipzig geweihten Stätten bespricht, einen alten Liebig-Schüler, Friedrich Schoedler⁴⁾, zum Verfasser hat, der zur Zeit der Entstehung des Bildes in naher Beziehung zu dem Giessener Laboratorium stand, so darf dessen Erklärung wohl als authentisch angesehen werden.

Danach steht also auf der linken Seite der stattliche Mexicaner Ortigosa; er hält einen Kaliapparat in der Hand und mag wohl gerade mit der Vorbereitung einer der Elementaranalysen beschäftigt sein, durch die er die Zusammensetzung des Nicotins⁵⁾ und des Coniins⁶⁾ feststellte; nach seiner Haltung möchte man fast einen Abgesandten der »Woche« mit seinem »bitte, meine Herren, einen Augenblick stille stehen« in der Nähe vermuthen. Seine beiden Nachbarn werden nicht namentlich aufgeführt. Will, in der Mitte des Bildes,

¹⁾ Ann. d. Chem. 61, 121.

²⁾ ibid. 76, 127.

³⁾ Westermann's Monatshefte 38, April bis September 1875, S. 21.

⁴⁾ Schoedler, aus Dieburg bei Darmstadt gebürtig, lernte als Apotheker, studirte in Giessen und war von 1835 ab Assistent Liebig's: man verdankt ihm den Nachweis der Identität der durch Erhitzen von Aepfelsäure erhaltenen, schwer löslichen Paramaleinsäure mit der Säure aus dem Erdrauch (Ann. d. Chem 17, 148). Als Lehrer am Gymnasium zu Worms verfasste er die viel verbreitete populäre Uebersicht über sämtliche Naturwissenschaften die unter dem Namen »Buch der Natur« etliche zwanzig Auflagen erlebte. Er ist 1884 in Mainz gestorben, wo er Director der Realschule war.

⁵⁾ Ann. d. Chem. 41, 114.

⁶⁾ Ann. d. Chem. 42, 313.

sucht dem vor ihm stehenden Wilhelm Keller¹⁾ einen chemischen Vorgang zu erklären. Die Figur mit ausgespreizten Beinen am rechten Mittelisch, die mit unverkennbar grossem Selbstbewusstsein einer Destillation zuschaut, wird als Wydler²⁾ bezeichnet. Der schlanke Elegant mit Hut und Handschuhen, der auf der äussersten Rechten steht, ist unser Aug. Wilh. Hofmann; er wendet seine ganze Aufmerksamkeit dem Reagirrohr zu, das sein Nachbar, Emil Boeckmann³⁾ schüttelt. Dann folgen Scherer und ganz im Hintergrund Strecker, beide nachmals Professoren der Chemie in Würzburg, beide der Wissenschaft durch den Tod allzufrüh entrissen.

Das Jahr 1843 brachte Hofmann schweres Herzeleid, es raubte ihm den lieben Vater. Bei den innigen Beziehungen zwischen Vater und Sohn muss er diesen Verlust auf das Tiefste empfunden haben. Er schreibt darüber an seine Schwägerin Josephine:

»Meine liebe Josephine!

Kaum haben wir Zeit gefunden, uns mit Resignation in das Unvermeidliche des schweren Verlustes (Tod einer Schwester) zu fügen und schon ist ein neues Band zwischen den Gliedern unsrer Familie zerrissen worden. Das alte Jahr, ich sah es scheiden mit so grosser Bitterkeit, mit solchem Leid im Herzen, dass ich's kaum der Mühe werth hielt, das neue zu beginnen, und doch dacht' ich nicht, dass schon in seinen ersten Monaten wieder so herber Kummer uns werden würde. Bei der jüngsten Trauerkunde war neben der Betrübniß, die dieselbe in uns erregte, der ganze alte Schmerz wieder wach geworden. Ich will es nicht versuchen, Dir alle die Trostgründe zu wiederholen, die sie auch an mir verschwendet haben. Sie haben alle etwas Wahres in sich, allein wir sind im ersten Augenblick des Schmerzes nicht im Stande, so bitter Wahrheit zu begreifen. Zu ihrem Verständniß bedarf es der Zeit. Einen Trost aber giebt es, der uns auch in der ersten Zeitperiode, welche dem Hintritt eines geliebten Menschen folgt, ausserordent-

¹⁾ Keller war wie Schoedler ein Hesse, aus Griesheim, einem Dorf in der Rheinebene, das der benachbarten Hauptstadt Darmstadt ausgezeichnete Zwiebeln und Kartoffeln liefert: er studirte Medicin in Giessen und hat dann bei Wöhler constatirt, dass die Benzoësäure im menschlichen Organismus in Hippursäure verwandelt wird. (Ann. d. Chem. 43, 104.) Nachmals wirkte er als praktischer Arzt in Philadelphia.

²⁾ Dr. Bolley und Dr. Wydler in Aarau über den Farbstoff der *Anebusa tinctoria*. Ann. d. Chem. 62, 141.

³⁾ E. Boeckmann aus Erbach im Odenwald (Cyanverbindungen, Ann. d. Chem. 22, 156, Nelkensäure, ebenda 27, 155, Platinoxydul ammoniumsulfid 42, 316: 50. 288) wurde Techniker, langjähriger Leiter der Fries'schen Ultramarinfabrik in Heidelberg.

liche Erleichterung gewährt — es ist dies die wunderbare, mit unserm ganzen Dasein verwebte Zuversicht des Wiederfindens in einer anderen Welt. Du wirst Dich vielleicht wundern, solche Worte gerade von mir zu vernehmen, den Ihr Alle mehr oder weniger im Verdacht der Unchristlichkeit gehabt habt. Aber mein Glaube in dieser Hinsicht ist wunderbar kindlich. Wenn ich meine Augen zum nächstlichen Himmel emporschlage und die Tausende von Welten erschauere, die dort oben in majestätischer Ruhe ihren ewigen Weg wandeln, so will mich's immer bedünken, mein Vater müsste auf einem dieser schönen Sterne wohnen mit der vorangegangenen Schwester und mit allen gefolgtten Freunden. Ich kann mich auch niemals des Gedankens erwehren, dass er dort oben fortbaut, wie er's hier unten gewohnt gewesen. Und diese Gedanken, denen ich mich jetzt häufig hingebe, gewähren mir eine wunderbare Lust, der Tod hat alles Schreckhafte verloren.

Das sind nun freilich alles Träume, denn so unerschütterlich wir auch von dem Fortbestehen selber überzeugt sind, so wenig wissen wir über das Wie und Wo. Hier ist es, wo sich der Fantasie ein weites Feld eröffnet, da der Mensch, niemals mit einem blossen Wortbegriff zufrieden, stets nach einem Bilde sucht, mit welchem er seine Wünsche schmückt.

Aber ach, alle diese Gedanken, mit denen ich auf einsamem Spaziergange mein sehnsüchtiges Verlangen nach dem lieben Geschiedenen bewältigte, sie helfen nichts, wo die Wirklichkeit mit unabweisbarer Eindringlichkeit auf uns einströmt, wenn wir die Hand des Verlorenen fassen wollen und unser Ohr vergeblich seiner Stimme lauscht.

Dies sind die schrecklichsten Stunden, die ich in meinem Leben durchgekämpft, Stunden vollkommenster Hoffnungslosigkeit. Ich, der ich vor so kurzer Zeit erst Grauses erlitten, ich bin fähig, Deinen Schmerz zu ermessen und mitzufühlen.

Kaum wage ich nach Deiner schwergeprüften Mutter, nach Elisen zu fragen. Grüsse sie herzlich von mir, sowie Rubens und Deine Kinder.

An Fritz schreib' ich nächstens.

Dein treuer Schwager
Wilhelm.

Giessen, den neunten März 1843«.

Als Gehülfe der Redaction der Annalen hatte Hofmann eine Uebersicht der in letzter Zeit unternommenen Forschungen über den Indigo und seine Metamorphosen zu liefern¹⁾, in der die Arbeiten von Dumas, Erdmann, Laurent eingehend besprochen werden. Diese

¹⁾ Ann. d. Chem. 48, 253—343.

literarische Arbeit bildet die Vorbereitung für seine nächsten Experimentaluntersuchungen »über das Chloranil«¹⁾, »über die Metamorphosen des Indigo und die Erzeugung organischer Basen, welche Chlor und Brom enthalten«²⁾.

Er reichte diese Arbeit der Société de Pharmacie de Paris ein zur Bewerbung um den Preis für eine von dieser gestellte Preisaufgabe. Der Berichterstatter Gaultier de Claubry bemerkt³⁾: Die mit dem Motto »Facts are to the mind what food is to the body (Burke)« versehene Abhandlung über die Einwirkung der Alkalien auf die Umsetzungsproducte des Indigo behandle zwar nicht eigentlich das von der Gesellschaft ausgeschriebene Thema, die Einwirkung von Alkalien auf natürliche organische Stickstoffverbindungen wie Eiweiss, Fibrin, Casein, sie enthalte aber so viele sehr merkwürdige und wichtige Beobachtungen über die Producte der Einwirkung von Alkali auf Chlor- und Brom-Isatin, dass die Commission vorschlage, dem Verfasser eine Medaille von 200 Frcs. zu ertheilen.

Die riesige Arbeitskraft, die Hofmann während seines ganzen Lebens treu geblieben ist, bethätigt er bereits als Assistent. Jedenfalls hatte er für seinen Chef allerhand zu leisten, mehrfach werden von ihm ausgeführte Analysen erwähnt, auch die Annalen nahmen sicherlich einen nicht unbeträchtlichen Theil seiner Zeit in Anspruch, gleichwohl bringt er noch in dem nämlichen Jahre 1845, ausser den bereits erwähnten beiden Arbeiten, mehrere, zum Theil recht umfangliche Abhandlungen zur Veröffentlichung⁴⁾.

Trotz dieser sehr erfolgreichen und befriedigenden Thätigkeit ist Hofmann in der Assistentenstelle nur kurze Zeit geblieben. Er sehnte sich nach einer selbstständigen Stellung, die ihm die Gründung eines eigenen Heerdes ermöglichen würde, denn er hatte sich mittlerweile verlobt. Im Liebig'schen Hause hatte er eine Nichte der Frau Liebig's, die dort öfters zum Besuch gewesen, Helene Moldenhauer aus Darmstadt, ein junges, hübsches und sehr liebenswürdiges Mädchen kennen gelernt und deren Herz gewonnen. In Giessen aber konnte er nicht hoffen, voran zu kommen, da er dort Knapp, Kopp und Will zu Vordermännern hatte.

Welche Gründe für Bonn den Ausschlag gaben, vermag ich nicht zu ersehen. Wahrscheinlich wurde die Wahl auf Bonn gelenkt durch den schon erwähnten, 1840 als Ordinarius nach Bonn berufenen Ro-

1) Ann. d. Chem. 52, 55 [1844]. 2) Ann. d. Chem. 53, 1 [1845].

3) Journ. de Pharm. et d. Chimie III, Sér. 7, 91.

4) Ueber das Styrol und einige seiner Zersetzungsproducte von Hofmann und Blyth, Ann. d. Chem. 53, 289—329; neue Bildungsweisen des Anilins von Hofmann und Muspratt, ibid. 221—229; über das Toluidin, eine neue organische Basis von denselben, Ann. d. Chem. 54, 1—29, und eine vorläufige Notiz über die Identität von Leukol und Chinolin, Ann. d. Chem. 53, 427.

manisten Karl Sell, den Vater des früh verstorbenen Chemikers Eugen. Seines intimen Verkehrs mit Liebig wird in der Wurtz-Biographie (Zur Erinnerung etc. III, 204) Erwähnung gethan.

Die Habilitation erfolgte im Anfang des Sommer-Semesters. Das Protocoll über das Colloquium, dem sich Hofmann pro venia unterziehen musste, ist datirt vom 28. April 1845 und unterzeichnet von dem Physiker Plücker, damals Rector magnif. der Universität, dem Reg.-Rath Delbrück, Geh.-Rath Goldfuss, dem allen Besuchern der früheren Naturforscherversammlungen als Berg- und Noeggerath bekannten Mineralogen, den Professoren Loebell, Lassen und dem Decan der philosophischen Facultät, Professor der Chemie C. W. Bergemann, der sich durch einige Mineralanalysen, sowie die Entdeckung eines später nicht anerkannten neuen Elementes, Donarium¹⁾, bekannt gemacht hat. Das Thema, welches dem Candidaten von der Facultät für seinen Vortrag aufgestellt war, scheint uns etwas langstielig gefasst, es lautet: »Wenn nachgewiesen ist, dass das in der atmosphärischen Luft in sehr geringer Menge vorhandene kohlen saure Ammoniak die vorzüglichste Quelle ist, woraus die Pflanzen ihren Stickstoff entnehmen, dieses Salz aber als Resultat der Zersetzung stickstoffhaltiger, organischer Substanzen betrachtet werden muss, so fragt es sich, welche Substanzen können als möglich gedacht werden, wodurch die ersten Stickstoffverbindungen auf der Erde sich gebildet haben, und welche Erscheinungen im Gebiete der Chemie können deshalb Winke geben. Hierbei ist der Unterschied in's Auge zu fassen, dass das Material, woraus die Pflanzen ihren Kohlenstoff entnehmen, nicht nur in grosser Menge in unorganischen Verbindungen vorhanden ist, sondern auch ununterbrochen fort aus dem Innern der Erde in den Kohlensäure-Exhalationen in die Atmosphäre übertritt, während Stickstoffverbindungen nur in den sedimentären Formationen, welche Reste einer untergegangenen, organischen Welt voraussetzen, gefunden werden, nicht aber in krystallinischen Gesteinen.« Der Ordinarius für Chemie, von dem wohl das Thema gestellt wurde, war gleichzeitig Lehrer an der landwirthschaftlichen Schule in Poppelsdorf, und er hatte mit grosser Schläue einen Punkt ausfindig gemacht, den Liebig in seiner Agriculturchemie nicht berührt. Nach dem Protocoll beleuchtet Cand. in dieser »mit Fleiss und Kritik abgefassten« Probearbeit besonders die Verhältnisse, unter denen sich Stickstoff mit Sauerstoff zu Salpetersäure, mit Wasserstoff zu Ammoniak, mit Kohlenstoff zu Cyan verbindet. Das Thema der öffentlichen Antrittsvorlesung in der Anla war: Ueber die Bedeutung der quantitativen organischen Analyse für andere Wissenschaften.

¹⁾ Aus dem Orangit von Brewig, Norwegen; Jahresbericht 1851, 240, später von Damour, Berlin und Bergemann selbst für identisch mit Thorium erkannt; *ibid.* 1852, 367.

Hofmann hält noch im Laufe des Sommer-Semesters 1845 öffentliche Vorlesungen über organische Chemie in Anwendung auf Pflanzenphysiologie. Die für den Winter angekündigten Vorlesungen wurden nicht mehr gehalten, denn mittlerweile war bereits die Uebersiedlung nach London erfolgt.

Dass Hofmann selbst seinen in Bonn gehaltenen Vorlesungen nur einen succès d'estime¹⁾ zuschreibt, darf wohl auf die bekannte »Autorbescheidenheit« zurückgeführt werden. Berichte über seine Thätigkeit in Bonn liegen mir nicht vor. Wie Tiemann angiebt²⁾, hatte Hofmann in Bonn die nämliche Wohnung inne, die Prinz Albert von Coburg, der nachmalige Gatte der Königin Victoria während seiner Bonner Studienzeit bewohnt hatte; eines der Zimmer war zum Laboratorium eingerichtet worden. Da habe Hofmann den hohen Herrschaften einige chemische Versuche vorgeführt und, heisst es, «er wusste den erläuternden Vortrag so interessant zu gestalten, dass er dadurch die Aufmerksamkeit des englischen Königshauses dauernd auf sich gelenkt hat.»

Aus der Bonner Privatdocentenzeit datirt eine Arbeit »Sichere Reaction auf Benzol«³⁾, in der die Umwandlung von Benzol in Anilin durch Nitriren und Reduciren mit nascentem Wasserstoff beschrieben, sowie der Gehalt des Steinkohlentheeröls an Benzol nachgewiesen wird; weiter wird eine mit J. S. Muspratt gemeinsam ausgeführte Untersuchung über Dinitrobenzol veröffentlicht⁴⁾. Die nächst erscheinende Arbeit »über einige neue Verbindungen und Zersetzungsproducte des Anilins« trägt bereits den Titel »ausserordentlicher Professor« an der Spitze⁵⁾.

Noch in demselben Sommer begannen schon die Verhandlungen, die Hofmann's Uebersiedlung nach London einleiten. Am 3. August 1845 schreibt er an Fritz darüber:

»Ich werde Bonn sehr wahrscheinlich in dem Herbst schon wieder verlassen, um nach London als Professor der Chemie zu gehen. Ich habe auf die bisherigen Anträge bisher nicht bejahend und verneinend geantwortet, weil sie im Ganzen zu unbestimmt gestellt waren. Durch eine mündliche Besprechung mit dem Secretär der Gesellschaft, welcher zu dem Ende vor einigen Wochen hier war, haben sich aber die Verhältnisse wesentlich geändert. Derselbe brachte mir nämlich eine directe Berufung in optima forma mit. Ich werde Dir am liebsten eine Copie dieses nicht uninteressanten Actenstückes mittheilen, hoffe Dir's aber bald selbst zeigen

¹⁾ Rede bei der studentischen Feier am 7. März 1878.

²⁾ Ber. d. D. chem. Ges. 25, II, 3386 [1893].

³⁾ Ann. d. Chem. 55, 200.

⁴⁾ ibid. 57, 201.

⁵⁾ ibid. 57, 265.

zu können und will Dir deshalb jetzt nur die Hauptbedingungen angeben.

Ich erhalte ein Laboratorium für 40 Studenten, einen Assistenten und Famulus, deren Kosten sämmtlich von der Gesellschaft bestritten werden; ferner eine vollkommen meublirte Wohnung. Als Besoldung erhalte ich fix 400 *l.* Sterling und von jedem Studenten per semester 2 *l.*; 20 Studenten haben sich bereits für das nächste Semester gemeldet. Ferner übernimmt die Gesellschaft meinen ganzen Apparat zum Einkaufspreis. Vor der Hand habe ich mich nur auf 2 Jahre zu verpflichten, bleib' ich indessen länger, so setzt die Gesellschaft meinem Gehalt jährlich 100 *l.* zu, bis der Gehalt 700 *l.* Sterling beträgt. Alle diese glänzenden Bedingungen hätten mich jedoch noch nicht vermocht, mich auf die Sache näher einzulassen, hätte sich zu denselben nicht noch ein anderer Vorschlag gefügt. Unter den Personen, welche sich am lebhaftesten für das neue College of chemistry interessiren, befindet sich Sir James Clark, Leibarzt der Königin von England. Derselbe will es durch seinen Einfluss durchsetzen, dass ich noch am Ende dieses Semesters ausserordentlicher Professor an hiesiger Universität werde und die Erlaubniss erhalte, auf 2 Jahre nach England zu gehen, um nach Ablauf dieser Zeit mit 600 Thl. Gehalt wieder hier einzutreten.

Das Alles klingt ziemlich märchenhaft, das muss ich selbst gestehen, da ich indessen den gegenseitigen Contract nicht eher anzunehmen habe, als bis ich von Seiten der preussischen Regierung ein Document über die beiden letzten Punkte in Händen habe, so begreifst Du, dass ich in keiner Weise irgend etwas riskire. Nachdem aber, wie ich die Engländer kenne, versprechen sie nicht leicht etwas, von dem sie nicht vollkommen sicher sind, dass sie es durchsetzen können. Ich für mein Theil bin überzeugt, dass ich am 1. October in Oxfordstreet, Hanoversquare sitze und den Beefsteaks Mineralanalyse lehre. In den nächsten 14 Tagen wird die Sache entschieden sein, da die Angelegenheit höchst wahrscheinlich bei der directen Zusammenkunft des Königs von Preussen mit der Königin von England zur Sprache kommen wird.

So weit über diese Angelegenheit, lieber Fritz. Jetzt noch einige Worte über Deine Reise hierher. Mir ist vor Allem daran gelegen, dass Du meine Braut kennen lernst, denn das kannst Du mir auf's Wort glauben, von einer solchen Engelhaftigkeit hast Du gar keinen Begriff. Sie ist wahrhaftig viel zu gut für mich. Da mir Schüssler sagte, dass Deine Frau in die Wochen kommen würde, so glaubte ich, dass Du nicht viel Zeit haben werdest, und lud deshalb auf Sell's Veranlassung meine Braut ein, hierherzukommen während der Beethoventage. Leider ist aber aus diesem Project nichts geworden, da sich Helene wegen Sell's Scrupel

machte. Dies ist mir um so leider, als gerade am 12. August Helenen's Geburtstag ist, welchen Tag ich jedenfalls mit ihr verleben möchte.«

Die Geschichte des College of Chemistry, an welches Hofmann 1845 berufen wurde, ist verschiedentlich schon beschrieben. So haben Playfair und Abel in der Hofmann memorial lecture, die am 5. Mai 1893 vor der Chemical Society in London gehalten wurde, ihre eigenen Erinnerungen an die Gründung des College geschildert, und Hofmann selbst theilt sie in kurzem Umriss mit in der 1871 veröffentlichten Schrift »A page of Scientific history«¹⁾.

Für uns Deutsche ist die Geschichte der Entstehung des College etwas beschämend. Wir erwarten Alles von der Regierung, ein neuer Lehrstuhl an einer Universität, ein neues Lehrinstitut muss von der Regierung ausgehen. Grössere Lehrinstitute aus Privatmitteln, wie z. B. das Städel'sche Institut und das Senkenberg'sche Stift in Frankfurt a/M. bilden im Ganzen doch recht seltene Ausnahmen. Das College of Chemistry verdankt seine Entstehung lediglich privater Initiative. Freilich noch weit, weit mehr leistet die private Thätigkeit für die öffentlichen Bildungsanstalten in Amerika, wo es nichts Aussergewöhnliches ist, dass ein Privatmann die Mittel zur Gründung einer ganzen Universität bietet. Der Senat der Universität San Francisco hat vor einigen Jahren die Baumeister der ganzen Welt zu einer Concurrenz eingeladen für den Neubau sämtlicher Universitätsinstitute; darin heisst es: der Eifer unserer Mitbürger, zu den Einrichtungen unserer Universität beizusteuern, ist so allgemein und so gross, dass wir dem Architekten jede irgend gewünschte Summe zur Verfügung stellen können. Unsere Universität ist noch reicher, sagte mir ein Professor der zweiten kalifornischen Universität, der mich im vorigen Sommer besuchte; bekanntlich hat Leland Stanford Vater, um das Andenken seines einzigen Sohnes zu ehren, für die Gründung der Leland Stanford junior University dem Staate Californien die Kleinigkeit von 20 Millionen Dollars geschenkt²⁾. Damit vergleiche man den ermüdenden jahrelangen Kampf, den der deutsche Gelehrte zu führen hat, um ein neues Institut oder nur eine kleine Verbesserung des vorhandenen zu erringen!

Der Ruf der Schule Liebig's hatte viele junge Engländer nach der Universitätsstadt an der Lahn gezogen. Sie waren von Liebig eingeführt worden in die Methode der wissenschaftlichen Untersuchung

¹⁾ The quarterly Journal of Science, ed. by William Crookes, London 1871, vol. VIII (n. Ser. D), 145.

²⁾ Paul Lindau's Amerika-Reisen, Volksausgabe Berlin, Duncker, 1899, Bd. 2. S. 55.

und ihren Namen begegnen wir in den Annalen der Chemie und Pharmacie gegen Ende der dreissiger und anfangs der vierziger Jahre. William Gregory scheint mehrfach im Giessener Laboratorium gearbeitet zu haben; Stenhouse publicirt über Hippursäure und über Chlorcyan; über Oxydation von Fetten, Wachs und Wallrath arbeiten W. Radeliff, Edm. Ronalds, B. Sthamer, T. C. Tillely, Playfair über Muscatbutter, W. Francis über Kokkelskörner; Bence Jones studirt die Zusammensetzung der Nahrungsmittel des Pflanzenreiches; Fr. Wrightson und H. James finden wir mit Analysen von Pflanzen, Aschen und Mineralien beschäftigt; John Blyth und J. S. Muspratt arbeiteten noch mit Hofmann über Toluidin, Anilin, Styrol.

Alle die Söhne des Inselreiches, die damals in Giessen in die Geheimnisse der chemischen Forschung eingeführt worden waren, kehren mit dem Feuereifer des Meisters beseelt in die Heimath zurück, um dort die eminente Bedeutung der Chemie für die Entwicklung von Wissenschaft und Technik, Geistescultur und Nationalwohlstand als begeisterte Apostel zu lehren und das Interesse der gebildeten Welt unserer Wissenschaft zuzuwenden.

Liebig's epochemachendes Werk, die Organische Chemie in Anwendung auf Agricultur und Physiologie, dessen Entstehung, wie in der Vorrede gesagt wird, theilweise auf eine Anregung von Seiten der englischen Society for the advancement of Science zurückzuführen ist, fand in England begeisterte Aufnahme. Die Uebersetzung durch Dr. Gardener war alsbald in allen Kreisen der vornehmen englischen Welt verbreitet, die ja vorzugsweise aus Grundbesitzern besteht, daher der Anwendung der Chemie auf Agricultur ein lebhafteres Interesse entgegenbringt, als die gebildete Welt Deutschlands.

Liebig's Reise nach England im Jahre 1842 glich einem Triumphzuge. In Begleitung des bekannten Geologen Buckland und geleitet von Lyon Playfair besuchte er die politischen und landwirthschaftlichen Notabilitäten und die grösseren Städte Englands. Wohin er kam wurden grosse Versammlungen veranstaltet, wo er Gelegenheit fand, grössere Kreise von Zuhörern für die Chemie zu begeistern.

So machte sich bald allenthalben das Bedürfniss nach chemischen Unterrichtsanstalten fühlbar. Die Unzulänglichkeit der seitherigen Lehrinstitute, welche die Chemie immer nur in Beziehung auf specielle Anwendung behandelten und, wie Sir Fr. Abel klagt, nur den wohlbemittelten Schülern zugänglich waren, wurde wiederholt und wiederholt dargethan; so in einem offenen Briefe von William Gregory, einem der ersten Schüler Liebig's, an Lord Aberdeen »on the state of the chemical schools in the united kingdom«. Sir Fred. Abel berichtet in der schon erwähnten Hofmann memorial lecture von der unermüdlchen Agitation des Dr. Gardener, des Ueber-

setzers von Liebig's Chemischen Briefen, den John Lloyd Bullock, gleichfalls ein früherer Liebig-Schüler, auf's Eifrigste unterstützte.

Die ersten Versuche schlugen gleichwohl fehl. Man wollte die Royal institution veranlassen, die nöthigen Räumlichkeiten für ein Laboratorium nach dem Muster des Giessener herzugeben, was diese jedoch nach langen Verhandlungen ablehnte.

Die Agitation liess aber nicht nach; besonders wurde sie unterhalten durch Lord Ashburton, Warren de la Rue und last not least den Leibarzt der Königin, Sir James Clark. Nachdem durch private Subscription die nöthigen Mittel gesichert waren, wurde in einer öffentlichen Versammlung in St. Martin's Place am 29. Juli 1845 der Plan des Unternehmens dahin festgestellt, dass ein Lehrinstitut für wissenschaftliche Chemie ganz im Sinne und Geiste des Liebig'schen Laboratoriums zu gründen sei; man wählte ein Comité, das mit den nöthigen Maassnahmen betraut und vor allem damit beauftragt wurde, Liebig um Empfehlung eines seiner Schüler zu ersuchen, der geeignet wäre, das neue Institut einzurichten und zu leiten.

Man sah ohne Weiteres von den einheimischen Chemikern ab, obwohl es an ausgezeichneten Männern nicht fehlte; wir erinnern nur an Faraday, Thomas Graham, William Gregory, Robert Kane, William Allen Miller, George Fownes, Lyon Playfair, John Blyth, theils weil diese bereits in Amt und Würden standen, hauptsächlich aber darum, weil man einen Chemiker haben wollte, der bei Liebig Assistent gewesen war; denn die Lehrthätigkeit Liebig's hatte in dem Enthusiasmus und den glänzenden Leistungen seiner Schüler alles bis dahin Dagewesene an Erfolg so weit überstrahlt, dass man glaubte, nur ein von Liebig selbst ausgebildeter Schüler, der als Assistent des grossen Meisters mit seiner Lehr- und Untersuchungs-Methode und mit den Einrichtungen seines Laboratoriums vollkommen vertraut geworden, biete volle Bürgschaft für das Gedeihen des zu begründenden Instituts.

Dass man nicht davor zurückschreckte, einen Fremden mit dieser Aufgabe zu betrauen, und den Entschluss fasste, sich sofort an Liebig zu wenden, schreibt Hofmann selbst in erster Linie dem Einfluss des Sir James Clark zu, der von Anfang an dem Plan lebhaftes Interesse zugewendet hatte und sich bis zu seinem Ende als thatkräftiger und treuer Freund des Royal College erwies.

Bekanntlich hatte Liebig zuerst Fresenius, dann Will und Hofmann vorgeschlagen. Für das College war es ein Glück, dass die beiden Ersten ablehnten. Fresenius hatte sich schon der Specialität zugewendet, die er während seines ganzen Lebens pflegte, nämlich der analytischen Chemie, in der er der würdige Nachfolger Heinr. Rose's wurde. Vielseitiger war Will, ein Lehrer ohne Gleichen; ich denke noch heute mit Freude an seine Vorlesung

über organische Chemie, die uns in die Gerhardt'schen Typen einführte, ein Muster von Klarheit, Uebersichtlichkeit und anregender Lebendigkeit des Vortrages; im Laboratorium war Will der aufopferndste Lehrer, allzeit liebenswürdig und geduldig, immer thätig und hilfsbereit. Aber den unwiderstehlichen Feuereifer eines Hofmann, die zähe Ausdauer, die zur Ueberwindung der sehr grossen Schwierigkeiten, und die unermüdliche Arbeitskraft, die zur Bewältigung der mehrfach gehäuften Anforderungen nöthig war, besass er so wenig wie Fresenius.

In einer Zusammenkunft mit Dr. Gardener, dem Secretär des Comité's, der besonders zu diesem Zwecke nach Bonn gekommen war, wurden vorläufig die Bedingungen festgestellt, unter denen Hofmann den Auftrag zu übernehmen hätte. Da jedoch das Comité nur eine Anstellung auf 2 Jahre bieten konnte, so war es nur natürlich, dass Hofmann seine Beziehung zu der Universität Bonn nicht abbrechen wollte, um nicht, wenn das Londoner Unternehmen fehlschlagen sollte, in Deutschland wieder von vorn anfangen zu müssen.

Diese Schwierigkeit konnte nur ein Mann in der einflussreichen Stellung des Sir James Clark überwinden.

Im Spätsommer 1845 kamen die Königin und Prinz Albert nach Deutschland; sie waren in Bonn bei der Enthüllung des Beethoven-Monumentes; bei dieser Gelegenheit kam Hofmann zum ersten Mal mit Sir James Clark in Berührung, und dessen Zusicherungen beseitigten Hofmann's letzte Bedenken. Zur definitiven Erledigung der Sache wurde Hofmann für den nächsten Tag nach Schloss Brühl bestellt, wo der englische Hof bei dem König von Preussen zu Gast war. Hofmann beschreibt diese Verhandlungen in dem schon erwähnten Aufsatz »A page of scientific history« :

»Diese Zusammenkunft bildet einen Glanzpunkt in meinen Erinnerungen. Obwohl fünfundzwanzig Jahre darüber hingegangen sind, weiss ich noch jedes Wort, das gesprochen wurde. Wenn Sie erst einige Zeit in London sind, sagte Sir James zu mir, so wird es Ihnen selbst komisch vorkommen, dass Sie an Ihrem Privatdocent in Bonn so zähe festhielten; immerhin finden wir dies Gefühl durchaus berechtigt und denken, dass Sie nur dann Ihre ganze Energie der nichts weniger als leichten Aufgabe widmen können, der Sie entgegengehen, wenn Ihnen die Sorge um Ihre Zukunft genommen ist. Sie verlangen, dass wir Ihnen von der preussischen Regierung einen Urlaub für zwei Jahre erwirken, sodass Sie nach dieser Zeit Ihre gegenwärtige Stellung wieder aufnehmen können, wenn es mit der chemischen Unterrichtsanstalt in London nichts werden sollte. Das wollen wir sehr gern, wir glauben aber mehr für Sie thun zu sollen, wir sollten von der preussischen Regierung ein Versprechen erlangen, dass Sie, falls Sie nach zwei

Jahren nach Deutschland zurückkehren wollen, an der Universität Bonn mit der Beförderung wieder eintreten können, die Sie wahrscheinlich erlangt hätten, wenn Sie hier geblieben wären. Wenn das Glück mir günstig, erwiderte ich, so wäre ich dann wohl Extraordinarius. Genau was Ritter Bunsen sagt, erwiderte Sir James, und wir müssten dafür sorgen, ein Versprechen zu erwirken, dass man Sie zum Extraordinarius ernennt, wenn Sie zurückkehren. Bunsen erklärt ein solches Versprechen für etwas ganz Ungewöhnliches, es sei aber vielleicht zu erreichen, wenn Prinz Albert direct den König darum angehe, er selbst wolle einstweilen den Fall dem Minister unterbreiten. Wenn das gelingen sollte, sagte ich, so bin ich bereit, morgen zu gehen. Das war wirklich ein Glückstag. Die grosse Staatsaction, die ein so wichtiges Resultat herbeizuführen hatte, wurde mit unerhörter Promptheit ausgeführt. König, Prinz und Minister waren nahe zur Hand, denn sie Alle, sammt meinen zwei neuen Protectoren wohnten im Schlosse zu Brühl. Nach zwei Stunden, während deren ich einen erquickenden Morgenspaziergang in dem herrlichen Schlossgarten machte, kamen wir wieder zusammen. Ich fand Sir James strahlend vor Vergnügen. Sein Plan war vollkommen gelungen. Prinz Albert hatte die Angelegenheit mit dem König besprochen, der Alles gewährte, was jener verlangte. Ritter Bunsen war bei dem Minister auf etwas mehr Schwierigkeiten gestossen. Der Minister, sagte er, könne unmöglich auf so lange hinaus ein Versprechen geben, da er ja gar nicht wisse, ob er nach Verlauf von zwei Jahren noch im Amte sein werde. Alles, was er für Dr. Hofmann thun könne, sei, ihn sofort zum Extraordinarius in Bonn zu ernennen und ihm zugleich für zwei Jahre Urlaub zu geben. Ich hatte natürlich gegen diese Art, die Schwierigkeit zu beseitigen, nichts einzuwenden.«

October 1845 nahm der analytische Cursus im College of Chemistry seinen Anfang. Man hatte in George-Street-Hanover Square ein Haus gemiethet und zu Laboratorien eingerichtet. Freilich verursachte die Unvollkommenheit dieser provisorischen Laboratorien mancherlei Unannehmlichkeit, aber es war doch der Beweis geliefert, dass es dem Comité damit Ernst sei, auf breiter wissenschaftlicher Grundlage eine praktisch-chemische Schule zu errichten, und die Thatsache, dass schon in der ersten Woche nach der Eröffnung über zwanzig Schüler sich in die Listen einzeichneten, bewies, dass eine solche Schule einem dringenden Bedürfniss entgegenkam.

Zu dem ersten Cursus hatten sich sechsundzwanzig Studierende eingeschrieben, darunter die nachmals viel genannten und bekannt gewordenen Namen Warren de la Rue, F. A. Abel, E. C.

Nicholson, Henry How, Thomas Rodney, C. L. Bloxam, Robert Galloway.

Das provisorische Laboratorium in George-Street war auf das Nothdürftigste eingerichtet. Das hielt aber Hofmann nicht ab, sofort nach seiner Ankunft in London mit der grössten Energie an die Arbeit zu gehen und mit dem Unterricht zu beginnen. Unterstützt wurde er durch Hermann Bleibtreu, der als Assistent mit ihm von Bonn nach England gekommen war, und trotz seines liebenswürdigen Benehmens gegen die Studirenden, wie Sir Abel mittheilt, durch seine halb-militärische Kleidung und sein Radebrechen im Englischen die Ernsthaftigkeit der jüngeren Studirenden auf eine harte Probe setzte.

Nachdem der Unterricht glücklich in Gang gekommen, fasste das Comité alsbald die Beschaffung einer passenderen und bleibenden Stätte für das College in das Auge.

Im Vertrauen auf die in Aussicht gestellten Beiträge und Garantien hatte das Comité ein Grundstück zwischen Hanover Square und Oxfordstreet erworben, das sehr günstig gelegen, nach Georgestreet hin genügend Räumlichkeiten bot, um das Institut provisorisch unterzubringen, nach Hanoversquare hin Wohnung für den Professor, Bureauzimmer nebst Versammlungslocal für die Mitglieder, während nach Oxfordstreet hin ein grosser Bauplatz zur Aufführung der neuen Laboratorien zur Verfügung blieb.

Den Bau dieser neuen Laboratorien nahm das Comité alsbald in Angriff. Nachdem die bedeutendsten Architekten und Chemiker zu Rath gezogen waren, vereinigte man sich endlich auf einen Plan, zu dessen Ausführung Prinz Albert am 16. Juni 1846 in Gegenwart einer grossen und distinguirten Versammlung von Mitgliedern und Freunden des College den Grundstein legte. Der Bau schritt unter Leitung des Architekten Lockyer so rasch voran, dass schon nach drei Monaten, im October 1846, die Arbeiten in den neuen Laboratorien ihren Anfang nehmen konnten.

Die Gönnerschaft des Prinzen hatte mittlerweile dem Institut den Titel eines »Royal College of Chemistry« verschafft.

Mit der Fertigstellung der Laboratorien begannen aber für das Comité ernstliche Schwierigkeiten. Der aus freiwilligen Beiträgen gesammelte Baufond hatte nämlich nicht hingereicht, die Kosten von Bau und Einrichtung zu decken; es blieb schliesslich ein Deficit von 2000 *tl.*, ohne dass Mittel zu dessen Deckung in Aussicht standen. Wenn nun auch die Mitglieder des Comité durch eine grossartige Selbstbesteuerung (28 Mitglieder gaben je 50 *tl.*) die Mittel zur Ablösung der drückendsten Schuld zusammen brachten, so blieb doch die weitere Schwierigkeit, dass die Ausgaben des College die Einnahmen erheblich überschritten, während die Beiträge die zuerst sehr reichlich geflossen waren, mehr und mehr zurückgingen. In seinem Berichte für das Jahr 1847 erklärt das Comité diese Abnahme der Bei-

träge theils aus der allgemeinen politischen Lage und der Geldkrisis, die Jedermann zur äussersten Sparsamkeit nöthige, durch grosse Ausgaben für Milderung der allgemeinen Noth die Mittel erschöpfe und so Möglichkeit wie Bereitwilligkeit zu Leistungen für das College beschränke. Theils sei aber auch der Umstand an der Verminderung der Jahresbeiträge Schuld, dass das College den von ihm gehegten Erwartungen ganz zu entsprechen nicht in der Lage gewesen sei. Um in weiteren Kreisen der Landwirthe, Fabricanten, Industriellen das Interesse für das zu gründende Institut zu wecken und neue Mitglieder zu werben, hatte man in Aussicht gestellt, dass das College für die Mitglieder chemische Analysen ausführen werde. Dass diese Erwartung getäuscht worden, habe nun viele Mitglieder abspenstig gemacht und das gerade zu einer Zeit, in der das College der Unterstützung besonders bedürfe. Es sei jedoch nicht möglich gewesen, analytische Arbeiten für die Technik auszuführen, Zeit und Arbeitskraft des Professors seien durch Unterricht, Vorträge und wissenschaftliche Arbeiten vollständig in Anspruch genommen; auch fehlten sowohl der Raum für ein zu solchen Arbeiten geeignetes Laboratorium, als die Mittel, den dazu nöthigen Stab genügend geschulter Hilfskräfte zu beschaffen.

In den Berathungen des Comités kamen die abenteuerlichsten Pläne in Vorschlag. Um die Mittel zur Erhaltung der Schule zu gewinnen, wollten einige das College mit einer analytischen Abtheilung verbinden, die für Private Untersuchungen ausführen solle, andere wollten daraus eine Art von Panopticum machen, das durch glänzende Ausstellungen, unterhaltende und belehrende Abendvorlesungen haufenweise Mitglieder anlocken würde. Der Betrieb dieser ganzen wunderbaren Maschinerie sollte dem Professor des College mit seinen zwei Assistenten obliegen, die daneben dreissig bis vierzig Schüler in der Analyse ausbilden und durch neue Untersuchungen zur Förderung der Wissenschaft beitragen sollten.

Glücklicher Weise erkannten einige Mitglieder alsbald die Verkehrtheit dieser Vorschläge, die den ganzen Charakter der neuen Anstalt geändert haben würde, und es gewann der Gedanke die Oberhand, die Ziele des College auf die eines reinen Lehrinstitutes zu beschränken. Wie Warren de la Rue bei dem Abschiedsbankett zu Ehren Hofmann's rühmend hervorhebt, brachte Hofmann, um die Ausführung dieses Gedankens zu ermöglichen, grosse Opfer, doch schreibt Hofmann selbst diese glückliche Wendung der Dinge hauptsächlich der Einsicht und dem Einfluss des Sir James Clark zu.

Man beschloss, die Ausgaben des College durch grösstmögliche Sparsamkeit zu beschränken, das grosse Gebäude am Hanover Square aufzugeben und nur den nach Oxford Street belegenen Theil des Grundstückes zu behalten, dem Publicum nochmals Bedeutung und Werth eines Lehrinstituts der wissenschaftlichen Chemie für die Ent-



AUG. WILH. HOFMANN
IM 28. LEBENSJAHRE

wicklung des Nationalwohlstandes darzulegen und zur **Betheiligung** an dessen Unterhaltung aufzufordern, von jeder **Begünstigung** der Mitglieder in Ansprüchen an das College aber abzusehen; es solle ferner der **Baufonds** offen gehalten werden für die **Einrichtung** eines **Vorlesungssaales**, der dringend nothwendig sei, um das College allen Anforderungen an ein **Lehrinstitut** entsprechend auszugestalten. So nothwendig aber auch ein **Hörsaal** erscheine, so wolle das **Comité** doch nicht wieder ohne die nöthigen Mittel in der Hand einen **Bau** unternehmen; die **Kosten** für **Bau** und **Einrichtung** des **Hörsaaales** wurden auf 1800 £ geschätzt. Da die **Kosten** des **Unterrichts** die von den **Studirenden** erhobenen **Gebühren** bedeutend überschritten, schlägt das **Comité** vor, die **Gebühren** von 12 auf 15 £ pro **Semester** zu erhöhen. Diese **Vorschläge** des **Comités** gelangten in der **Generalversammlung** am 7. Juni 1848 zur **Annahme**, und damit war das **College** vorerst seinem ursprünglichen **Zwecke** erhalten.

Durch diese **Reconstitution** des **College** waren die **Ausgaben** alsbald erheblich vermindert worden, und da zugleich die **Einnahmen** an **Gebühren** von den **Studenten** stetig zunahmen, so liess sich durch die **jährlichen Beiträge** der **treu gebliebenen Mitglieder**, mit **Hülfe** einer **jährlichen Schenkung**, die man der **Freigebigkeit** des **Lord Ashburton** verdankte, das **Gleichgewicht** zwischen **Einnahme** und **Ausgabe** herstellen

Das beigegebene **jugendliche Portrait** stellt **Hofmann** dar in der **ersten Zeit** seines **Aufenthaltes** in **London**; der **Name** des **Malers** ist mir nicht bekannt; wie mir die **beiden Brüder** von **Hofmann's** **erster Gattin** versichern, war das **Bildniss** von **sprechender Aehnlichkeit**.

Es folgt nun eine **Reihe** von **gedeihlichen Jahren**; das **College** gewann mehr und mehr **Ansehen** bei dem **Publicum** und bei den **Männern** der **Wissenschaft**, die **Schülerzahl** wuchs, und eine **ansehnliche Reihe** von **gediegenen wissenschaftlichen Arbeiten** legte Zeugnis ab von der **ungemein fruchtbaren Thätigkeit** des **Professors** und seinem **anregenden Einfluss** auf die von ihm in die **Wissenschaft** eingeführten **Schüler**.

Es ist eine **stattliche Reihe** von **Arbeiten**, die in diesen **drei ersten Jahren** aus dem **College** hervorgehen¹⁾; sie sind zusammen-

¹⁾ Das **Wasser** der **Thermen** von **Bath** (**Kings Bath**) von **Georg Merck** und **Robert Galloway**.

Das **Mineralwasser** von **Cheltenham** von **F. A. Abel** und **Thos. H. Rowney**, **Assistenten** am **College**.

Ueber das **Wasser** des **artesischen Brunnens** auf **Trafalgar Square** von denselben.

Ueber das **Themswasser** von **Georg Friedrich Clark**.

gestellt in dem Band »The royal college of chemistry and researches conducted in the laboratories in the years 1845—1847«, einem Rechenschaftsbericht für die Mitglieder, die zur Gründung und Erhaltung des College beigetragen hatten. Ausser einigen analytischen Arbeiten begegnen wir unfänglichen und zum Theil sehr wichtigen Untersuchungen aus der organischen Chemie, darunter die drei ersten Mittheilungen von Hofmann's grundlegenden Untersuchungen über die flüchtigen organischen Basen.

Immer wieder muss man staunen über die Fülle von Ergebnissen dieser drei ersten Jahre der Thätigkeit in England, die unsere höchste Bewunderung erweckt, wenn wir bedenken, dass Hofmann in dieser Zeit das provisorische Laboratorium einzurichten, die Pläne für das definitive zu entwerfen, sich in die neuen, ihm gänzlich fremden Verhältnisse einzuarbeiten, die Schwierigkeiten, die einem fremden Eindringling niemals erspart werden, zu überwinden, in den schriftlichen und mündlichen Gebrauch der fremden Sprache sich einzulernen hatte. Aber noch mehr. Wie schon erwähnt, war Hofmann seit 1844 verlobt, und die Aussicht auf einen baldigen eigenen Hausstand war sicherlich entscheidend in die Wagschale gefallen, als es sich um die Uebersiedlung nach England handelte. So hatte er eben im August 1846 die geliebte Braut heimgeführt. Aber seine Einnahmen waren anfänglich für englische Verhältnisse sehr bescheiden, sodass er genöthigt war, durch analytische Arbeiten und Gutachten für Industrielle seine Einkünfte zu vermehren. Von dieser angestregten Arbeit des Geldverdienens hat er nachmals die jungen Freunde wohl hin und wieder unterhalten.

Der vielen Abende, die er bei Sir James Clark zubrachte, um

Ueber die Asche des Orangebaums (*Citrus aurantium*) von T. H. Rowney und Henry How.

Ueber das böhmische Glas der Verbrennungsröhren für die Elementaranalyse von T. H. Rowney.

Ueber eine alte Legirung aus Peru von Henry How.

Ueber Cochenille (*Coccus Cacti*) von Warren de la Rue.

Ueber Cumarin von Hermann Bleibtren.

Ueber die Zusammensetzung des Caffeins und einiger seiner Verbindungen von Edward C. Nicholson.

Ueber die flüchtigen organischen Basen I, II, III von Prof. Hofmann.

Ueber die Verbindungen der Phosphorsäure mit Anilin von Edward C. Nicholson.

Ueber Cumidin, eine neue organische Base von demselben.

Ueber einige Producte der Oxydation von Cumol mit Salpetersäure von F. A. Abel.

Ueber die Producte der trocknen Destillation des cuminsäuren Ammoniaks von Frederick Field.

Ueber die Einwirkung der Salpetersäure auf Cymol von Henry Noad.

Ueber den Steinkohlentheer von Charles B. Mansfield B. A.

dessen Hilfe zur stilistischen Vervollkommnung seiner ersten englischen Productionen in Anspruch zu nehmen, gedenkt er in »A page of scientific history« mit warmer Dankbarkeit.

Welche unglaubliche Energie und Arbeitskraft gehört dazu, unter diesen Verhältnissen innerhalb dreier Jahre eine solche Fülle wissenschaftlicher Arbeit zu leisten.

Freilich kamen ihm dabei seine unverwüsthlichen Nerven zu statten. Von dem, was man nervös nennt, war bei ihm keine Spur. Er arbeitete von früh bis spät. In den ersten Jahren, so lange er beim Laboratorium auf Hanover Square eine Dienstwohnung inne hatte, wurde nach deutscher Gewohnheit um Mittag die Hauptmahlzeit eingenommen, danach ein kleines Schläfchen, dann ging's wieder an die Arbeit, die bis 8 oder 9 Uhr Abends fortgesetzt wurde. Nach dem abendlichen Thee setzte sich Hofmann sofort an den Schreibtisch, und in der Regel arbeitete er da bis 2 oder 3 Uhr in der Nacht. Aber auch nach der aufregendsten Thätigkeit und bis zu früher Morgenstunde fortgesetzter angestrenzter Arbeit braucht er Schlaflosigkeit nicht zu fürchten; er hat sich noch kaum auf's Ohr gelegt, so umfängt ihn erquickender Schlaf. Diese unverwüsthliche Gesundheit und unermüdhliche Arbeitskraft ist ihm treu geblieben, man kann sagen wörtlich bis zur Stunde seines Todes.

Die Ungewissheit betreffs der Zukunft des College veranlasste Hofmann, um eine Verlängerung seines Urlaubs einzukommen. Am 22. September 1847 schreibt er seiner Mutter von Darmstadt aus, wo er mit Liebig, Buff und Sell aus Bonn zusammengetroffen war, dass in Bonn eine Cabinetsordre angelangt sei, die ihm einen weiteren Urlaub auf drei Jahre gewähre.

In angestrenzter Arbeit und im Behagen des jungen Eheglückes gehen die ersten Jahre des Londoner Aufenthaltes dahin.

Die Briefe aus dieser Zeit an die Mutter und den Bruder Fritz athmen Glück und Zufriedenheit.

London, 7. 12. 1847.

»Liebe Mutter!

Helene hält Dich immer so gut au courant unserer häuslichen Verhältnisse, dass ich über diesen Punkt eigentlich schweigen könnte, indessen drängt es mich heute ganz besonders, einige Worte hierüber zu sagen. Draussen schneit es (eine für London ungewöhnliche Erscheinung), und wir sitzen eben am eigenen Kamin so traulich beisammen, dass ich nicht umhin kann, Dir zu sagen, wie glücklich ich bin in meinen neuen Verhältnissen. Helene ist so ganz und gar wie ich sie erwartet habe, dass mir in dieser Beziehung gar kein Wunsch mehr bleibt. Sie ist die sorglichste und sparsamste Hausfrau und, beinahe immer heiteren Mutbes, verscheucht

3*

sie gar häufig durch ihren liebenswürdigen Frohsinn einen Anflug von Unmuth, der bei Verhandlungen so mannigfacher Art und mit so vielen Menschen unmöglich ausbleiben kann. Wenn mir's mitunter am Tage noch so quer gegangen ist, Abends beim Thee ist Alles vergessen. Es wird Dich gewiss freuen, zu hören, wie glücklich sich Dein Sohn in seinem Hause fühlt und wie er im Vollbewusstsein seiner täglich neu erstarkenden Gesundheit der schönsten Zukunft entgegensieht.

Was meine sonstige Stellung anlangt, so bleibt hier allerdings noch manches zu wünschen übrig. Allein wo wäre dies nicht der Fall? Meine hiesige Stellung ist so ausserordentlich angenehm, so ganz meinen Wünschen entsprechend, dass das Wünschenswerthe vorzugsweise in der immer noch nicht ganz gesicherten Behauptung derselben liegt. Im Augenblick, wo mich noch immer der innere Ausbau des Laboratoriums beschäftigt, habe ich zwar auch noch mancherlei Schwierigkeiten und Verdrüsslichkeiten, um hinsichtlich der einen oder anderen Einrichtung alle Mitglieder des Committee of management unter einen Hut zu bringen. Dies ist aber alles nur Spielerei verglichen mit der Schwierigkeit, die Anstalt auf einer sicheren Grundlage zu gründen und sie gegen die Wechselfälle einer jährlichen Subscription zu schützen. Hoffentlich wird dies auch noch gelingen, es interessiren sich bereits so viele vortreffliche Männer dafür, dass kaum daran zu zweifeln ist. Ferner sind bereits so grosse Summen für die gemachten Einrichtungen ausgegeben und das Council steht wieder im Begriffe, so grosse weitere Dispositionen zu treffen, dass man schon deshalb allein das einmal Begonnene nicht wieder aufgeben würde. Zudem stellen sich auch die Auslagen, welche das Laboratorium erfordert, bei weitem geringer, als ich erwartet hatte. Freilich habe ich auch Alles mit der grössten Sparsamkeit eingerichtet.

Das gegenwärtige Semester schliesst schon in einigen Wochen. Die Ferien dauern diesmal nur 8 Tage, weil wir nicht ganz präcis auf den ersten October angefangen haben. In Zukunft werden sie 14 Tage dauern. Für den nächsten Cursus steht mir noch eine grosse Schwierigkeit bevor. Ich werde nämlich vom nächsten Semester wöchentlich zwei Vorlesungen über Experimentalchemie in englischer Sprache halten. Am 11. März magst Du daher ein wenig an mich denken. Die Vorlesungen werden zu Anfang in meinem basement laboratory sein; vielleicht schon gegen Anfang des Herbstes beabsichtigt das Council, ein sehr schönes Auditorium zu bauen, wozu ich bei meinem Plane weislich Platz gelassen habe. Es ist nicht ganz leicht, in einem fremden Idiom eine gute Vorlesung zu halten, ich mache daher eben schon grosse Vorstudien, ich höre Prof. Brandes' Vorlesungen über Chemie wie ein Schüler und versäume nicht leicht einen der Faraday-evenings in der Royal Institution,

bloss um meinen Vortrag möglichst auszubilden. Von dem 8. März bis zum 1. August wird keine deutsche Silbe über meine Lippen gehen, dies habe ich bereits mit Helenen verabredet, welche mich in meinem Vorhaben trefflich unterstützt. Sie hat daher grosse Fortschritte im Englischen gemacht.

Meine Frau wünscht noch einige Zeilen beizufügen, deshalb schliesse ich hier, liebe Mutter, und bleibe Dein treuer Sohn
Wilhelm.

PP. Ich habe eine Zeitung gleichzeitig abgeschickt, die Dir einen Begriff geben wird, wie viel man hier von der gemeinen Tagesliteratur auszustehen hat. Never mind.«

Im Frühjahr 1847 hatte der Bruder Fritz einen Besuch in Aussicht gestellt, aber danach sein Versprechen widerrufen. Da wird er dann im Mai auf's Dringendste eingeladen, doch ja die geplante Reise auszuführen; er komme am besten im Juni, nicht später, weil die fashionable Welt im Juli London verlasse und die zwei italienischen Operngesellschaften, die vorher in rivalisirender Anstrengung ganz Ausgezeichnetes leisten, dann auch ihre Vorstellungen abbrechen. Dem Schreiben Hofmann's fügt Helene einige Zeilen freundlichster Einladung bei.

Es heisst da unter Anderem:

»Heute morgen wurde mir sehr heiss auf einem Gang nach dem House of Parliament, der gänzlich umsonst war, da wir vor Gedränge nicht hinein konnten. Ich schiebe den zweiten Besuch auf, bis Du kommst, denn ich muss für Deine Tagesunterhaltung sorgen, wenn Wilhelm sich nicht sehr zu seinem Vortheil ändert. Ich sehe ihn nur bei Tisch und spät Abends, worüber ihn aber seine chemischen scientific friends sehr loben.«

Weihnachten 1847 schreibt Hofmann an seine Mutter:

21. December 1847.

»Beim Herannahen der schönen Christzeit drängt es mich, Dir und den anderen Lieben meine herzlichsten Grüsse hinüber zu senden, da es uns leider nicht vergönnt ist, diese Tage in Eurem trauten Kreise zu verleben.

Um diese Zeit fühlt sich das deutsche Herz vielleicht mehr als zu irgend einer anderen Periode des Jahres von Vaterlandssehnsucht ergriffen. Die grosse Stadt macht um diese Zeit den trübsten Eindruck. Das Bischen Himmel, das man sieht, hat dieselbe Farbe wie die Häuser. Alles grau in grau und ebenso sehen beinahe die Menschen aus, wenn sie aus dem Nebel hervortreten, welcher das Ende jeder Strasse verhüllt. Um diese Zeit ist es kein Vergnügen, bei Tag über die Strasse zu gehen; erst spät Abends, wenn der Rauch aus Tausenden von Schloten weniger aufsteigt,

beginnt sich die Luft zu klären, und der Himmel mit seinen Sternen wird sichtbar. Früher mehr als jetzt erfreuten wir uns beim späten Nachhausegehen aus weiter Entfernung dieser durchsichtigen Londonnächte.

Wohl dem, der um diese Zeit Zerstreuung nicht von aussen zu suchen genöthigt ist, der im eigenen Hause so reine und volle Befriedigung findet, wie sie ihm die grösste Gesellschaft nicht zu gewähren vermag. Ich kann Dir nicht sagen, liebe Mutter, wie traulich unsere Abende im warmen Zimmer beim lodernden Kaminfeuer dahinfließen. Wenn ich Abends aus dem Laboratorium komme, dampft der treffliche Thee, der nach schwerem Tagewerk köstlich mundet, und an dem nicht selten einer meiner Assistenten Theil nimmt. Nach dem Thee lese ich oder bereite meine Vorlesung vor, während Helene an allerlei niedlichen Sächelchen arbeitet. Der zu erwartende Ankömmling beschäftigt uns natürlich lebhaft; wir erwarten ihn gegen Ende April. Es war mein Wunsch, dass zu dieser Zeit Helenen's Mutter bei uns sein möchte, Helene meint aber, dass es ihr viel angenehmer sein werde, sie erst einige Wochen später zu sehen. Sie wird daher wahrscheinlich etwas später kommen, sodass sie im Juli mit uns nach Hause reisen kann. Es ist indessen noch nichts fest bestimmt. Was ist Deine Meinung in dieser Angelegenheit?

Am Tage vor Weinachten schliesse ich für eine Woche: den Christabend werden wir still zu Hause zubringen, indessen ist es möglich, dass wir Trautschold bei uns sehen, den ich eingeladen habe, unser leer stehendes Zimmer einstweilen einzunehmen. Ich habe indessen noch keine Antwort erhalten, ob er kommen will oder nicht. Dieser Winter ist besonders schlecht für einen Maler, nicht sowohl wegen der kurzen halbdunkeln Tage, die nur wenig Arbeit gestatten, sondern auch wegen des allgemeinen Geldmangels, der sich in allen Klassen bemerklich macht.

Auf den ersten Weihnachtstag sind wir wieder sehr vielfach eingeladen worden, bei Dr. Arnott, De la Rue's etc. Wir werden Christmas dinner bei Sieveking's einnehmen, wo wir schon vor einigen Wochen zugesagt haben. Du siehst aus Allem, liebe Mutter, dass es uns so übel doch nicht ergeht — — — — —

Dein treuer Sohn
Wilhelm's

Diesem Schreiben fügt die junge Frau einige Zeilen bei.

»Dieser Brief ist Alles, liebe Mutter, was Deine Londoner Kinder nach Hause schicken können, und ich fürchte, das Wenige kommt etwas zu spät, da Wilhelm erst heute einige Augenblicke zum Schreiben fand; ein andermal hätte er mir's wohl überlassen,

aber heute drängte es ihn doch, es selbst zu thun. Ein deutsches Herz geht wirklich auf um diese Zeit des Jahres und möchte alles Mögliche thun zur Freude Anderer, wodurch man sich selbst ja das grösste Glück bereitet. Wir lassen es diesmal beim Wünschen bewenden, zum Schicken, was man immer so gerne möchte, ist leider keine passende Gelegenheit, und für uns selbst giebt's immer so viel Nothwendiges, dass wir uns dies vernünftiger Weise anschaffen, wenn wir es bezahlen können oder umgekehrt, und zudem sind wir ohne besondere Ueberraschungen glücklich und zufrieden, und die Aussicht auf unser nahes Christkindchen, was nur ein bischen später kommen wird — ich denke vielleicht auf Wilhelm's Geburtstag — das wäre ein herrlich Angebinde. Unsere Sehnsucht nach Euch und den Darmstädtern ist oft nur zu gross und das einzige, was manchmal unsere Heiterkeit stört — es lässt sich nicht Alles vereinen auf der Welt. Wenn nur die Nachrichten aus Giessen gut sind und bald kommen — das ist jetzt der nächste und grösste Wunsch Deiner aufrichtigen

Helene.«

Ausser dieser Nachschrift zu einem Briefe des Gatten und einer ähnlichen, schon erwähnten habe ich von Helenen's Hand nichts weiter zu Gesicht bekommen; die vielen Briefe, die sie an ihre Mutter in Darmstadt gerichtet hat, sind leider nicht aufbewahrt worden.

Das Ehepaar Hofmann stand ausser mit den gerade erwähnten Freunden in lebhaftem geselligem Verkehr mit Sir Charles Lyell, dessen Gattin namentlich sich der, bei dem unheimlichen Fleisse Hofmann's etwas vereinsamten jungen Frau liebevoll annahm; ferner gehörten zu dem Kreise von Freunden der Leibarzt Louis Philipp's De Mussy, Mr. Kappel, Geistlicher der Deutschen protestantischen Gemeinde in White Chapel, Hr. Roller aus Worms, wie Sieveking Grosskaufmann, Vertreter der Firma E. Merck in Darmstadt.

Anfangs 1848 starb die an den Professor der Physik H. Buff vermählte Schwester Hofmann's. Darauf bezieht sich ein Brief an den Bruder Fritz, der als charakteristisch für den kindlichen Familiensinn Hofmann's hier wiedergegeben werden mag.

16 Hanover Square, März 5. 48.

»Mein theurer Bruder!

So bald also sollte sich Deine traurige Prophezeiung erfüllen! Als ich im Herbst Abschied nahm von unserer unvergesslichen Schwester, überschlich mich der ängstliche Gedanke, ob ich sie wohl wiedersehen sollte? Allein ich suchte mir meine Besorgnisse auszureden, eben weil man das niemals glauben will, was unsere schönsten Freuden und Hoffnungen unwiderbringlich vernichtet.

Dein Brief öffnete mir zuerst die Augen und zerstörte jede unfruchtbare Illusion, ich wusste was zu erwarten stand, und Hannchen's Briefe, bis zum Tode betrübt, aber immer noch hoffnungsvoll, täuschten mich nicht. Aber nichts desto weniger war die Gewissheit der Thatsache vernichtend, und freilich hatte ich's so schnell nicht erwartet. Von Sechsen sind bereits zwei hinübergegangen. Aber in demselben Maasse als die Anzahl schmilzt, wächst das Gefühl der Liebe für einander bei den Zurückgebliebenen. Ich fühlte eine ausserordentliche Sehnsucht nach meinen Angehörigen, die ich in Kummer wusste. Allein die Verhältnisse lassen mich nicht fort. Während uns drüben die herrliche Schwester dem Grabe zuwelkte, begann mir hier die stille Freude eines Kindes zu blühen. Näher werden sich Sarg und Wiege in unserer Familie nie gestanden haben. In wenigen Wochen erwarte ich die Geburt meines Kindes.

Hätte ich mit Ruhe und Freude an zu Haus denken können, dieser Winter wäre der schönste meines Lebens gewesen. Meine liebe Helene sieht mit wunderbarer Innigkeit dem Ankömmling entgegen; die Liebe, mit der sie alle die kleinen Vorbereitungen getroffen hat, erfüllte mich mit beseligendem Vorgefühl. Gott gebe, dass Alles gut vorübergeht.

. . . . Mit meiner Anstalt geht es jetzt ziemlich gut vorwärts. Morgen fängt der Sommercursus an, zu welchem sich bereits über 40 gemeldet haben. Die Sache schreitet vorwärts, und Alles, was im Fortschritt begriffen, ist erfreulich. Mit meinen Vorlesungen besonders bin ich recht vorangekommen. Ich finde jetzt keine Schwierigkeit mehr, zwei Stunden anhaltend frei zu sprechen, und nach der Aufmerksamkeit zu urtheilen, muss ich glauben, dass ich ziemlich verständlich bin.«

Die hier ausgesprochene frohe Erwartung wurde bitter getäuscht; das Leben des Kindes musste geopfert werden, um das der Mutter zu erhalten.

In Beziehung zu dem Verlust der Schwester steht ein Schreiben an den Bruder Fritz vom 2. Juli 1848:

16 Hanover Square, Juli 2. 48.

» . . . Die letzten Nachrichten von Hannchen haben mich wie ein Blitzstrahl getroffen, eher hätte ich an den Einsturz des Himmels geglaubt. Buff, auf den wir Beide wie auf einen Felsen bauten, den Du noch in Deinem letzten Briefe als die Stütze der beiden Frauen priesest, geht wieder auf Freiers Füßen. Es überläuft mich heiss und kalt, indem ich dieses schreibe. Dass unsere herrliche Schwester so bald verschmerzt, vergessen sein würde, hätte ich nicht gedacht. Ich habe kaum jemals eine bitterere Täuschung empfunden, und wieder eine der Banden, die mich noch an's Vaterland

knüpfen, hat sich gelöst. Mit welcher Stirne ich unseren Hrn. Schwager wiedersehen werde, weiss ich noch nicht, so viel ist gewiss, dass ich meine ganze Zeit der Mutter und Hannchen widmen werde. Mein Verhältniss mit Liebig¹⁾ wird auch nicht an Innigkeit gewinnen. Doch meine Bitterkeit ergiesst sich vielleicht zu masslos nach allen Richtungen, und der Zorn kühlt sich vielleicht in ein Paar Wochen etwas. . . .«

Wie wenig kannte Hofmann damals die Elasticität des menschlichen Herzens, das auch nach völlig erdrückend scheinendem Weh doch immer wieder emporschnellt zu neuem frischem Lebensmuth. Einige Jahre später würde er seinen Schwager wohl milder beurtheilt haben.

In den nächsten Jahren entfaltet Hofmann eine ungemein rege Thätigkeit; in der That sind die ersten sechs Jahre in London wohl die fruchtbarsten seines so überaus productiven Lebens. Namentlich beginnen 1848 die Untersuchungen über die flüchtigen organischen Basen, deren hervorragende Bedeutung für die Entwicklung der theoretischen Chemie eingangs hervorgehoben wurde.

Mit der oben besprochenen Reconstitution des College war das Haus am Hanover square aufgegeben worden. Hofmann verlor damit seine Dienstwohnung und siedelte nach einer Wohnung in Albany street, Regents park, über. Er schreibt an den Bruder Fritz unter'm Febr. 21, 1849:

»Der Spaziergang nach und von dem Laboratorium scheint mir ziemlich gut zu bekommen; wenigstens fühl' ich mich ziemlich wohl, nur bin ich Abends gar zu müde, freilich hab' ich auch den Tag über meine Plage. Mein Bein hat sich sehr gebessert. Es ist nur noch ein unbedeutender Schorf übrig geblieben. Wenn ich wieder vollständig gesund werde — denn ganz wohl bin ich seit den letzten vier Jahren nicht mehr gewesen — so steht mir hier eine schöne Zukunft bevor. Mein Unternehmen gedeiht zusehends, und schon fang' ich an, die Früchte der grossen Mühen und Anstrengungen zu ernten. Noch ein Paar Jahre und das College steht auf so festen Füssen, wie irgend eine derartige Anstalt im Lande. Wir publiciren in diesen Tagen einen grossen Report, den ich Dir zusenden möchte. . . .«

Es ist der schon erwähnte Bericht über die Gründung des College und seine Leistungen in den drei ersten Jahren seines Bestehens.

In einem Schreiben vom 4. April 1849 bringt Hofmann dem Bruder Fritz die frohe Kunde von der glücklichen Geburt eines gesunden Sohnes. Er entschuldigt sich wegen der um 8 Tage verspäteten Meldung:

¹⁾ Buff's zweite Frau ist eine Nichte der Frau von Liebig, die ältere Schwester von Frau Elise Hofmann geb. Moldenhauer.

»Ich war mitunter, wenn ich mich Abends zu einem Brief an Dich niedersetzen wollte, so abgespannt, dass ich mich nicht entschliessen konnte, in so niedergeschlagener Stimmung die frohe Botschaft zu verkünden.«

In dem Schreiben heisst es weiter:

. . . . »Ein gutes Ding kommt nie allein. Zwei Tage nach der Geburt meines Kindes wurde mir eine Professur der Chemie angetragen, welche, obwohl eben kaum so viel werth als meine Stelle, in ein Paar Jahren leicht auf das Doppelte gebracht werden könnte. Verschiedene Nebenumstände, verhältnissmässig wenig Arbeit und grosse Sicherheit machten das Anerbieten doch verführerisch, und Du kannst Dir denken, dass ich ein Paar Tage lang in grosser Aufregung war. Ich konnte mich aber am Ende nicht entschliessen, das College, dem ich die vier letzten Jahre so ausschliesslich gewidmet habe, zu verlassen. So hab' ich denn die ganze Sache fahren lassen¹⁾. . . .«

»Wir gehen hier eben stark mit Bauplänen um; das Council ist entschlossen, ein schönes Theater zu bauen, welches die Anstalt vollenden würde. Das Ausarbeiten eines solchen Planes nimmt natürlich sehr viel Zeit weg.«

Zu einem eigenen Hörsaale kam das College erst sehr viel später; vorerst und bis zum Jahre 1860 mussten die Vorlesungen in Jermyn Street in einem Auditorium der school of mines abgehalten werden.

Für den zweiten Cursus, der im März 1846 begann, hatten sich 37 neue Schüler eingeschrieben, sodass die Gesamtzahl der Practicanten auf 63 stieg und die kleinen provisorischen Arbeitsräume unangenehm überfüllt wurden. Unter den neu Hinzugekommenen war der talentvolle Charles Mansfield, der zuerst das leichte Steinkohlentheeröl durch fractionirte Destillation in seine Bestandtheile zerlegte, daraus Benzol und Toluol in grösseren Mengen abzuscheiden lehrte und durch ein bei einer solchen Destillation entstandenes Feuer in früher Jugend sein vielversprechendes Leben einbüsste. Ferner gehörten da zu Frederick Field, Georg Merck aus Darmstadt, Henry M. Noad und Bransby Cooper. Als Unterrichtsassistenten fungirten Bleibtreu und Blyth, denen als Gehülfen aus der Zahl der Studierenden F. A. Abel, nachmals als Sir Abel Vorstand der Artilleriewerkstätten in Woolwich, ferner E. C. Nicholson, später Leiter einer der bedeutendsten chemischen Fabriken Englands, und der nachmalige Professor der Chemie C. L. Bloxam beigegeben waren.

In rastloser Thätigkeit fliegen die Monate und Jahre dahin. Die Ferien werden gewöhnlich in Deutschland zugebracht, bei der

¹⁾ Um welche Professur es sich handelte, konnte ich nicht in Erfahrung bringen.

lieben Mutter in Giessen, in regem Verkehr mit Liebig, Buff, Kopp, Will, Zamminer. Dann werden Verwandte in Frankfurt oder Hanau besucht, gelegentlich auch der geliebte Bruder Fritz, der als Kreisphysicus und Sanitätsrath in Steinfurt lebte. Einige Tage sind der Schwiegermutter in Darmstadt gewidmet, wo die Gattin mehrere Wochen zu verweilen pflegt.

Hofmann war von stark ausgesprochenem Familiensinn. Die Briefe an die Mutter sind voll inniger, kindlicher Liebe und Verehrung. Eine lange Reihe von Briefen bethätigt die treue Anhänglichkeit an den um zwölf Jahre älteren Bruder Fritz, für den er zeitlebens eine fast kindliche Verehrung hegte; mit ihm wird jedes wichtige Erlebnis in erster Linie brieflich erörtert; die Briefe, bis zum Jahre 1868 sorgfältig gesammelt, bilden eine wesentliche Unterlage für diesen Bericht. Seinen Anverwandten, selbst ferner stehenden, und deren Zahl war nach wiederholter Eheschliessung begreiflicher Weise nicht gering, brachte er lebhaftes Interesse entgegen, auch war er stets bereit, ihnen, wenn nöthig, werktätig beizustehen. Wie regen Antheil er an dem Leben des Bruders nimmt, mögen einige Stellen aus einem Schreiben vom März 1850 zeigen:

»Mein lieber Bruder!

Ich hatte nicht die entfernteste Ahnung von dem harten Schlage, der Dich betroffen hat, ehe ich Hannchen's Brief erhielt, worin sie Deines Verlustes gedenkt, als ob ich schon lange Kenntniss davon hätte. Also das heitere Kind, das ich Dir bei unserem Abschied frisch und gesund in den Wagen hob, eine Beute des Todes. Vergebens sträub' ich mich, an die bittere Wirklichkeit zu glauben. Diese unerwartete Trauerkunde hat unsere Theilnahme auf's Tiefste angeregt; man muss selbst ein Kind haben, um solche Schmerzen zu verstehen und mitzufühlen, man muss selbst erfahren haben, wie viel Angst und Sorge über jedem Schritte seiner Entwicklung gewacht hat, um die Trostlosigkeit zu ermessen, mit der wir am Grabe unserer Hoffnungen zurückbleiben. . . .

. . . . Bei der Nachricht von Deinem Verlust sind mir alle schmerzlichen Erinnerungen, die der Kampf mit der Welt allmählich in den Hintergrund der Seele gedrängt hatte, wieder wach geworden. Die bangen, in Angst und Hoffnung getheilten Stunden, die ich mit Mutter und Hannchen am Krankenbett unseres lieben Vaters gesessen, kommen mir nicht aus dem Sinn, und ich fühle von Neuem die Schrecken der Nacht, in welcher ich Dir schrieb, dass wir vaterlos geworden seien. Noch mehr aber muss ich jener schmerzlichen Krankheit gedenken, welche uns Nettchen's hoffnungsvollen Knaben raubte, dessen Leben wir langsam unter unseren Augen enteilen sahen, ohne es aufhalten zu können. Dein und Josephinen's Gemüthszustand muss der Leere und Thatlosigkeit

gleichen, die uns damals erfüllte und die erst wich, als neue Sorgen unsere Thätigkeit in vollem Maasse wieder in Anspruch nahmen. Als nach monatelanger Pflege die Mutter wieder von ihrem schweren Krankenbett erstand, hatte der Verlust bereits Vieles von seiner Bitterkeit verloren. Die einzige Linderung, die wir in unseren Jahren erwarten können, bietet die Zeit, den einzigen Trost die Arbeit.

Von uns schreib' ich Dir heute Nichts, als dass es uns gut geht. Mein Kopf war voll von Erlebnissen und Plänen, die ich Dir mittheilen wollte, allein jetzt fehlt mir der Sinn der Mittheilung ebenso wie Dir die Lust des Verständnisses. . . .«

Zu den gewöhnlichen Arbeiten kam im Jahre 1850 noch die Vorbereitung der ersten internationalen Ausstellung, die Alles, was bis dahin an Ausstellungen dagewesen war, ebenso weit übertraf, wie die Dimensionen des dafür errichteten »Glaspallastes« in Sydenham Alles weit hinter sich liessen, was man von Gebäuden aus Eisen und Glas bis dahin errichtet hatte.

Die Ausstellung vom Jahre 1851 selbst mit ihren Jurysitzungen und Berichten, mit dem Conflux von Fremden und den Besuchern aus der Heimath absorbirte Gedanken und Zeit.

Dazu kam häusliches Missgeschick. Die junge Frau hatte schon seit einigen Jahren zu kränkeln angefangen; unaufhaltsam entwickelte sich bei ihr eine Lungentuberkulose. Um sie dem nasskalten Winter und den Nebeln der Themsestadt zu entziehen, hatte Hofmann seine Frau im Herbst 1851 nach Darmstadt in ihr elterliches Haus verbracht; aber auch die sorgsamste Pflege der lieben Mutter vermochte der tückischen Krankheit nicht Einhalt zu thun. Helene welkte dahin. Am 1. November 1851 schreibt Hofmann dem Bruder:

»Mein lieber Bruder!

Was magst Du von mir denken, dass ich vier Wochen hab' verstreichen lassen, ohne Dir die Kleinigkeiten zuzusenden, deren Besorgung eigentlich schon vor meiner Reise nach dem Continent hätte geschehen sollen. Die Wahrheit aber ist die, dass mich bei meiner Rückkehr der Strudel der Exhibition nochmals gefasst hat, und dass ich ausserdem gleich wieder in solche verschiedene Geschichten hereingezogen worden bin, dass ich mit all meinen Reports und Berichten, Laboratoriumsarbeiten und bei dem erst jetzt nachlassenden Andränge von Fremden erst jetzt zu mir selber komme. Liebig war bis beinahe Mitte October hier und meine Zeit natürlich ganz in Anspruch genommen. Nach seiner Abreise wurde ich zum Commissär des Gouvernements in einer Steuerangelegenheit ernannt, eine Stelle, die sehr einträglich ist, aber auch viel zu thun giebt.

Du siehst also, dass es mir an Arbeit nicht fehlt, aber das ist auch ein wahres Glück, denn ohne sie würde ich nicht wissen, wie in der fortdauernden Ungewissheit über Helene's Zustand fortzuexistiren. Die Besserung, die wir, während ich noch in Deutschland war, zu beobachten glaubten, war offenbar scheinbar, denn sämtliche Nachrichten, welche ich bis jetzt von Giessen sowohl, als von Darmstadt, von Helene selbst und von Liebig, der sie vor ganz Kurzem gesehen, erhalten, sind ganz trostlos. Du kannst Dir denken, wie mir zu Muthe ist und mit welcher Bangigkeit ich der Zukunft entgegen sehe. Länger wie Weihnachten halt' ich es nicht aus; bereits hab' ich meine Anstalten so getroffen, dass ich um diese Zeit in Deutschland sein kann. Ich kann's so einrichten, dass ich etwa drei Wochen von England abwesend sein kann und bin fest entschlossen, mich durch nichts abhalten zu lassen. In Deinen Briefen nach Giessen bitt' ich indessen nichts von diesen Entschlüssen zu sagen. Mutter, Hannchen und — wenn sie's erfährt — meine arme Frau würden sich nur um nichts ängstigen. Von hier hab' ich Dir nichts Besonderes mitzuthemen. Von Heidelberg ist mir noch nichts Genaueres bekannt geworden, unterdessen hab' ich schon lange jeden Gedanken an die Sache aufgegeben. Bei der Ungewissheit, welche all meine häuslichen Verhältnisse betrifft, hab' ich nicht den Muth, an eine Veränderung des Wohnorts und des Wirkungskreises zu denken. Ueberdies sind hier wieder selbst manche Dinge im Gang, die auf meine nächste Zukunft wesentlichen Einfluss üben können. Alle diese Dinge sind mir aber mehr oder weniger gleichgültig, der Stimulus fehlt.«

Um Weihnachten eilt denn auch Hofmann zu der kranken Gattin nach Darmstadt.

Nach England zurückgekehrt, schreibt er in fliegender Hast:

»Meine theuerste Helene!

Vor einer halben Stunde bin ich wohlbehalten wieder in unserem Hause angetroffen, das ich in vollkommener Ordnung antraf. Es drängt mich, Dich vor Allem von diesem Resultate in Kenntniss zu setzen, um der Unruhe, die Dein treues Herz leidet, ein Ende zu machen. Die Reise ging in jeder Beziehung glücklich von Statten, während meine Hinreise, wie ich Dir erzählte, von Hindernissen aller Art begleitet war. Ich betrachte dies als eine gute Vorbedeutung und hoffe, dass auch unser Kummer mit dem letzten Jahre zu Ende gegangen und dass uns in diesem Jahre freudigere Tage blühen sollen. Von Köln hast Du meinen Brief erhalten, am nächsten Morgen fuhr ich, durch einen köstlichen Schlaf gestärkt, von dort ab und gelangte auf die gewöhnliche Art durch Belgien und Abends gegen 8 Uhr nach Lille. Dort war wieder Zeit zum

Ausruhen und um 12 Uhr ging's weiter nach Calais, wo wir um 2 Uhr anlangten, um sogleich in See zu gehen. Das Schiff lag diesmal dicht am Kai, sodass wir den Spaziergang auf dem Molo und die Fahrt in den kleinen Booten sparten. Die Ueberfahrt war ziemlich kurz; in 2 Stunden hatten wir Dover erreicht, jedoch nicht ohne dass die Gesellschaft dem Meere seinen Tribut gezahlt hätte. Um diese Zeit scheint man ohne ein wenig Seekrankheit nicht durchzukommen. Uebrigens war es kaum der Rede werth, angesichts des Landes war sie schnell vergessen. In Dover verfloss wie gewöhnlich viel Zeit mit dem Custom House, wir wurden nämlich dort visitirt, statt in London, wie ich dies gehofft hatte. Eine kurze Fahrt brachte uns alsdann nach London. Hier fand ich viele Briefe und dergleichen vor, ich habe aber noch keinen geöffnet. Das soll geschehen, sobald der Brief an Dich fort ist. Wenn sich irgend etwas von Interesse vorfindet, werde ich dies im nächsten Briefe melden. Nur so viel noch, dass das Laboratorium während meiner Abwesenheit ordentlich verwaltet worden ist.

Meine liebe Helene, es wäre unnütz, wollte ich Dir verhehlen, wie schmerzlich ich auf dieser ganzen Reise gestimmt war. Denselben Weg, den wir so oft zusammen zurückgelegt, so allein zu machen, nicht für Dich und unser Kind beim Ein- und Aussteigen sorgen zu müssen, wie ich dies gewohnt war, hat mich unendlich betrübt. Aber welche Freude wird es auch sein, wenn wir diese Reise wieder zusammen machen und wenn Du vielleicht im Sommer oder auch erst im Herbst mit Deinem Kinde in Begleitung Deiner lieben Mutter und Deines Gatten zurückkehrst. Wie verlangend ich bin, von Deinem Befinden zu hören, kannst Du Dir leicht denken, und doch darf ich kaum hoffen, vor Montag einen Brief zu erhalten. Gott gebe, dass er gute Nachricht enthalte.

In der Eile und Bewegung des Abschieds vergass ich, Deiner lieben Mutter nochmals für die treffliche Pflege, welche sie Dir angedeihen lässt, zu danken. Doch bedarf es hierzu besonderer Worte wohl nicht; mein Herz ist übervoll von lebhaftestem Dankgefühl; in den wenigen Tagen, die ich bei Dir verlebte, bin ich dieser edlen Frau näher gekommen, als in der ganzen Zeit, welche vorhergegangen. In der Sorge schliessen sich die Freundschaftsbande enger und fester als im Glück.

Auch Dein Vater und Deine Brüder sind mit herzlicher Dankbarkeit gegrüsst. Wie viel Küsse ich Dir für unseren kleinen Freund sende, brauch' ich nicht zu sagen, sie sind ungezählt. Noch immer seh' ich ihn in seinem weissen Nachtkleidchen in's Bett hüpfen. Dieses Bild will mir nicht aus dem Auge schwinden. Welches Glück ich in der Betrachtung dieses Kindes genossen habe, wäre schwer zu sagen, und es ist mir ein wahrer Trost, es in Deiner Nähe zu wissen; ich fühle, dass es Dir ein wahrer Trost sein

muss, der Dir mehr als alles Andere Kraft geben muss, bei diesem langwierigen Leiden nicht zu verzagen.

Jetzt noch einen Kuss und herzliche Umarmung für Dich, mein theures Weib. Wie lieb ich Dich habe und was Du mir bist, wie Dein Wesen so ganz innerlich mit meiner Natur übereinstimmt, das ist mir nie so voll und klar zum Bewusstsein gedungen, als während unserer Vereinigung nach so langer Trennung.

In der festen Zuversicht, bald gute Nachricht zu erhalten

ganz Dein Wilhelm.«

Es war das letzte Wiedersehen.

Unter'm 7. Febr. 1852 schreibt Hofmann an Fritz:

»Das Härteste was mir bis jetzt beschieden war, ist vollbracht. Seit gestern ist sie todt; sie starb nach schwerem Leid und Kampf, aber ergeben. Am Dienstag hatte ich einen Brief erhalten, der, obwohl noch immer keine directe Mittheilung enthaltend, mir dennoch keine Ruhe mehr liess. Am Mittwoch verliess ich London, allein obwohl ich Tag und Nacht ohne Aufenthalt reiste, erreichte ich doch nicht früh genug das Ziel. Vier Stunden bin ich zu spät gekommen«

Helene Moldenhauer war die Tochter eines Bruders der Frau v. Liebig. Dieser Bruder war sehr früh verstorben und seine Wittve hatte sich nachmals in zweiter Ehe mit Rechnungs-rath Bopp in Darmstadt verheirathet, dem Vater meines lieben Freundes August Bopp, der später Assistent bei Hofmann in London war und für dessen »Einführung in die moderne Chemie« die vortrefflichen Figuren gezeichnet hat. Wir wohnten in Darmstadt mit der Bopp'schen Familie in einem Hause, wuchsen mit den Bopp'schen Kindern zusammen auf, und besagte Helene spielt in den Erinnerungen an meine früheste Kindheit eine hervorragende Rolle. Sie machte uns die Bälle für unser Ballspiel, kochte den Kleister, mit dem wir unsere Papierdrachen zusammenpappten, dichtete unsere Rindenboote mit geschmolzenem Wachs und nähte die Segel dafür, sie verband die Schnitte im Finger, salbte die geschundenen Kniee und schmierte die grössten Butterbrode und hatte allezeit ein freundliches Wort des Trostes oder guten Rath für den Bedrängten, kein Wunder, dass wir sie vergötterten und ihren Tod auf's Tiefste betrauertem. Sie ist in Darmstadt begraben.

Tiefgebeugt von dem Grabe der Gattin nach London zurückkehrt, vergräbt Hofmann den nagenden Schmerz in gesteigerter Arbeit; aber diese fleckt nicht so, wie wir es sonst bei ihm gewohnt sind; die Gedanken sind nur halb dabei; wieder und wieder wandern sie nach dem rosenbestandenen Grabe der Geliebten, zu dem herzigen,

kleinen Sohne, den er nicht mitbringen wollte in das verödete Heim, sondern der Pflege der treuen Grossmutter überlassen hatte.

Zugleich traten allerhand äussere Abhaltungen an ihn heran. Da war der Bericht über die Ausstellung fertig zu machen; über das zweite Triennium des College war Bericht zu erstatten. Dazu kamen Vorlesungen vor gemischtem Publikum. War es schon überhaupt Sitte in London, dass die Coryphäen der Wissenschaft solche Vorlesungen hielten, so konnte Hofmann, nachdem er im Laufe der Jahre die englische Sprache sich vollkommen angeeignet hatte, dieser Verpflichtung sich um so weniger entziehen, als solche Vorträge besonders geeignet erschienen, das etwas abgeflaute Interesse für das College wieder aufzufrischen.

Bis dahin war nämlich die Unterhaltung des College noch immer auf den Ertrag jährlicher Subscriptionen angewiesen, erst jetzt stand den unausgesetzten Bemühungen, dieser unbehaglichen Unsicherheit ein Ende zu machen, baldiger Erfolg in Aussicht. Hören wir Hofmann selbst über diese Verhältnisse:

»Meine liebe Mutter!

Es sind jetzt beinahe 8 Wochen, seit ich das letzte Mal nach Giessen geschrieben habe, und es wird Zeit, dass ich Dich und Hannchen wieder auf einen Augenblick von meinem hiesigen Thun und Treiben unterhalte, zumal die verflossene Zeit ziemlich reich an Erlebnissen für mich ist. Vor Allem wirst Du begierig sein zu erfahren, wie es mit meinen Vorlesungen gegangen ist, die mir so viel Sorge gemacht haben. Sie sind zwar nicht viel besser ausgefallen, als ich im Voraus wusste, allein sie wurden viel besser aufgenommen, als ich erwarten durfte. Der grösste Theil derselben ist gehalten, nämlich 16. Nach Ostern sollte ich eigentlich nur noch 4 Mal lesen, ich habe aber 2 Vorlesungen zugesetzt, sodass ich etwa in 3 oder 4 Wochen ganz frei sein werde. Ich habe bis zuletzt ein übervolles Auditorium behalten; allein die Vorarbeiten waren immens, und hätte ich nicht ein Dutzend Studenten zur Verfügung gehabt, so hätte ich's nicht fertig gebracht. Im Allgemeinen bin ich mit dem Resultat zufrieden; dieses Auftreten vor einem grossen Publicum, welches, beiläufig bemerkt, nach ein paar Wochen all seine Schrecken verliert, ist mir von grossem Nutzen gewesen. Bereits hab ich eine Anfrage gehabt, ob ich denselben Cyclus von Vorlesungen nicht in einem anderen Theile von London wiederholen wolle. Ich gestehe, ich habe keine besondere Lust dazu, denn die Arbeit ist sehr gross, und es ist zuletzt eine blosser Geldfrage. Mehrere andere Angelegenheiten haben mich mittlerweile sehr lebhaft beschäftigt. Als ich in Giessen war, erwähnte ich, wenn ich nicht irre, kurz, dass dem College of Chemistry wahrscheinlich eine Aenderung bevorstehe. Die Sache ist nun um einen Schritt

weiter gediehen. In der That, ich hatte gehofft, dass ich in dem heutigen Brief die endliche Abschliessung dieser Angelegenheit hätte mittheilen können, und wenn ich am 20. des vorigen Monats, wo gewiss alle meine Geschwister geschrieben haben, unter den Glückwünschenden fehlte, so war es, weil ich in jener Zeit die Entscheidung von Tag zu Tag erwartete. Die Sache ist nämlich so gut, dass es schon der Mühe werth gewesen wäre, dies zum Geburtstag nach Haus zu schreiben. Leider hab' ich noch immer nicht die Bestätigung erhalten, allein da die Angelegenheit so gut wie erledigt ist, so will ich sie schon heute mittheilen, mit der Bitte jedoch, bis jetzt noch keinen weiteren Gebrauch davon zu machen. Die Bedingungen der Vereinigung sind:

Das College geht in die Hände der Regierung über und wird die chemische Abtheilung einer allgemeinen Schule der praktischen Wissenschaften. Ich werde engl. Staatsbeamter mit 300 £ Gehalt. Ausserdem beziehe ich sämmtliche Honorare. Von diesen hab' ich aber die Ausgaben der Anstalt zu decken, mit Ausnahme der Miethe des Laboratoriums, der Abgaben und Steuern. Die Regierung bezahlt ferner alles Brennmaterial und Wasser und trägt ferner 100 £ zur Bezahlung der Assistenten bei. Die ganze finanzielle Verwaltung geht in die Hände der Regierung über, sodass ich gar nichts mehr mit dieser Plage zu thun habe. Mein gegenwärtiges Auditorium wird cassirt, und ich halte meine Vorlesungen vom nächsten Winter an in dem prachtvollen Theater der School of Mines in Piccadilly. Dies sind die Hauptumrisse der Vereinbarung, der nur noch die ministerielle Sanction fehlt. Die Bedingungen sind äusserst günstig. Meine Einnahme wird sich hierdurch wenigstens verdoppeln und wird in guten Jahren sich ohne Schwierigkeit auf 1000 £ belaufen, d. h. ohne Nebenverdienste. Und selbst für den Fall, dass das Laboratorium und die Vorlesungen ganz unbesucht wären, blieben mir noch die 300 £. Sobald die Angelegenheit definitiv arrangirt ist, werde ich mich indessen naturalisiren lassen müssen und alsdann mein Heimathsrecht aufgeben. In meinem nächsten Brief hoff' ich weitere Details über diesen Gegenstand mitzutheilen. Ich habe das feste Versprechen, dass die Sache in den Osterferien erledigt werden soll.

Neben den Vorlesungen und den Verhandlungen hinsichtlich des College hat mich noch eine andere Angelegenheit lebhaft beschäftigt. Es hat sich nämlich eine Commission gebildet, um Liebig gelegentlich seines Abganges von Giessen ein Testimonial zu überreichen. Ich habe die Stelle als Honorary Secretary übernommen und dadurch eine grosse Correspondenz auf mich geladen; 10—12 Briefe den Tag sind eben mein gewöhnliches Loos. Die Sache geht aber ganz vortrefflich. Einzelne Leute zeichneten 50

und sogar 100 £. Es wurde aber beschlossen, die Subscription zu limitiren, und wir nehmen keine höheren Beträge an als 5 £ Nichtsdestoweniger sind bereits mehr als 300 £ gezeichnet. Es wird dies Buff interessiren, dem ich in der Kürze die Comitêliste übersende.

Du siehst, liebe Mutter, ich habe meine Hände ziemlich voll, denn die Amtsgeschäfte laufen natürlich fort. Die Arbeit ist eben, wie es scheint, das Einzige, was einem sicher bleibt und was uns über Vieles hinaushilft. Mein Leben ist trübe und verödet, die Arbeit hilft mir es so schnell als möglich herzubringen.

Seit einigen Tagen bin ich im Besitz von Helenen's Bild. Es ist dies ein grosser Schatz, aber es beglückt mich nicht in dem Grade als ich gehofft. Welche schneidenden Contraste. Es wird jetzt gerade 4 Jahre, dass James geboren wurde, damals hatt' ich Mutter und Kind in voller Lebensfrische. Und jetzt ist mir von Beiden nichts geblieben als ein Bild. Bei diesem Gedanken verwandelt sich aller äussere Erfolg in bittere Trauer.

Diese Ferien werd' ich zum ersten Mal ausser London zu bringen. Ich gehe nächsten Samstag zu Lord Ashburton, welcher eine prachtvolle Villa an der Südküste von England besitzt. Dort werd' ich mich auf ein paar Tage von meinen Strapazen erholen, um dann während der 4 Sommermonate noch was angestrengt zu arbeiten. . . .«

Der oben erwähnte Besuch bei Lord Ashburton kam erst später zur Ausführung. Hofmann hat darüber selbst berichtet:

Visit to the Grange.

Ihr werdet erstaunt sein, diese Mittheilung aus einem Orte zu erhalten, der Euch wahrscheinlich völlig fremd ist. The Grange (zu deutsch: der Meierhof) ist der Name eines prachtvollen Landsitzes, welchen mein Gönner Lord Ashburton in Hampshire besitzt. Schon im vorigen Jahre hatte ich um Weihnachten von Lord Ashburton eine Einladung nach diesem Landsitze erhalten, mich aber nicht entschliessen können, ihr Folge zu leisten, weil ich mir einbildete, der Aufenthalt in dem Hause eines englischen Edelmannes muss für Jeden, der nicht im engeren Verkehr mit der Gesellschaft steht, höchst unbehaglich sein. In diesem Jahre erhielt ich die Einladung von Neuem: sie lautete: Any time between the first of December and the 31. of January. Einem Manne gegenüber, dem das College so vielen Dank schuldet, wäre die wiederholte Ablehnung einer Einladung, die überdies einen so weiten Zeitraum umspannt, eine unverzeihliche Unhöflichkeit gewesen. Da das Laboratorium bis zum 10. Januar geschlossen bleibt, so bin ich ein paar Tage nach Neujahr hierher gekommen, und nach dem, was

ich bis heute Abend erlebt habe, scheint sich wieder einmal, wie so oft schon, das alte Wort bewähren zu wollen:

Difficilia quia non audemus.

Der von Waterloo Station abgehende Schnellzug brachte mich rasch nach Andores, der Station, von der aus man den Landsitz Lord Ashburton's nach einer kurzen Wagenfahrt erreicht. In Andores steht für jeden von London kommenden Schnellzug eine Equipage seiner Lordschaft bereit. Als ich auf den Wagen zuging, sah ich in demselben bereits einen älteren Herrn sitzen, den ich sofort erkannte, obwohl ich ihn nie gesehen hatte. Es war Thomas Carlyle. Mir schien es ein Omen guter Vorbedeutung, unter den Auspicien des grossen Historikers, der ein Herz für alles Deutsche hat, in die Grange einzuziehen. Nie ist mir eine Fahrt kürzer vorgekommen, als die von der Station in Andores nach Lord Ashburton's Landsitz. Carlyle war unerschöpflich; er hatte sich alsbald seine Pfeife angezündet und war erstaunt, dass ich seinem Beispiel nicht folgte. Fast wollte es mich bedünken, als ob mein Mangel an Geschmack für den Tabak ein Vorurtheil gegen mich geweckt habe. Er hielt dem Kraut eine begeisterte Lobrede und pries Alle glücklich, welche frühzeitig die Wohlthat des Rauchens kennen gelernt haben. Er war mitten in einer Discussion des Berliner Tabaks-Collegiums, von dem er Einzelheiten erzählte, die ich nie gehört hatte, als der Wagen vor der Grange vorfuhr. Ein Diener nahm meine Reisetasche und zeigte mir das für mich bestimmte Appartement. Carlyle ging sofort nach dem seinigen, welches, wie er mir sagte, stets für ihn bereit sei. Mein Appartement besteht aus zwei kleinen, einfestrigen Zimmern, sitting-room and bed-room, welche die Aussicht auf den hinter dem Hause sich ausbreitenden Park haben. Sie sind einfach, aber im höchsten Grade behaglich eingerichtet. Auf dem Tische liegt eine Fülle der schönsten Schreibmaterialien, namentlich ein ganzes Case mit De La Rue'schem Notepaper, welches zum Schreiben wahrhaft herausfordert. Ich hatte eben von diesen Herrlichkeiten Besitz ergriffen, als es an der Thür klopfte und auf mein »come in« ein seltsam gekleideter Mann eintrat. Kaum hätte ich Lord Ashburton, den ich bisher nur im einfachen Morgenanzuge oder in eleganter Gesellschaftstoilette gesehen hatte, wieder erkannt. Er trug hohe Stiefel mit übergeschlagenen, gelben Stulpen und hirschlederne Beinkleider; ein langer Rock von scharlachrother Seide mit gelben Metallknöpfen umflatterte die etwas dünne Gestalt, und eine Jockey-Kappe von schwarzem Sammet vollendete dieses eigenthümliche Costüm. Die Reitpeitsche in der Hand bekundete, dass seine Lordschaft eben von einem Jagdritte zurückgekehrt war. Lord Ashburton begrüßte mich auf das Freundschaftlichste. »Sie müssen sich hier

möglichst nach Ihren Gewohnheiten einrichten«, sagte er, »und ich will Sie deshalb gleich mit der Hausordnung der Grange bekannt machen. Morgens früh — Sie brauchen nur die Stunde zu bestimmen — wird Ihnen eine Tasse schwarzer Kaffee auf das Zimmer gebracht; um 9 Uhr ist Breakfast und um 1 Uhr Luncheon. Sie entschuldigen mich aber, wenn ich mitunter bei dem einen oder anderen fehle; ich muss mich in der Regel mit dem einen oder dem anderen begnügen. Sie finden aber stets eine Anzahl Herren und meist auch einige Damen. Uebrigens macht es hier ein Jeder wie er will. Es gehört zu den Gepflogenheiten des Hauses, unseren Gästen das grösste Maass von Freiheit zu gestatten. Das einzige, was wir von unseren Freunden erwarten, ist, dass sie Abends regelmässig zum Dinner erscheinen. Wir speisen um 8 Uhr. Um 7¹/₂ werden Sie durch die dressing bell daran erinnert, dass Sie für den Rest des Abends uns gehören.«

Diese dressing bell erklang denn auch schon bald, nachdem der Herr des Hauses weggegangen war, so bald in der That, dass ich nicht einmal mehr Zeit hatte, Lady Ashburton meinen Besuch zu machen und mich ihr erst im Speisesaal vorstellen musste. Sie erschien erst im Augenblick, als wir uns zu Tische setzten. Ich hatte daher Zeit mich etwas umzusehen. Die Ausstattung des Saales ist von einfacher, aber gediegener Pracht. Nur wenige Bilder schmücken den Raum, aber welche Bilder. Ich wollte meinen Augen kaum trauen, als ich über dem sideboard das Porträt Karl V. von Tizian erkannte, eines von den dreien, welches der Meister von Cador gemalt hat. Was mich zunächst in Erstaunen setzte, war die grosse Zahl der Gäste; ich hatte eine Gesellschaft von 10—12 Personen erwartet, statt dessen war eine Tafel von wenigstens 30 Couverts gedeckt. Von der Gesellschaft kannte ich ausser Lord und Lady Ashburton und meinem Reisegefährten nur noch Herrn Venables, den ich im Stadthause der Familie öfters getroffen hatte. Die meisten der Gäste waren Nachbarn der Grange, von denen nicht wenige am Morgen die Jagd mitgeritten hatten. Das Dinner war von ähnlicher Opulenz wie die im Stadthause. Nur war es ein Jammer, den edlen Gastgeber sich mit einem Teller Milchsuppe begnügen zu sehen: er hat erst vor Kurzem wieder einen Anfall von Gicht gehabt. Um halb zehn wurde die Tafel aufgehoben, und die Gesellschaft gruppирte sich nunmehr nach Belieben. Ich unterhielt mich viel mit Lady Ashburton. Sie ist eine vornehme, stattliche Erscheinung und, obwohl nicht mehr in der ersten Jugendblüthe stehend, noch immer eine sehr schöne Frau. Ueberhaupt ist es mir heute Abend wieder recht aufgefallen, wie vielen prachtvollen, gesundheitsstrahlenden Frauengestalten man in der Aristokratie begegnet. Ich kam mit Lady Ashburton auf diesen Punkt zu sprechen. »No wonder«, sagte

sie, »for centuries the English nobleman has been marrying either for money or for beauty.«

Um 11 Uhr verschwand Lady Ashburton und bald war's im Drawing-room still geworden. Einige der Gesellschaft waren noch nach Hause gefahren, andere hatten sich auf ihre Zimmer zurückgezogen. Nur Thomas Carlyle wollte noch eine Pfeife rauchen, was auf der Terrasse vor dem Hause geschehen musste, da Lady Ashburton das Rauchen im Hause nicht duldet. Er forderte mich auf, ihn zu begleiten, was ich mit Vergnügen that. Es ist ein Genuss, diesem Manne zuzuhören; er kann sich aber noch nicht zufriedener geben, dass ich nicht wenigstens eine Cigarre rauche. Als ich auf mein Zimmer kam, fand ich, höchst willkommen, ein lodernes Feuer im Kamin und — denkt Euch — auf dem Tisch eine trauliche Studirlampe. In wenigen Augenblicken hatte ich mich von dem kalten Abendspaziergange hinreichend erholt, um Euch noch frisch die Ergebnisse des Tages mittheilen zu können.

The Grange.

Vom heutigen Tage ist nicht viel zu vermelden. Ich hatte mir den Kaffee um 7 Uhr bestellt, und mit dem Glockenschlage erschien ein Diener mit einer Tasse schwarzen Kaffees, den er, ohne ein Wort zu sagen, auf den Tisch stellte. Diese Begegnung mit der englischen Dienerschaft am Morgen ohne Gruss und Gegengruss ist uns Deutschen stets in hohem Grade unsympathisch; Liebig war einmal, während die British Association in York tagte, Gast des dortigen Erzbischofs und musste, da das Haus überfüllt war, mit dem bekannten Geologen Buckland in demselben Zimmer einquartirt werden. Morgens, während sich Beide, noch in Bette liegend, mit einander unterhielten, kam der Diener natürlich ebenfalls ohne Gruss in's Zimmer, um die Kleider zu holen. »Was ist das für ein Flegel«, sagte Liebig, »hat der Kerl uns nicht einmal guten Morgen gewünscht.« »Daran hat er wohl gethan«, sagte Buckland, »wenn er sich unterstanden hätte, uns zu grüssen, würde ich ihn zur Thür hinausgeworfen haben.« Also ländlich, sittlich. Mir kam es aber doch in den Sinn, meinem Manne ein freundliches »Good morning to you« zuzurufen. Er erwiderte den Gruss etwas verlegen, schien aber keineswegs gleichgültig gegen diese ungewohnte Höflichkeit zu sein.

Behufs gründlichen Studiums der Hausordnung habe ich heute pflichtschuldiger breakfast und luncheon mitgemacht, Letzteres allerdings nur pro forma; man müsste jedenfalls einen gesegneten Appetit haben, um mit einem splendiden Frühstück im Leibe schon nach drei Stunden wieder kampfbereit zu sein. Interessant war es mir und bezeichnend für den Haushalt dieses englischen Magnaten, dass ein Herr in einem olivengrünen Ueberrock — offenbar eine

Art Stallmeister — erschien, der jeden Einzelnen fragte, ob er Nachmittags ausreiten oder ausfahren wolle. Da ich Niemand von der Gesellschaft kannte — Lord Ashburton, Carlyle und Venables waren nicht erschienen —, so zog ich vor, einen Spaziergang zu machen, zu welchem der schöne Park trotz seines Winterkleides trefflich Gelegenheit bietet. Man kann stundenlang spazieren gehen, ohne aus ihm herauszutreten.

Bei dem Dinner war wiederum die ganze Gesellschaft versammelt, die Physiognomie der Tafel hatte sich aber wesentlich verändert; zu drei verschiedenen Malen sind neue Gäste angelangt, unter anderem auch Mrs. Carlyle, die aber unwohl ist und nicht bei Tisch erschien. Unter den Neuangekommenen ist eine Anzahl M. P.'s, und es war denn auch bei Tische viel, mehr als mir lieb war, von parlamentarischen Dingen die Rede. Der Neuling in diesen Kreisen erstaunt, wie die Damen der englischen Aristokratie in der Politik zu Hause sind. Sie kennen jeden Parlamentarier bei seinem nom de guerre.

Ich bin entzückt von der Liebenswürdigkeit, mit welcher Lord und Lady Ashburton ihre grossartige Gastfreundschaft üben. Da wird keiner vergessen oder der Andere hintenangesetzt. Mit bewundernswerther Leichtigkeit, welche nur durch lange Gewohnheit erworben werden kann, wissen die Herrschaften das Gebiet zu finden, auf welchem ein Jeder zu Hause ist. Von der exquisiten Aufmerksamkeit dieser prächtigen Menschen nur ein Beispiel. Nach Tisch kamen wir auf das British Museum und auf den Bibliothekar desselben, Hrn. Panizzi, zu sprechen, welcher die Leseeinrichtungen des Museums in so dankenswerther Weise ausgestaltet hat. »Ich möchte diesen interessanten Mann kennen lernen«, sagte ich. »Harriet«, rief Lord Ashburton seiner Frau zu. »Put Hoffmann and Panizzi down for our first dinner party after our return to town.«

Als sich die Gesellschaft zurückgezogen hatte, begleitete ich Carlyle noch auf seiner Nachtpromenade, welche aber heute sehr kurz ausfiel; offenbar wollte er Mrs. Carlyle nicht zu lange allein lassen. Es fängt übrigens auch an, bitter kalt zu werden.

The Grange.

In der Nacht hat es stark gefroren, was nur selten der Fall ist, wie man mir sagt.

Nach dem Frühstück hörte ich, wie Lord Ashburton bei seiner Gattin für Carlyle plaidirte. Bei dem kalten Wetter soll er seine Pfeife in der Hall rauchen. Allein her Ladyship war unbittlich. »No smoking allowed in the house.« Aber ein Ausweg war schnell gefunden. In dem Park steht ein kleines, aber behagliches Gartenhäuschen oder, besser gesagt, ein Tempelchen, denn

auch ihm fehlt der säulengetragene Giebel nicht. Allerdings fehlt der Kamin, aber dem Mangel war bald abgeholfen. Der um Mittag von Andores zurückkehrende »Sociable« brachte ausser einigen Gästen auch einen kleinen tragbaren Ofen, und auf dem Bock den Schlosser mit. Der Mann war schnell mit seiner Arbeit fertig. Auf vier Backsteine wurde eine eiserne Platte gelegt, auf welche der Ofen zu stehen kam. Um die Feuergase zu entfernen, wurde eine Fensterscheibe durch ein Blech ersetzt, durch welches die Abzugsröhre in die Luft mündet. Wir sassen noch beim Luncheon, an dem sich heute auch Lord und Lady Ashburton betheiligten, als die Vollendung des Smoking-room verkündigt wurde. »Ich lade die Gesellschaft zu einer Wallfahrt nach Notre Dame des Tabacs«, sagte Carlyle. Die ganze Sippe setzte sich sofort in Bewegung, und auf der Schwelle des so schnell ins Leben gerufenen neuen Heiligthums empfing Lady Ashburton die Huldigungen ihrer Gäste, während Carlyle aus seiner Pfeife die Rauchwolke eines Dankopfers emporwirbeln liess. Nach dieser Installation lud unser gütiger Wirth zu einem Spaziergange durch den Park, dessen vielverschlungene Pfade ich bei dieser Gelegenheit eigentlich erst kennen lernte. Er hat offenbar — und mit vollem Recht — eine grosse Freude an diesem schönen Besitzthum, dem er viel Zeit und viel Geld gewidmet hat. Aber mit Zeit und Geld allein wird man eine solche Anlage auch noch nicht schaffen können, es gehört auch ein feiner Geschmack dazu, welcher dem glücklichen Besitzer in gleichem Maasse eigen ist. Die erste Anlage der Grange stammt aus dem Anfange des 17. Jahrhunderts; sie ist aber seitdem erheblich vergrössert und verschönert worden. Das Wohnhaus wurde von dem berühmten englischen Architekten Inigo Jones erbaut, welcher, ein eifriger Anhänger der Schule Palladio's, für alle seine Bauten die Antike zum Muster nahm und sich namentlich in griechischen Säulenstellungen gefiel, wie dies zumal eines seiner Hauptwerke, das Marine-Hospital in Greenwich, bekundet. Dieser Geschmack des Architekten kommt denn auch in dem Wohngebäude der Grange zum vollen Ausdruck. Jedesmal, wenn wir bei dem Spaziergange aus dem Gehölz herausstraten, haftete der Blick an einer Säulengruppe der Façade. Von einer Anhöhe, auf der wir anhielten, ist der Ausblick geradezu bezaubernd. Aus dem Dunkel des Baumschlags, den man trotz des Winters grün erhalten hat, glaubt man einen griechischen Tempelbau aufleuchten zu sehen. Fast erwartet man, dass im nächsten Augenblick eine Panflöte erschallen und eine silberfüssige Nymphe durch die Büsche schlüpfen werde.

Als ich heute Abend nach dem Dinner Carlyle noch nach Notre Dame des Tabacs begleitete, erzählte er mir, dass es Lord Ashburton besonderes Vergnügen mache, seine Gäste auf jene

Anhöhe zu führen. Vor einigen Wochen sei ein Franzose auf der Grange zum Besuche gewesen. Auf der Anhöhe angelangt, habe er begeistert ausgerufen: »My Lord, Agamemnon n'était pas mieux logé.«

The Grange.

Wenn ich heute Abend noch schreibe, so ist dies ein Beweis, was die Gewohnheit thut, denn ich bin kaum mehr im Stande, meine Arme zu rühren.

Nach dem Luncheon schlug Lord Ashburton, da der grössere Theil der Gesellschaft eine Ausfahrt unternommen hatte, Carlyle und mir einen Spazierritt vor. Der Olivengrüne erhielt die nöthigen Aufträge, drei prächtige Thiere wurden vorgeführt, und in kurzer Frist lag der Park hinter uns. Wir ritten über sanft ansteigendes Haideland. Plötzlich sagte Carlyle, der ein ebenso eifriger Reiter wie Raucher ist: »Let us see who first gets to the lime-tree yonder«, indem er auf einen grossen am Horizont sichtbaren Baum hinwies. »Mir ist's schon recht«, sagte Lord Ashburton, »aber«, fügte er in seiner liebenswürdigen, rücksichtsvollen Weise hinzu, »Dr. Hofmann ist vielleicht kaum geneigt, einen solchen Parforceritt mitzumachen.« Eine ablehnende Antwort war mir also in den Mund gelegt, und eine solche wäre in der That das Richtige gewesen. Allerdings hab' ich, wie Ihr Euch erinnert, als Student in Giessen viel geritten, allein ich bin seit Jahren nicht mehr zu Pferde gewesen, auch kam mir Liebig's Abenteuer¹⁾, als er mit dem Erzbischof von York ausritt, warnend in den Sinn. Allein es war dem soviel jüngeren Manne begreiflich eine Verlegenheit, seine Sorge zu bekennen; er sagte also: »Ich will es jedenfalls versuchen.« Kaum war das Wort gesprochen, als unsere Thiere auch bereits im gestreckten Galopp dahinflogen. Mir wollte Hören und Sehen vergehen. Ich hielt die Zügel mit der vollen Kraft meines Armes an, denn ich hatte das Gefühl, dass ich, die Zügel schiessen lassend, mit dem Thiere im Raum verschwinden würde. Aber schon nach wenigen Augenblicken hatte ich mich von meiner Befangenheit erholt und war erstaunt, wie wenig man von der Bewegung merkte. Anfangs war Carlyle um einige Pferdellängen vor, aber bald hatte ihn Lord Ashburton überholt. Ich blieb dicht hinter Carlyle, kam ihm sogar einmal fast gleich: »These animals«, sagte ich zu ihm, »require no spur.« »No«, erwiderte er, »but a windless.« Aber schon nahten wir der Linde. Lord Ashburton war der Erste am Ziel, dann folgte Carlyle, und wenn ich unmittelbar hinter Letzterem kam, so war es das Verdienst des Pferdes, nicht des Reiters.

¹⁾ Auf dieses scheint Liebig in seinem Brief an Wöhler anzuspieren. Briefwechsel I, 339.

Ich bin froh, dass dieser unsinnige Ritt so glatt abgelaufen ist. In den Schultern werde ich ihn aber noch einige Zeit lang spüren. Es ist mir, als ob meine Arme ausgereckt seien.

Morgen geh' ich nach London zurück. Nächsten Montag fangen die Vorlesungen wieder an.

London Street.

Seit acht Tagen bin ich wieder im Geschirr. Die Ferien sind eine schöne Erfindung, und ich denke mit dem grössten Vergnügen an den reizenden Ausflug nach Hampshire zurück. Aber man fühlt denn doch nachgerade eine Art Heiss hunger nach ernster Arbeit. Ich habe eben solche Freude an meinen Vorlesungen, zumal aber an meinen Experimentaluntersuchungen, dass ich weder um Ostern noch um Pfingsten ausspannen, sondern mich in diesem Jahr mit den grossen Herbstferien begnügen werde. »Aber«, höre ich meine lieben Schwestern ausrufen, »wir kennen ja unseren ferienfrohen Bruder nicht wieder.« Sie mögen sich indessen beruhigen, diese Arbeitswuth wird sich auch wohl wieder legen, und wer weiss, ob ich mich nicht schliesslich wieder zu der Ferien-Auffassung unseres alten, aber stets gut gelaunten Oberberg- und Nöggerraths bekennen werde, der, von einem Engländer über deutsche Universitäts-einrichtungen befragt, mit unverwüthlichem Humor das Semester als eine unliebsame, aber glücklicher Weise nur kurze Unterbrechung der Ferien definierte. Heute aber spiegelt sich meine Stimmung in den prachtvollen Worten, welche Shakespeare dem Prinzen Heinrich nach der Verabredung mit Poins und Falstaff zu dem nächtlichen Abenteuer in Rochester in den Mund legt:

If all the year were playing holidays,
To sport would be as tedious as to work;
But when they seldom come, they wish'd for come.

Aber ich bin auf dem besten Wege, von meinem Thema abzukommen, wollte ich auf die schönen Tage von Aranjuez noch einmal zurückkommen. Nach zwei Richtungen hin haben sich meine Lebenserfahrungen durch meinen Aufenthalt in der Grange erweitert. Einmal ist mir die Gastfreundschaft in einem ganz neuen Licht erschienen, dann aber versteh ich jetzt, warum die englische Aristokratie noch immer so kräftig in dem Lande wurzelt.

Der Umfang der Gastfreundschaft, welche diese englischen Magnaten üben, ist eigentlich in meinen früheren Briefen schon genügend angedeutet worden. Während meines Aufenthaltes in der Grange haben selten weniger als dreissig Personen zu Tisch gesessen, allein es wird mir von Habitues des Hauses versichert, dass Räumlichkeiten in der Grange vorhanden sind, um gleichzeitig vierzig Gäste unterzubringen. Was mir aber ungleich mehr impo-

nirt hat, ist die Freiheit der Bewegung, welche dem Individuum in diesem vornehmen Hause gestattet ist. Wenn ich wieder eine Einladung nach Hampshire erhalte, richte ich mich so ein, dass ich dort eine Abhandlung ausarbeite: es ist unmöglich, einen geeigneteren Ort zum ruhigen Nachdenken zu finden. Ich bin in Deutschland ein paar Mal bei vornehmen Leuten zu Besuch gewesen, und erinnere mich mit Schrecken an den unaufhaltsamen Strom von Wohlthaten, der sich während dieser Zeit über mich ergossen hat. Man kam nicht zu sich selbst und war glücklich, als man wieder Musse fand, einen selbstständigen Gedanken zu fassen. In dieser Beziehung können wir von den Engländern noch etwas lernen.

Hand in Hand aber mit dieser so herrlich geübten Gastfreundschaft, welche denn doch immer nur Einzelnen zu Gute kommen kann, geht bei diesen englischen Aristokraten ein Gemeinsinn, dem kein Opfer an Zeit und Geld zu gross ist. Welchen Aufwand an Kraft erfordert schon die gewissenhafte Erfüllung ihrer parlamentarischen Pflichten. Und mit den nie enden wollenden Sitzungen des Hauses ist längst nichts abgethan. Man muss nach Westminster gehen und in die Committee-rooms eintreten, welche an den langgestreckten Corridoren des Palastes hulaufen und wo die Geschäfte des Landes zum Austrage kommen. In allen diesen Comités begegnet man den Mitgliedern der englischen Aristokratie, für die es eine Ehrensache ist, sich mit eiserner Ausdauer den Angelegenheiten ihrer Mitbürger zu widmen. Und diese Thätigkeit beschränkt sich keineswegs nur auf den Aufenthalt in der Stadt. Sie folgt diesen Männern, wenn sie sich zur Erholung auf das Land zurückgezogen haben. Die Zahl der Briefe, welche Lord Ashburton während meines Aufenthaltes in der Grange erhalten und beantwortet hat, war Legion, und die meisten dieser Briefe betrafen, wie er mir selber mittheilte, public business. Lord Ashburton ist Chairman of the Concil of the Royal College of Chemistry, und dieselbe Theilnahme, welche er unserem College widmet, gehört einem Dutzend anderen Instituten, Schulen, Vereinen, Wohlthätigkeitsanstalten, welche er nicht nur mit seinen grossen Mitteln, sondern auch, was mehr ist, mit dem klaren Verständniss für das Erreichbare und mit seiner gereiften Geschäftserfahrung fortdauernd ausgiebig unterstützt.

Es ist mir ein ausserordentlich wohlthuender Gedanke, dass ich glauben darf, Lord Ashburton etwas näher getreten zu sein. Wenn ich schon früher eine aufrichtige Verehrung für diesen edlen Mann empfand, so hat ihm der Aufenthalt unter seinem gastlichen Dache meine volle Sympathie gewonnen. Bekundet schon der Ausdruck seines Auges die lauterste Herzensgüte, so wird man sich doch erst bei dem Klang seiner Stimme des ganzen Zaubers bewusst, welchen diese Persönlichkeit auf seine Freunde ausübt, und

das unbegrenzte Wohlwollen, welches sich in jedem seiner Worte ausspricht, und die opferfreudige Werkthätigkeit, welche seine ganze Handlungsweise kennzeichnet, machen einen fast rührenden Eindruck, wenn man sich dem Gefühl nicht verschliessen kann, dass der Mann, der so viel Glück in seiner Umgebung verbreitet, keineswegs zu denen zählt, die wir im schönsten Sinne des Wortes glücklich nennen. Lord Ashburton hat keine Nachkommen. Der Titel, seine mannigfachen Besitzungen, die herrliche Grange gehen auf entfernte Anverwandte über. Allein bei ihm scheint die Liebe, die bei Anderen von den Kindern in Anspruch genommen wird, der ganzen Menschheit zu Gute zu kommen.

Noch in dem nämlichen Jahre gelang es endlich, und zwar, wie Hofmann angiebt¹⁾, Dank den unausgesetzten Bemühungen des Sir James Clark, die Verhältnisse des College definitiv zu regeln. Ein glückliches Zusammentreffen von Umständen kam diesen Bemühungen zu Hülfe. Im Jahre 1852 trat Lyon Playfair, einem Ruf an die Universität Edinburg folgend, von seiner Professur an der mit dem Museum für praktische Geologie in Jermyn-Street verbundenen Royal School of Mines zurück. Sir James wendete sich sofort an den Director des Museums, und es gelang ihm mit der Unterstützung des einflussreichen Lord Ashburton, eine Fusion der beiden Anstalten herbeizuführen. Das Royal College of Chemistry wurde von der Regierung als chemische Abtheilung des Museums für praktische Geologie übernommen und Hofmann als Nachfolger Playfair's zum Director des Laboratoriums und Chemiker des Museums ernannt. Das College war damit zu einer Staatsanstalt geworden.

Damit war die Erhaltung des College als einer wissenschaftlichen, den Laboratorien der deutschen Hochschulen ebenbürtigen Anstalt gesichert. Ausser dem Liebig'schen Laboratorium in Giessen gab es kaum ein anderes, aus dem so viele Experimentaluntersuchungen hervorgingen, wie sie das College trotz seiner dürftigen Einrichtung in den ersten acht Jahren seines Bestehens geliefert hatte.

Mittlerweile hatte Hofmann durch die ausgezeichneten Arbeiten über die verschiedensten Derivate des Anilins und namentlich durch seine Untersuchungen über die Constitution der organischen Basen, deren Hauptstücke 1847—1851 erschienen, seinen Namen in der wissenschaftlichen Welt berühmt gemacht, und sein Ansehen war von Jahr zu Jahr gestiegen. Er wird daher von Regierung und Gerichten vielfach zu Gutachten herangezogen, die, sehr gut honorirt, seiner dürftigen Einnahme etwas aufhelfen. So hatte er Gutachten zu erstatten 1850 mit Graham und Thomson über den Bleigehalt des Colonialzuckers, 1851 mit Graham und W. A. Miller über die chemische Be-

¹⁾ A page of scientific history.

schaffenheit des Londoner Trinkwassers, 1852 mit Graham über den angeblichen Strychningehalt der Londoner Biere — er berichtet darüber in den Annalen und in der Biographie von Peter Griess —, weiterhin mit Graham und Redwood über die zur Herstellung von Bier verbrauchte Menge Malz, 1855 mit denselben über die Denaturirung des Spiritus mit Holzgeist, mit Henry Witt über die Canalisation Londons.

Auch seine höchst erfolgreiche Lehrthätigkeit findet allgemeine Anerkennung. Das Comité des College widmet ihm in seiner letzten Sitzung eine ehrenvolle Adresse, in der mit warmen Worten rühmend hervorgehoben wird, dass Hofmann die von ihm gehegten Erwartungen weit übertroffen habe, dass nur auf Grund seines Namens und seiner aufopfernden Thätigkeit das College zu einer Lehranstalt geworden sei, die mit den berühmtesten chemischen Instituten rivalisire. Schwierigkeiten, die jeden Anderen abgeschreckt haben würden, habe er aus Hingebung an die Sache der Wissenschaft leicht genommen; seine Liebenswürdigkeit und eminente Begabung hätten ihm, heisst es zum Schluss, Hochachtung und Verehrung erworben bei Allen, die ihn kennen.

Auch materiell wurde Hofmann's Stellung mit Uebernahme des College durch den Staat erheblich verbessert. Sein Gehalt wurde nicht nur beträchtlich vermehrt, sondern auch sichergestellt. Dazu kam, dass er auf Vorschlag Graham's, der 1854 an Stelle des zurückgetretenen Sir John Herschel Münzmeister geworden war, zum Münzprobirer, assayer of the royal mint, ernannt wurde; eine einträgliche Stellung, die ihn in seinen sonstigen Arbeiten wenig behinderte, da er deren Obliegenheiten grösstentheils in einem kleinen, im Souterrain seiner Wohnung in Fitzroy Square eingerichteten Laboratorium durch einen Assistenten besorgen lassen konnte. Während meiner Anwesenheit in London war Aug. Bopp, der Stiefbruder von Hofmann's erster Frau, mit diesen Münzgeschäften betraut. Die Stellung eines non resident assayer wurde später abgeschafft; als Hofmann's Schüler, Rob. Austin, 1870 zum Münzprobirer ernannt wurde, erhielt er Bureau und Laboratorium in der kgl. Münze. So war denn Hofmann's Stellung mit der Zeit nicht nur gesichert, sondern auch recht einträglich geworden.

Mit den wissenschaftlichen Celebritäten Londons war Hofmann in nahe Beziehung getreten, namentlich hatten ihm Faraday und Graham ihre Freundschaft zugewendet.

Mit Graham machte er 1851 einen Ausflug nach Paris, wo er die französischen Collegen kennen lernte und besonders mit Cahours in nähere Beziehung trat. Mit diesem war er zwar, wie er in der Wurtz-Biographie¹⁾ erzählt, längst bekannt. Schon dessen

¹⁾ Erinnerungen II, 235.

schöne Untersuchung über das Gaultheriaöl hatte Hofmann veranlasst, mit ihm zu correspondiren, und seit der Arbeit Cahours' über die Einwirkung des Phosphorpentachlorids auf organische Verbindungen standen die beiden Forscher in regelmässigem Briefverkehr. Bei Hofmann's Besuch in Paris lernten sie sich persönlich kennen und schätzen, und es entwickelte sich daraus eine Freundschaft, die sich bald als eine sehr fruchtbare erweisen sollte. Cahours kam 1855 für mehrere Wochen nach London, wo er bei Hofmann wohnte. Da begannen sie die gemeinsamen Untersuchungen über die den flüchtigen Basen analogen Phosphorverbindungen und über den Allylalkohol.

Hofmann berichtet darüber an Buff:

9 Fitzroy Square, November 10. 1855.

»Lieber Buff!

Vor einigen Tagen benachrichtigte mich mein Buchhändler, dass eine neue Auflage von Fownes (die sechste), nöthig ist, und ich wollte Dich deshalb bitten, wie gewöhnlich die Durchsicht der Physik zu übernehmen. Da ich nicht zweifle, dass Du mir diesen Gefallen thun wirst, so will ich Dir die Bogen mit der ersten Gelegenheit übersenden. Lieb wäre es mir, wenn Du mit der Durchsicht bis Weihnachten fertig wärest, da ich den Druck im Januar beginnen möchte. Was die Punkte anlangt, auf die es vorzüglich ankommt, so brauche ich Dich kaum zu erinnern, dass alles Neue nur äusserst kurz gegeben werden muss, doch wird es zweckmässig sein, auf die Leistungen der englischen Physiker besonders Rücksicht zu nehmen. Namentlich möchte ich die Arbeit von Stokes über Refrangibilität und die neueste Untersuchung Faraday's über Magnetismus erwähnen, die ich Dir zusenden will, sobald sie erschienen ist. Ausserdem bitte ich besonders Sorgfalt auf die Richtigkeit aller Coëfficienten zu verwenden und womöglich ein oder zwei schöne neue Figuren aufzunehmen. Der Plan des Ganzen, so unvollkommen und unbefriedigend er uns erscheint, muss sorgfältig beibehalten werden. The article might become less saleable.

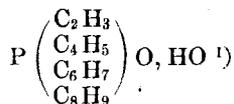
Seit etwa drei Wochen ist Hannechen¹⁾, hier, wodurch mein Leben wieder etwas mehr Ordnung und Behaglichkeit erhalten hat, obgleich wir im Augenblick noch gewaltig in Unordnung sind. Ich habe nämlich, weil ich ein Laboratorium beim Hause haben muss²⁾, wieder ein eigenes Haus genommen, mit dessen Einrichtung wir eben beschäftigt sind.

¹⁾ eine ältere, unverheirathete Schwester Hofmann's.

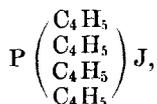
²⁾ der ihm als assayer of the mint obliegenden Arbeiten wegen.

Ich habe mich sehr gefreut, dass Du, wie mir Hannchen sagte, im nächsten Frühjahr hierher kommen willst; ich rechne mit Sicherheit darauf, dass Du Deinen Plan ausführst, und hoffe, Dir Deinen Aufenthalt hier recht comfortable und interessant zu machen.

Von meinem hiesigen Leben ist wenig zu berichten. Der Markt der commerciellen und industriellen Bedürfnisse drängt sich hier unabweisbar in den Kreis wissenschaftlicher Beschäftigung, und die letzten Jahre waren aus vielen Gründen arm für mich an Resultaten. Durch eine veränderte Organisation finde ich diesen Winter wieder etwas mehr Zeit zum Arbeiten, und der erste Anlauf ist nicht ganz unglücklich gewesen. Ich habe nämlich gemeinschaftlich mit Cahours, der in den letzten Wochen bei mir zu Besuch war, eine Reaction entdeckt, welche alle die Ammoniake, die ich früher aufgefunden habe, zu reproduciren gestattet, mit dem Unterschied, dass der Stickstoff durch Phosphor vertreten ist. Es ist dies eine Reihe von Körpern von höchst saillanten Eigenschaften und von vollendeter Schönheit. Denke Dir ein Ammoniumoxyd, welches alle Eigenschaften des Kalis theilt und nach der Formel:



zusammengesetzt ist, oder einen Salmiak



der von dem gewöhnlichen nicht zu unterscheiden ist, aber mit dem Letzteren kein Element gemeinschaftlich enthält. Die Untersuchung dieser Verbindungen macht mir viele Freude. Ich zweifle nicht, dass sich sämtliche stickstoffhaltige Körper in der Phosphorreihe reproduciren lassen.

Von Herzen der Deinige

A. W. Hofmann.«

Der Sommer 1855 führt Hofmann abermals zur Ausstellung nach Paris, wo er mit Liebig und vielen anderen Freunden aus Deutschland zusammentrifft.

Im Jahre 1854 hatte Hofmann den Tod der geliebten Mutter zu beklagen. Er schreibt darüber unter'm 25. Juni an Fritz:

»Schon seit Jahren bin ich nie von Giessen weggegangen, ohne im Herzen von der Mutter Abschied zu nehmen auf immer. Wir waren Alle vorbereitet, und das Ende dieser leidvollen Laufbahn

1) Gmelin'sche Aequivalente.

schien zuletzt beinahe erwünscht, nichtsdestoweniger fühlen wir Alle, ich und Hannchen vielleicht noch mehr als Du und Meta, das Empfindliche des Verlustes. Nachdem ich meinen eigenen Herd verloren, hatte ich mich mit neuen Banden an das elterliche Haus geschlossen, es war mir wieder der Mittelpunkt geworden, um den sich alle meine Gedanken drehten. Mit der Mutter ist mir gleichzeitig die Heimath geraubt. . . .«

Aber die Bande, die das neue Vaterland um Hofmann schlingt, werden fester und fester.

Ob es, wie ich glaube, der Hyacinthengeruch des verdünnten Triäthylphosphins war, der die Beziehung zu Rosamund Wilson vermittelte, kann ich nicht mit Sicherheit behaupten. Hofmann erzählt¹⁾, dass er eines Morgens in seinem Laboratorium einen ungeheuren Korb mit Hyacinthenblüthen vorgefunden habe, das Geschenk einer befreundeten Dame, die, seinen Arbeiten freundliches Interesse schenkend, zu der Ueberzeugung gekommen war, dass die Hyacinthenblüthe Triäthylphosphin enthalten müsse; dieses fand er nun zwar nicht, es scheint aber, dass er und die Geberin sich fanden. Am 13. December 1856 wurde die Ehe mit Rosamund Wilson geschlossen.

Jedem, der die wissenschaftlichen Arbeiten Hofmann's chronologisch verfolgt, muss es auffallen, dass Hofmann in den Jahren 1852—1856 weniger producirt als vorher und nachher. Der Bearbeiter des wissenschaftlichen Theiles der Biographie macht auf diesen Umstand aufmerksam, und ich habe diesen Nachlass der Productivität hauptsächlich darauf zurückgeführt, dass Hofmann, durch das häusliche Missgeschick und die Verödung des zuvor so wohligen Heims niedergedrückt, der Arbeit nicht die gewohnte geistige Concentration zuzuwenden vermochte. Jedenfalls ist auffallend, dass mit der zweiten Verheirathung die wissenschaftliche Thätigkeit wieder zu der gewohnten Rüstigkeit, Energie und Fruchtbarkeit emporschnellt. Die Jahre 1857—1860 bringen in steter Zunahme eine unglaubliche Fülle von gediegenen Arbeiten über Phosphorbasen, Thialdin, Nitrophenol, Aethylenbasen, Anilinderivate, mehratomige Basen der Stickstoff-, Phosphor-, Arsen-Reihe und vieles Andere.

Am 21. Mai 1857 schreibt Hofmann dem Bruder Fritz:

»Der Sommer rückt rasch heran, und ich muss allmählich daran denken, wie ich meine Ferien benutze. In keinem Jahre hab' ich so angestrengt gearbeitet wie in diesem; ich bedarf daher der Erholung. Meine Frau wird aus guten Gründen zu Hause

¹⁾ Ann. d. Chem. 104, 10.

bleiben. Meine Absicht ist, ein paar Wochen am Golf von Spezzia oder Salerno umherzustreifen und gelegentlich auch Seebäder zu nehmen.«

Er fordert dann den Bruder auf, als ärztlicher Begleiter die Reise mitzumachen; er, Hofmann, fühle sich so angegriffen, dass er ohne einen Arzt nicht reisen wolle. Die Krankheit scheint freilich, wenn nicht fingirt, doch stark übertrieben, ein Vorwand, dem Bruder die Reisekosten nicht als ein Geschenk erscheinen zu lassen.

Im Sommer 1859, auf der Rückreise aus der Schweiz, macht er die Gattin mit den Freunden und Verwandten in Darmstadt, Giessen, Steinfurt und mit der Stätte seiner ersten Lehrthätigkeit in Bonn bekannt. Ein gerichtliches Gutachten nöthigt ihn, eiligst heimzureisen. »Ich habe bereits wieder ein Paar Tage im Gerichtssaale des Old Bailey figurirt«, schreibt er. Seinem Feuereifer aber war die ausgedehnte Ferienreise schon eine allzu lange Unterbrechung der Arbeit; »ich bin glücklich«, heisst es weiter, »wieder eine regelmässige Beschäftigung zu gewinnen.

Um das Jahr 1857 beginnt Hofmann seine Arbeiten über die mehratomigen Basen. Muss man Geschicklichkeit, Geduld, Ausdauer anstaunen, mit der Hofmann den vielfach verschlungenen Knäuel von Producten der Wechselwirkung zwischen Aethylenbromid und Ammoniak entwirrte, so bewundern wir nicht minder den Scharfsinn und die logische Consequenz, mit der er seine Auffassung gegen die Einwände von Cloëz vertheidigte und durch beweisende Experimente die anscheinend widersprechenden Beobachtungen des französischen Forschers aufklärte. Diese Untersuchungen haben, neben anderen, Hofmann eine ganze Reihe von Jahren beschäftigt. Auch ich durfte an diesen Arbeiten theilnehmen. Ich war nämlich durch eine Reihe von misslungenen Versuchen, die ich auf eigene, vielleicht irrige Schlussfolgerungen hin unternommen und wahrscheinlich mit nicht genügender Energie und Sorgfalt angefasst hatte, sehr muthlos geworden und ging mit dem Gedanken um, der Chemie ganz den Rücken zuzuwenden. Sehr zu Schrecken und Betrübniß meines Vaters, der nicht begreifen konnte, warum ich nicht schon längst, seinem Jugendfreunde Liebig ähnlich, die Welt durch Entdeckungen in staunende Bewunderung versetzt hatte. Im Herbst 1860 war Hofmann in Darmstadt, und mein Vater klagte ihm sein Leid über den missrathenen Sohn. »Geben Sie ihn mir mit, ich will ihn schon auf den rechten Weg bringen.«

Ich machte die Reise im Herbst 1860 zusammen mit Freund Aug. Bopp, der damals Hofmann's Assistent war und die Ferien zu Hause zugebracht hatte. In Brüssel blieben wir 1½ Tage, um diese schöne Stadt kennen zu lernen. Wir waren am Hotel de Saxe

vorgefahren. Man führte uns in einen prachtvollen Salon im Parterre, an den ein noch luxuriöser ausgestattetes Schlafzimmer und eine nette mit Oleandern, Lorbeer- und Orange-Bäumchen verzierte Veranda anstießen. Offenbar hatte der dienstbeflissene Kellner die zwei je 2 m langen Individuen, die, eben im Elternhaus nagelneu ausgestattet und mit grossen Koffern ankommend, vornehm genug aussehend mochten, für incognito reisende Prinzen angesehen. Uns aber wurde im Angesicht der Herrlichkeiten bange für unsere keineswegs überfüllten Geldbeutel. Wir deprecirten daher und erklärten uns für reisende Kaufleute, die einfache Zimmer wünschen. Daraufhin wurde uns ein so niederer Preis für die Zimmer angesetzt, dass wir mit Behagen von der prinzlichen Behausung Besitz ergriffen. Im Angesicht von Dover verzehrten wir die letzte der Fricandellen, die uns die sorgsam Mütter eingepackt hatten.

Mir wurde die Darstellung und Untersuchung von Aethylenharnstoffen übertragen; die Arbeit, die ich im College von Herbst 1860 bis 1861 ausführte, gab rasch Resultate, die weiter zu arbeiten verlockten. So bin ich dem verehrten Meister in hohem Grade zu Dank verpflichtet.

Das College, dessen sehr günstige Lage ganz nahe an der Stelle, wo sich die beiden Hauptstrassen des Westendes, Regentstreet und Oxfordstreet, schneiden, Hofmann selbst in der Biographie von Peter Griess hervorhebt, steht mit der Front nach Oxfordstreet und ist, wie in London üblich, durch einen Graben, über den eine schmale Brücke nach der Hausthüre führt, von der Strasse getrennt; die Behälter für Kohlen und sonstige Vorrathsräume befinden sich unter dem Trottoir, von jenem Graben aus zugänglich.

Im Erdgeschoss enthielt das College ein Waagenzimmer, Bibliothek, ein kleines Empfangszimmer des Professors, in dem auch die Waage für die Assistenten aufgestellt war, und das Laboratorium des Professors, in welchem damals Geyger, Peter Griess, Groves, der durch eine Reihe eigener und mit Stenhouse gemeinschaftlich ausgeführter Arbeiten bekannte langjährige Schriftführer der chemical Society, und Forster auf recht beschränktem Raum ihre Thätigkeit entwickelten; nach rückwärts und etwas tiefer als das Erdgeschoss lag das mit Oberlicht versehene Auditorium, the theatre, mit Vorbereitungszimmer und Sammlung, damals die Domäne McLeod's, den Hofmann als Ideal eines Vorlesungsassistenten rühmt. Das Laboratorium über einer Stiege enthielt etliche vierzig Plätze; hier waltete Dr. Valentin. Die Plätze für die mit Untersuchungen betrauten Practicanten waren an der Fensterwand nach Oxfordstreet hin, sehr hell und im Raum nicht zu beschränkt. Von den damals hier Arbeitenden sind mir im Gedächtniss geblieben: Mills, der das Spartein untersuchte, Lennox, der das Perbromäthylen darstellte; Holzmann war mit einer Unter-

suchung von Cerit beschäftigt; ich erinnere mich, dass er durch Ausglühen der salpetersauren Erden aus Cerit mehrere grössere Platinschalen reinigte; der Chemie untreu, wurde er Mentor der Söhne des belgischen Gesandten de Weyer, und durch diesen am Hof sehr wohl gelittenen Diplomaten kam er als librarian und private secretary in die Dienste des Prinzen von Wales; er wurde dann Secretär der kgl. Domäne Cornwall und steht noch jetzt als Sir Maurice Holzmänn in königlichem Dienst. Ferner arbeiteten da die HH. Davidson und Child, doch weiss ich nicht, womit sie beschäftigt waren; der Letztere trat nachmals in den Geological Survey of India über; C. A. Martius endlich untersuchte gemeinschaftlich mit Griess das Zeise'sche Platinsalz.

Im Souterrain befand sich ein grosser Raum mit Arbeitstischen für grössere Destillationen, Luft- und Oel-Bädern zum Erhitzen von zugeschmolzenen Röhren oder Digestionen in Autoclaven. Da waren auch die Gasöfen für die Elementaranalyse aufgestellt. Die in London schwierig zu beschaffenden und sehr theuren Holzkohlen zum Erhitzen der Röhren für die organische Analyse durch Gasfeuerung zu ersetzen, hatte Hofmann schon Anfang der fünfziger Jahre versucht. Seine ersten Apparate¹⁾ waren aber noch ziemlich mangelhaft. 1857/58 hatte er den Gegenstand wieder aufgenommen, und es war ihm gelungen, einen vortrefflichen, tadellos arbeitenden Gasofen zu construiren. Die Kohle hat vor dem Gas den grossen Vorzug, dass sie wesentlich durch strahlende Wärme wirkt; das zwischen den Kohlen liegende Rohr wird daher allmählicher und sehr viel gleichmässiger erhitzt, als durch eine direct an die Glaswand anschlagende Gasflamme. Diese Wirkung der Kohle ahmt der Hofmann'sche Gasofen²⁾ dadurch nach, dass das Rohr durch glühende Thoncyliner erhitzt wird. Das Gas brennt in vielen sehr kleinen Flämmchen, indem es aus Thoncylinern, die von vielen feinen Löchern durchbohrt sind, ausströmt. Der von den Flämmchen umhüllte Cylinder wird bald glühend und wirkt dann wie eine glühende Kohle. Wir arbeiteten sehr gern mit diesem Ofen; er hat nur den einen Nachtheil, dass er sehr viel Gas verbraucht. Bei den Elementaranalysen pflegte man sich mit der kurzen Pfeife am duftenden Latakia zu erquicken; in dem Arbeitssaal oben war das Rauchen, wenn auch nicht verboten, so doch nicht gern gesehen. Die Verbrennungen für die Arbeiten Hofmann's und der Assistenten wurden in der Regel von einem hageren Jüngling Namens Hadrell ausgeführt, einem richtigen roundhead, der stets sein Tractätlein in der Tasche hatte, durch seine grosse Frömmigkeit aber nicht abgehalten wurde, vom einfachen Putzjungen zu einer Art Unterassistent sich emporzuarbeiten und die Ver-

¹⁾ Ann. d. Chem. 90, 235.

²⁾ Ann. d. Chem. 107, 37.

brennungen mit tadelloser Sorgfalt und Genauigkeit auszuführen; in seinen Mussestunden machte er wohl auch für die Praktikanten Elementaranalysen, die einfache Kohlenstoff- und Wasserstoff-Bestimmung zu half a crown.

Der Raum im Souterrain musste auch zu allerhand nicht specifisch chemischen Operationen herhalten. War da unter den Praktikanten ein junger Mann, den Abenteuerlust schon früh auf einen Kaufmann geführt hatte. Sein Vater, ein englischer Grossindustrieller, mochte von chemischen Studien des Sohnes sich Vortheil für seine Fabrik versprechen. Dieser aber verhielt sich gegen die um seine Gunst werbende Wissenschaft so spröde, wie Joseph gegen Frau Potiphar, und das Laboratorium schien ihm ein geeigneter Platz zur Bethätigung der culinaren Kenntnisse, die er als Schiffsjunge erworben hatte. Um die Mittagszeit pflegte er für sich und einige Freunde in blank geschauerten Sandbadschaalen Würste zu braten, stewed cheese zu bereiten, oder ham and eggs zu backen. Hofmann hatte des öfteren die so gar nicht chemisch riechenden Dünfte wahrgenommen; eines Tages ging er ihnen nach und erschien ganz unerwartet in der improvisirten Küche. Die Gesellschaft stob so plötzlich auseinander, dass man sich nicht Zeit liess, die Gashähne abzdrehen. Hofmann hatte sofort die Situation durchschaut. Er verstand es meisterlich, seine englischen Studenten zu behandeln. Kein Wort des Tadels, aber er machte sich so lange in dem Raume zu schaffen, bis auch das letzte Würstchen gänzlich verkohlt war.

In den Vorrathsräumen unter der Strasse hatte der Diener Richard, dessen Hofmann gleichfalls in der Griess-Biographie rühmend gedenkt, ein kleines Lager von Utensilien zum Verkauf an die Praktikanten.

Hofmann erschien regelmässig im Arbeitssaal gegen 10 Uhr um, mit den Anfängern beginnend, die Rundtour zu machen und mit Jedem zu besprechen, was diesen gerade beschäftigte. Bei den Vorgerückteren pflegte er ziemlich lange zu verweilen, um auf Uhrgläsern und in Reagirröhren den Verlauf der vorzunehmenden Operationen im Kleinen zu ermitteln und anzugeben, wie nun weiter zu verfahren sei. Die lebhafteste Freude, mit der er jeden Fortschritt der Arbeit begrüsstete, wirkte enthusiastisch; jeder trachtete voran zu kommen, um bei dem nächsten Besuche des Meisters diesem irgend was Neues vorführen zu können. So ging die Arbeit munter fort. Wo es haperte, wusste er immer einen neuen Ausweg anzugeben. Sein eminentester Erfolg als Lehrer beruhte hauptsächlich auf seinem eigenen Enthusiasmus für die Wissenschaft, den er seinen Schülern einzuimpfen wusste. Selbst von kaum zu befriedigendem Ehrgeiz, verstand er es, das unausgesetzte Drängen nach Resultaten bei Allen, die um ihn waren, zu erwecken.

Auch der neuen Ehe Glück war nicht von langer Dauer. Am 31. Januar 1860 schreibt Hofmann aus Torquay, dem bekannten, durch seine milde Luft ausgezeichneten Seebade in Devonshire an der Südküste von England:

»Mein theurer Bruder!

Es ist Alles so gekommen, wie Du's vorausgesehen. Gestern Abend nach 8 Uhr ist sie sanft eingeschlummert. Du hast vielleicht eine Ahnung von den Gefühlen, die mir das arme Herz bewegen. Wie wenig hab' ich, haben wir Alle Rosamund gekannt! Die letzten drei Monate haben uns näher gebracht als die drei vorhergehenden Jahre, und jetzt, wo ich ganz weiss, was ich an ihr hatte, muss ich sie auf immer missen.

Mein lieber Bruder, es ist mir des Guten viel, unverdient viel zu Theil geworden, allein der Kummer ist mir mit gleichem Maasse gemessen. Mit Schrecken seh' ich der Zukunft in's Auge, ich bin mir nicht mehr der alten Kraft bewusst. Mir ist's, als müsste ich die Waffen niederlegen.«

Ende der fünfziger, eingehender im Anfang der sechziger Jahre fängt Hofmann an, sich mit den Anilinfarben zu beschäftigen. Farbreactionen des Anilins waren ja lange bekannt. Wirklich in Substanz dargestellt wurde ein Farbstoff aus Anilin zuerst von dem höchst talentvollen Schüler Hofmann's, William Henry Perkin, der auch sofort die fabrikmässige Herstellung des Farbstoffes in die Hand nahm und ihn in die Technik des Färbens einführte; sein Patent in England datirt vom 26. August 1856. Zwei Jahre später beobachtete Hofmann, dass beim Erhitzen von Anilin mit Chlorkohlenstoff als Nebenproduct ein schöner rother Farbstoff entsteht. Kurz darauf begannen die französischen Fabrikanten Verguin und Gebrüder Renard in Lyon (Patent vom April 1859) die Herstellung eines solchen Farbstoffes mittels Zinnchlorid und bald folgte eine ganze Reihe verschiedener Verfahren zur technischen Bereitung rother Anilinfarben von verschiedenen Nuancen, deren Herstellung namentlich durch Nicholson, gleichfalls einem früheren Schüler Hofmann's, zu grosser Vollendung gebracht wurde. Nicholson versah Hofmann mit dem nöthigen Material zur genaueren Untersuchung des Anilinroths, die in die Jahre 1861—1863 fällt. Ihren Triumph feierten die Anilinfarben auf der internationalen Ausstellung zu London 1862. In dem Berichte¹⁾, den Hofmann als Secretär der Jury über die Ausstellung erstattete, wird eine kurze Geschichte der Anilin-

¹⁾ International exhibition London 1862. Reports by the Juries, Class II Sect. A Chemical Products and Processes. Reporter A. W. Hofmann, Ph. D., LL. D., F. R. S.

farben gegeben; sie ist für Hofmann's fesselnde, schwungvolle und höchst elegante Darstellung so charakteristisch, dass ich mir nicht versagen kann, wenigstens Einiges aus der Einleitung hier einzufügen.

Farben aus Steinkohlentheer.

Nah dem Eingang des östlichen Anbaues in dem für chemische Prozesse und Producte bestimmten Theil der Ausstellung scheinen einige Schränke ganz besonders Aufsehen zu erregen und vom Publicum bewundert zu werden.

In diesen Schränken sieht man höchst anziehende und schöne Gegenstände und mit diesen in scharfem Gegensatz unmittelbar daneben eine absonderlich garstige und ekelige Substanz.

Diese Letztere, schwarz, klebrig, stinkend, halbflüssig, gleich unangenehm zu sehen, zu riechen und anzufühlen ist ein widriges und, weil in grosser Menge auftretend, sehr belästigendes Nebenproduct der Gasfabrication; es ist mit einem Wort »Gastheer«.

Die schönen Sachen, zwischen denen der Theer seinen Platz erhalten hat, sind Seidenstoffe, Kaschmire, Straussenfedern und dergl. mehr, sämmtlich gefärbt und zwar mit einer Mannigfaltigkeit so prachtvoller und so leuchtender Farben, wie sie nur je ein menschliches Auge entzückten. Die Herrlichkeit dieser Farben lässt sich in der That mit Worten nicht gebührend schildern.

Da sieht man Scharlache von der intensivsten Leuchtkraft, Purpur von mehr als Tyrischer Pracht, Blau vom lichtesten Azur bis zum tiefsten Kobalt, daneben das zarteste Rosa durch eine Reihe fast unmerklicher Nuancen übergehend bis zum sattesten Violet.

Und neben den mit diesen prächtigen Farben gefärbten Stoffen sind die Farbstoffe selbst ausgestellt; zum Theil wunderschön krystallisirt, die Flächen in smaragdgrün metallischem Glanze schillernd wie die Flügel des Rosenkäfers.

Alle diese Farben von wunderbarer Schönheit entstehen durch noch wunderbarere chemische Umwandlung aus einem und dem nämlichen Ausgangsmaterial, aus dem ekelhaften Theer.

In der That seltsam und wunderbar; eine der erstaunlichsten Errungenschaften, welche die Technik der Wissenschaft, der Chemie, verdankt; sicherlich mit der hervorstechendste Fortschritt der Industrie, der die jetzige Ausstellung vor der des Jahres 1851 auszeichnet.

Was diese Schränke dem Auge darbieten, rechtfertigt daher in vollstem Maasse die Neugierde und Ueberraschung, mit denen es von Allen angestaunt wird.

Als Knaben haben wir den vermeintlichen Zauberer bewundert, der aus einer und derselben Flasche anscheinend nach Belieben zehn oder zwölf verschiedene Getränke ausschenkte, sollte da nicht der

Erwachsene mit Recht den technischen Chemiker anstauen, der in Wahrheit und Wirklichkeit aus einem und demselben Fass Theer nach seiner Wahl hundert verschiedene Farben abzuzapfen versteht!

Diese chemische Umwandlung soll im Folgenden, soweit innerhalb der diesem Bericht gesteckten Grenzen möglich, des Näheren erörtert werden, doch sei mir gestattet, einige Bemerkungen über die volkswirtschaftliche Bedeutung des Gegenstandes und seine wahrscheinlichen commerciellen Folgen vorzuschicken.

Ganz allgemein aufgefasst haben wir hier den Vorgang: statt thierischer und pflanzlicher Stoffe, die durch die Lebensthätigkeit erzeugt sind, dient für die Herstellung aller in Künsten und Gewerben gebrauchten Farben ein mineralischer Stoff, der durch chemische Prozesse künstlich umgewandelt wird.

Denn so gross auch die Zahl der Farbstoffe ist, die man bereits aus Steinkohlentheer gewinnt, so ist doch diese neue Quelle eben erst erschlossen, und die bisherigen Resultate berechtigen zu der Hoffnung, dass wir dahin gelangen werden, für jede der verschiedensten Farbnuancen, die bisher nur aus kostbarem pflanzlichem oder thierischem Material, wie Farbinsecten, Rinden, Blumen, Wurzeln erhältlich waren, einen gleichwerthigen Farbstoff aus Theer herzustellen.

Es handelt sich hier keineswegs um eine wissenschaftliche Phantasterei, auch nicht nur um eine Prognose auf Grund richtiger chemischer Theorien, sondern um mehr als alles dies, um eine für bestimmte Fälle schon vollendete Thatsache.

Nehmen wir z. B. den Murexid-Scharlach; er war aus einer thierischen Substanz (Harnsäure) erhalten, und seine Anwendung zum Färben erregte das lebhafteste Interesse der Techniker; jetzt ist er an Brillanz der Farbe durch den Scharlach aus Steinkohlentheer schon weit übertroffen; aber neuerdings scheint es, dass für die Darstellung von Murexid selbst die Harnsäure entbehrlich ist, dass man aus einem Bestandtheil des Steinkohlentheers eine Substanz darstellen kann, die mit Murexid entweder identisch ist oder doch dessen Zusammensetzung und Eigenschaften hat.

Dieser Uebergang von der Thier- und Pflanzen-Welt zu Mineralien und Fossilien für die Beschaffung industriellen Rohmaterials ist einer der charakteristischen Züge des modernen Fortschritts in allen Zweigen von Kunst und Gewerbe. So geht die Fabrication von Aetznatron und Soda nicht mehr von den Strandpflanzen aus, sondern unmittelbar von mineralischem Salz; ebenso wenden wir betreffs Kali und Pottasche das Augenmerk statt auf die Bäume des Waldes auf das Mineral Feldspath. Für Kalium-Sulfat und -Chlorid sind wir schon jetzt in der Lage, deren ursprüngliche Quelle, das Seewasser, anzugehen, statt die Vermittelung der am Ufer des Meeres wachsenden Pflanzen in Anspruch zu nehmen. Den Stickstoff des Blutlaugensalzes suchen die

Chemiker aus seiner unerschöpflichen Urquelle, der atmosphärischen Luft, zu gewinnen, statt ihn mit ungeheuren Kosten aus den secundären Verbindungen in organischen Substanzen zu holen. Für fettartige Stoffe endlich, die man früher nur aus dem Thierkörper erhielt, neuerdings wohl auch aus Pflanzen, wird jetzt die Destillation von mineralischem Asphalt, Bitumen u. dergl. herangezogen. Selbst Wohlgerüche und Parfümerien beginnt man aus rein mineralischen Stoffen zu erzeugen. Genug der Beispiele, kurz man darf sagen, dass die Industrie im Ganzen zur Zeit sich in dieser Richtung: Ersatz des pflanzlichen und thierischen Rohmaterials durch mineralisches, bewegt. Mehrere Abschnitte dieses Berichtes bringen dafür schlagende Beweise bei, und die Farbstoffindustrie scheint in dieser Beziehung nur dem allgemeinen Impulse zu folgen.

Diese Betrachtungen lassen volkwirthschaftliche Folgen voraussehen, die nicht nur für die Welt im Ganzen, sondern wahrscheinlich, wie Playfair andeutete, gerade für die Industrie Grossbritanniens von hervorragender Bedeutung sich erweisen werden.

Da nämlich die Steinkohle früher oder später als Urmaterial für die Erzeugung von Farbstoffen alle die kostbaren Farbhölzer, die man seither zur Verschönerung der Gewebe verwendete, aus dem Felde schlagen wird; da diese merkwürdige chemische Revolution keineswegs auf sich warten lässt, vielmehr gerade eben in voller Entwicklung begriffen ist, so stehen wir am Vorabende tiefgreifender Veränderungen in den Handelsbeziehungen zwischen den Farbstoff consumirenden und producirenden Ländern der Welt! Derlei Geschehnisse kann man zwar nicht ohne Ueberbebung als sicher voraussagen, immerhin scheint es nicht nur erlaubt, sondern durch Klugheit geboten, sie als wahrscheinlich im Voraus zu bedenken, und man hat allen Grund, als wahrscheinlich anzunehmen, dass England, noch bevor das Decennium bis zu einer anderen Ausstellung verstrichen sein wird, die Farbstoffe, die es in so gewaltiger Menge verbraucht, hauptsächlich, wenn nicht ganz aus seinen eigenen fossilen Vorräthen darstellen wird. In der That, so wie die Marmorstatue in dem Steinbruch liegt, so liegen, kein Chemiker zweifelt daran, in der Kohle unter unsern Füßen — wir haben sie nur herauszuholen — die fossilen Aequivalente der langen Reihe von kostbaren Farbmateriale, für die England bis dahin fremden Klimaten tributpflichtig war. Statt jährlich Millionen für diese Stoffe auszugeben, wird England ohne Frage in nicht ferner Zeit selbst das grösste Farbstoffe erzeugende Land der Welt werden. In Folge der sonderbarsten Umwälzung wird es sein kohleentstammtes Blau nach dem Indigo bauenden Indien, seinen kohledestillirten Scharlach nach dem Cochenille erzeugenden Mexico, seine mineralischen Substitute für Quercitron und Safflor nach China, Japan und den anderen Ländern, aus denen diese Artikel seither bezogen wurden, exportiren.

Kühn mögen diese Erwartungen zur Zeit erscheinen, doch lassen sich viele Präcedenzfälle zu ihrer Stütze aufführen, und es ist instructiv zu untersuchen, wie tiefgehende Aenderungen in den Handelsbeziehungen der Völker und Länder durch ähnliche industrielle Umwälzungen bewirkt worden sind. Der Orient hat längst aufgehört, Europa mit Ammoniaksalzen zu versehen: das bische Salmiak, was der Metallarbeiter in Egypten und Kleinasien braucht, wird ihm vollauf und billig aus den Gasanstalten dieses Landes und des Continents geliefert. Der Barilla-Handel, der einst an der Südküste Spaniens in Blüthe stand, existirt nicht mehr, denn der Seifensieder in Alicante macht seine Lauge mit Soda, die in Lancashire oder Glasgow hergestellt ist. Als die Sodafabrication noch nicht ihre volle Entwicklung erreicht hatte und der deutsche Seifensieder noch mit Aschenlauge arbeitete, war das als Nebenproduct der Seifensiederei abfallende Chlorkalium für die Alaunfabriken in Deutschland und England ausreichend und bildete daher einen regelmässigen Gegenstand der Ausfuhr aus Deutschland; der allgemeine Ersatz der Pottasche durch Soda in der Seifensiederei veränderte jedoch alsbald die gegenseitige Stellung von Producent und Consument, die deutschen Alaunwerke sahen sich auf England angewiesen für den Bezug ihres Chlorkaliums, das mittlerweile in alljährlich steigender Menge als Nebenproduct der Jodgewinnung in Glasgow erhalten wurde. Der Export von Kalisalzen aus Schottland nach Deutschland hält noch jetzt an¹⁾, doch haben sie jetzt andere Verwendung gefunden, da die Fabrication von Kalialaun fast ganz aufgehört hat. Es liessen sich viele ähnliche Beispiele aufführen, doch soll nur noch darauf hingewiesen werden, dass die Rübenzuckerindustrie den tropischen Ländern einen grossen Theil des Zuckerhandels entzogen hat, dass die Suffioni der Toscanischen Maremmen jetzt fast ausschliesslich den Borax liefern, der früher aus Ostindien als Tinkal importirt wurde; und endlich haben wir in den letzten Jahrzehnten einen ganz ähnlichen Umschwung vor unseren Augen sich vollziehen sehen, nämlich die Verdrängung des sicilianischen Schwefels durch Pyrite, die sicherlich auf den commerciellen Wohlstand Siciliens nicht ohne Einfluss bleiben kann.

Angesichts solcher Thatsachen wird man dem Berichterstatter wohl nicht vorwerfen können, dass er die von der Umwandlung der Steinkohle in Farbstoffe zu erwartenden Folgen übertreibe.

Kohle und Eisen, heisst es, regieren die Welt. Die letzten Errungenschaften der Chemie werden weitere ausgedehnte Gebiete der Herrschaft der Steinkohle unterwerfen und den ohnehin schon mächtigen Besitzern der Kohle eine weitere Quelle commerciellen Uebergewichtes eröffnen.

¹⁾ Es ist vom Jahre 1862 die Rede.

Sei dem wie es wolle und aller zweifelhafte Erfolg bei Seite gesetzt, so liefern die bereits verfügbaren Anilinfarben der Textilindustrie eine neue Grundlage der Vervollkommnung: schöneres Färben bei verhältnissmässig geringeren Herstellungskosten.

Wir sind daher berechtigt, der Erzeugung von Farbstoffen aus Steinkohlentheer eine Stellung und zwar eine hervorragende Stellung unter den charakteristischen Fortschritten einer Zeit anzuweisen, die ihre Aufgabe darin findet und ihre Triumphe darin sucht, die Grundlagen von Wohlstand und Wohlbefinden, früher das Vorrecht der Wenigen, den Vielen zugänglich zu machen.

Sind diese Ansichten richtig, so verdienen der Steinkohlentheer und seine Derivate unser aufmerksamstes Studium, und der Berichterstatter darf sich der Hoffnung hingeben, dass der denkende Leser ihn gern begleiten wird, wenn er in raschem Umriss unter Vermeidung aller unnöthigen Details ihm die Hauptzüge dieser grossen industriellen Neuerung skizzirt.«

Nun giebt Hofmann zuerst eine Uebersicht über die Bestandtheile des Steinkohlentheers, dann eine kurze Geschichte des Benzols und Anilins, der Entdeckung der Anilinfarben und der Entwicklung der Theerfarbenindustrie, an die sich dann die Schilderung seiner eigenen Untersuchungen über die Zusammensetzung und Bildungsweise des Rosanilins anschliesst. Nach einigen Notizen über Anilingelb oder Chrysanilin und Anilingrün, genannt Emeraldin oder Smaragdgrün, folgt die Geschichte des Anilinblaus, das Hofmann gerade zuvor untersucht und als Triphenylrosanilin erkannt hatte. Die Ergebnisse dieser Untersuchung werden kurz besprochen, dabei erwähnt Hofmann, dass diese ihn zu einigen Beobachtungen geführt habe, die voraussichtlich sich von industrieller Wichtigkeit erweisen würden. Da die Substitution von drei Wasserstoffatomen im Rosanilin durch Phenyl einen Umschlag der Farbe von Roth in Blau zur Folge hat, so sei er natürlich auf den Gedanken gekommen, den Wasserstoff durch andere Radicale, wie Methyl, Aethyl, Amyl, zu ersetzen. In der That werde Rosanilin durch die Jodüre dieser Radicale alsbald angegriffen, und die so entstehenden Salze des Trimethyl-, Triäthyl-Rosanilins hätten ähnliche Farbe wie das Anilinblau; diese neuen Farbstoffe seien noch in Untersuchung.

Bekanntlich hatte das Triäthylrosanilin enormen industriellen Erfolg, das Hofmann-Violet war mehrere Jahre lang Modefarbe.

Der Bericht über die Theerfarbstoffe schliesst mit der Besprechung des Chinolinblaus und der Farbstoffe aus Phenol.

Bei dem Bankett, das zu Ehren der zur Ausstellung nach London gekommenen Celebritäten gegeben wurde, war Hofmann die Aufgabe gestellt, die Gäste zu begrüssen; er entledigt sich dieser Aufgabe durch vier Toastreden in englischer, deutscher, französischer und

italienischer Sprache. Er liebte es, mit seiner in der That ausserordentlichen Sprachkenntniss und Sprachgewandtheit etwas zu kokettiren. Die Ausstellung vom Jahre 1862 bezeichnet den Glanz- und Höhe-Punkt von Hofmann's Stellung in England. Als Präsident der Londoner chemischen Gesellschaft ist er bei Inscenirung der chemischen Abtheilung der stete Rathgeber, als Secretär der Jury für chemische Prozesse und Producte hat er bei der Beurtheilung die gewichtigste Stimme; für die gesammte chemische Welt hat der hochangesehene Gelehrte, der in fast allen europäischen Cultursprachen mit Leichtigkeit und Gefälligkeit sich auszudrücken vermag, die Honeurs der Weltstadt an der Themse zu machen. Man kann wohl sagen, dass er damals einer der populärsten Männer Englands war, hinter Graham und Tyndall in der allgemeinen Anerkennung und Verehrung nicht zurückstehend.

Seine Stellung war zugleich sehr lucrativ geworden. Bei allen Fragen, die zur Chemie in irgend welcher Beziehung stehen, Fragen betr. Steuer, Zoll, Controlle der Nahrungsmittel, Unterricht in Naturwissenschaft, wird er von der Regierung zu Rath gezogen; es liegt eine ganze Reihe solcher Gutachten vor, und man weiss, dass diese dort sehr hoch honorirt zu werden pflegen.

Dass Hofmann auch mit der Aristokratie und mit dem Hof in Beziehung kam, wurde schon erwähnt. Aus dem Jahr 1864 liegt ein Bericht über die Hochzeit des Grafen von Paris aus Hofmann's Feder vor:

9 Fitzroy Square, Mai 30. 1864.

»Mein heutiger Bericht ist mehr für die weiblichen als für die männlichen Glieder des Hauses bestimmt.

Im Laufe des Tages habe ich als Gast der Hochzeit des Grafen von Paris beigewohnt. Während der Periode, in welcher ich den Prinzen von Orleans Unterricht gegeben habe, war ich dem Grafen von Paris viel näher getreten als den Uebrigen. Der Graf von Paris hat das Bedürfniss »rerum cognoscere causas«, und so war auch der chemische Unterricht bei ihm am fruchtbringendsten gewesen. Es hatte sich in der That, trotz der Verschiedenheit [der Jahre, trotz des Standesunterschiedes ein freundschaftliches Verhältniss zwischen uns herausgebildet. Schon vor einigen Monaten hatte ich von Segaria einen in den herzlichsten Ausdrücken geschriebenen Brief erhalten, welcher mir seine Verlobung mittheilte, und vor einigen Tagen lud mich Dr. de Mussy in seinem Auftrage zu der auf den 30. Mai anberaumten Hochzeit ein, welche mündliche Einladung unmittelbar durch eine freundliche Zuschrift bestätigt wurde. Ich konnte nicht wohl ablehnen, einer so liebenswürdigen Einladung Folge zu leisten, obwohl ich nur höchst ungern eine Vorlesung ausfallen lassen musste.

Die Trauung fand in der kleinen katholischen Kapelle in Kingston statt, wo die Mitglieder der verbannten Königsfamilie dem Gottesdienste beizuwohnen pflegen. Wer heute Morgen auf der Waterloo-Station anlangte, musste sofort erkennen, dass sich etwas Ungewöhnliches vorbereitete. Ein langer Zug war mit eleganten Damen und Herren besetzt, und es war nicht ganz leicht, noch einen Platz zu bekommen. Endlich sah ich, wie Dr. de Mussy aus einem Fenster herauswinkte. Dort war noch Platz. In demselben Wagen sassen der Physiker Cailletet, den ich bereits kannte, und der französische Publicist Lauget, den ich bei dieser Gelegenheit kennen lernte. de Mussy stieg schon bei Clouhouse Junction aus, wo der Zug nach Claremont abgeht; er sollte sich nach dem Befinden der alten Königin Amélie erkundigen, der heute eine schwere Aufgabe bevorstand. Wir Anderen fuhren direct nach Kingston.

In Claremont und Kingston und den kleinen in der Nähe gelegenen Orten, wie Esher, Walton, Surbiton — und wie sie Alle heissen — herrschte heute ein ungewöhnliches Leben. Die Prinzen des Hauses Orleans erfreuen sich in ganz England der allgemeinsten Hochachtung und der wärmsten Theilnahme. Weit davon entfernt, ihren Rang geltend zu machen oder gar das Prätendententhum zur Schau zu tragen, haben sie von dem ersten Augenblick an, in welchem sie als Flüchtlinge die Küste dieses gastlichen Landes betraten, es sich angelegen sein lassen, mit den Traditionen des fürstlichen Glanzes zu brechen und einfach die Lebensformen der höheren englischen Gesellschaft anzunehmen. Selbst dem englischen Sport sind sie nicht ganz fremd geblieben. In der unmittelbaren Umgebung von Claremont aber gesellt sich zu der Hochachtung, welche sich die Glieder des Hauses Orleans durch ihr Benehmen erworben haben, und der Sympathie, welche man den Verbannten zollt, noch das persönliche Wohlwollen, welches aus dem alltäglichen Verkehr entspringt. Uebrigens hat sich die Familie als eine wahre Wohlthäterin der ganzen Umgebung erwiesen, indem sie bei jeder Gelegenheit für die Armen und Kranken, im Einzelnen, wie im grossen Ganzen, mit ihren reichen Mitteln eingetreten ist. Im Hinblick auf diese Verhältnisse begreift es sich, dass am heutigen Tage die ganze Gegend in lebhafter Bewegung war.

Die katholische Kapelle in Kingston ist für eine ganz kleine Gemeinde berechnet. Als wir ankamen, war sie schon überfüllt. Auch das grosse Zelt, welches man vor der Kapelle aufgespannt hatte, war bereits nahezu völlig besetzt. In demselben hatten die Mitglieder der französischen Colonie in London, sowie die Familien aus der Nähe von Claremont Platz gefunden, ebenso eine Schaar weiss gekleideter kleiner Mädchen mit Blumenkörben, deren Inhalt den Neuvermählten auf den Weg gestreut werden sollte. Nur mit

Mühe gelang es mir, einen Platz in der Kirche zu erobern. Dort war eine erlesene Gesellschaft versammelt. Neben den Spitzen der englischen Aristokratie und ihren Damen und den am englischen Hofe beglaubigten Gesandten — natürlich mit Ausnahme des französischen — hatten sich die Träger vieler historischer Familien aus Frankreich eingefunden, welche der Familie Orleans treu geblieben waren. Auch der spanische Adel hatte eine Reihe von Mitgliedern entsendet. Endlich fehlte es nicht an Vertretern der Wissenschaft und Kunst, unter denen Lord Haughton, Moun-ton Mills und Baron Marochitti genannt werden mögen. Die Verschiedenheit der Nationalität gab sich unschwer in der Physiognomie zu erkennen. Aber auch in der Kleidung traten Unterschiede zu Tage. Während die Franzosen und Spanier die eleganteste Balltoilette angelegt hatten, waren die Engländer im einfachen Morgenanzuge gekommen, wie es bei englischen Hochzeiten üblich ist. Nicht minder auffallend waren die Verschiedenheiten der Damentoiletten. Die Französinen und Spanierinnen waren in den schwersten und reichsten Stoffen erschienen und strotzten überdies von Juwelen, wogegen die englischen Damen meist ganz leichte Stoffe von heller Farbe fast ohne irgend welchen Schmuck gewählt hatten. Wir hatten noch eine halbe Stunde zu warten, bis die Handlung ihren Anfang nahm, allein die Zeit ist mir nicht lang geworden. Nicht oft dürfte sich eine solche Anzahl interessanter Gesichter in so eng begrenztem Raume zusammenfinden. Einige der Spanierinnen waren wunderschön. Mein Auge kehrte aber doch immer wieder auf das liebliche Antlitz meiner edlen Freundin, der Madame de Mussy, zurück. Sie war aber auch die einzige Dame in der Versammlung, die ich persönlich kannte. Es hat sich mir heute von Neuem die Erfahrung bestätigt, dass man, um von der Schönheit einer Frau wahrhaft bezaubert zu werden, die Ueberzeugung ihres edlen Charakters gewonnen haben muss.

Um 10^{1/2} präzise kündigten stürmische Ovationen vor der Kapelle die Ankunft der Familie Orleans an. Sofort bewegte sich Dr. Grant, der katholische Bischof von Southwork, der in vollem Ornat mit mehreren anderen Geistlichen bisher an dem Altar gestanden hatte, nach dem Portal der Kirche, durch welches eben die ersten Glieder der Familie eintraten. Es waren lauter jugendliche Gestalten, zunächst die Söhne des Herzogs von Nemours, Gaston d'Orleans, Graf d'Eu und Philippe d'Orleans, Graf d'Alençon mit seinen Schwestern Margarethe und Blanche und der Prinz Condé, der Sohn des Herzogs von Anmale. Ihnen folgten der Prinz und die Prinzessin von Joinville, sodann die Herzöge von Nemours und Anmale, zwischen denen die Schwester der Braut, die Prinzessin Christine von Montpensier, einherschritt. Laute, freudige Zurufe und wiederholte Böllerschüsse verkündeten, dass die Haupt-

personen in der Nähe waren. In der That erschien auch alsbald auf der Schwelle der Kirche die ehrwürdige Gestalt der alten Königin Amélie, gestützt auf den Arm eines hochgewachsenen, blonden jungen Mannes, der sich mit liebevoller Sorgfalt bemühte, die Schritte der gebrechlichen Dame zu sichern. Dieser junge Mann war der Bräutigam.

Bei dem Eintritt der Königin und des Grafen von Paris war die ganze Kirche in lebhafte Bewegung gerathen. Allerseits die ehrfurchtvollsten und wohlwollendsten Begrüssungen. Die Damen verneigten sich fast bis zur Erde. War es aber doch auch ein ergreifender Augenblick, in dem sich Vergangenheit und Zukunft über die Gegenwart hinweg die Hand reichten. Die alte Königin, nieder gebeugt von der Bürde der Jahre und dem Druck des Schicksals, dahinschwankend, man hätte glauben können, einer längst verschollenen Periode angehörig, und neben ihr — welcher Gegensatz — der junge Graf, von Kraft und Gesundheit strahlend, der Stolz und die Hoffnung seiner Familie, an der Pforte einer neuen Aera stehend und die Schwelle derselben festen Fusses und in freudiger Zuversicht überschreitend. Gewiss waren es freundliche Bilder, welche an seiner Seele vorüberzogen. Aber wenn er sich einen Augenblick in der Erinnerung an die grosse Vergangenheit seines Hauses wiegte, so war es sicherlich mit dem Nebengedanken, wie glücklich er sein würde, die Krone Frankreichs seiner Verlobten zu Füssen zu legen.

Hatte die Königin Amélie und der Graf von Paris die Aufmerksamkeit der Versammlung einige Minuten lang ausschliesslich in Anspruch genommen, so wendeten sich nunmehr alle Blicke der Braut zu, welche zwischen ihren Eltern, dem Herzog und der Herzogin von Montpensier, einerschreitend unmittelbar nach den Vorhergenannten in die Kirche eintrat. Sie war ganz weiss gekleidet; ein endloser Spitzenschleier, über den das Haupt bedeckenden Brautkranz zurückgeschlagen und bis über die Schleppe niederreichend, umfloss die jugendliche, schlanke Gestalt. Die Braut ist von mittlerer Grösse; ihre Körperformen sind zart und anmuthig. Das dunkle Haar und das dunkle Auge lässt die Gesichtsfarbe blasser erscheinen, als sie in Wirklichkeit ist. Es wurde mehrfach bemerkt, dass sie der Prinzessin von Wales ähnlich sehe. Wie wenig das begründet ist, sollte ich noch im Laufe des Tages erfahren. Die blonde Prinzessin von Wales ist eine nordische Schönheit, während die Züge der Braut einen südlichen Charakter tragen. Aber die Engländer sind wirklich seltsame Käuze; wenn eben von einer hübschen Frau die Rede ist, so fällt ihnen gleich die Prinzessin von Wales ein.

Den Schluss des Brautzuges bildeten der Herzog und die Herzogin von Chartres.

Die ganze Gesellschaft war nunmehr versammelt, und die heilige Handlung konnte ihren Anfang nehmen. Braut und Bräutigam knieten bereits an den vor dem Altar aufgestellten Betpulten, und in den hinter denselben stehenden Sesseln hatten sich die Mutter der Braut, Marie Louise Fernande, Herzogin von Montpensier, und die Königin Amélie niedergelassen. Der Bischof von Southwark begann nun die Handlung mit einer langen französischen Rede, in welcher die Vorfahren des Brautpaares, insonderheit Ludwig der Heilige, mehrfach erwähnt wurden, der ich aber von der Stelle, wo ich stand, im Einzelnen nicht zu folgen vermochte. Nach Beendigung der Rede erfolgte die eigentliche Trauung. Zu dem Grafen von Paris gewendet, sagte der Bischof: »Louis Philippe Albert d'Orleans, voulez vous prendre Marie, Isabelle, Françoise d'Assise Antonia Louisa Fernande ci présente pour votre légitime épouse?« Der Graf wendete sich nach seiner Grossmutter zurück, welche durch Neigen des Kopfes ihre Zustimmung ausdrückte, und antwortete mit lauter Stimme: »Je le veux.« Die Braut, in entsprechender Weise angeredet, gab, nachdem sie ihre Eltern und ihre Grossmutter angeblickt hatte, dieselbe Antwort. Die Trauung endigte damit, dass der Graf von Paris, zum Zeichen der Gemeinsamkeit des irdischen Gutes, seiner jungen Gattin einige Gold- und Silber-Münzen einhändigte.

Nunmehr begaben sich das junge Paar, sowie sämtliche Familienglieder und nur einige wenige besonders Gebetene in die Sacristei, um das Trauungsprotocoll zu zeichnen. Beim Austritt aus derselben wurde das neuvermählte Paar von allen Seiten mit stürmischem Jubel begrüsst. Auf dem Wege nach dem Wagen breiteten die kleinen Mädchen ein wahres Blumenbeet vor ihnen aus. Ganz Kingston war auf den Beinen, die Kirchenglocken läuteten und Kanonenschüsse erdröhnten. Auf der Strasse nach Claremont waren mehrere Ehrenporten errichtet, an denen Adressen verlesen wurden. Eine unübersehbare Menschenmenge bildete Spalier.

Ich hatte mich wieder mit de Mussy, Cailletet und Laugel zusammengefunden. Wir fuhren auf einem Umwege nach Claremont, wo wir ja doch noch lange vor dem Brautpaare anlangten. Dort war inzwischen noch eine ganze Reihe illustrier Personen, wie der Prinz und die Prinzessin von Wales und verschiedene andere Mitglieder der königlichen Familie, der Herzog von Cambridge, eingetroffen. Unmittelbar nach dem Eintreffen des Brautpaares setzte man sich — weit über 100 Personen — an einer, man kann sagen, mit königlichem Luxus ausgestatteten Tafel zum Frühstück. Es war eine auserlesene Gesellschaft, in derselben, wie mir mitgetheilt wurde, nicht weniger als 28 Personen, welchen der Titel: Königliche Hoheit zukommt. Ich bedaure, dass die Gäste nicht etikettirt waren, man würde viele interessante Persönlichkeiten

zu sehen bekommen haben. Die Geladenen hatten von Kingston einen guten Appetit mitgebracht, und man war schnell in einer sehr animirten convivialen Stimmung. Ich hatte erwartet, bei dieser Gelegenheit einmal einige elegante Tischreden zu hören, in denen die Franzosen bekanntlich Meister sind. Diese Erwartung ist aber nicht in Erfüllung gegangen. Nur die alte Königin erhob sich einen Augenblick und trank auf das Wohl der Neuvermählten. Man hatte im Voraus auf das Bestimmteste erklärt, dass keine anderen Reden gehalten werden sollten. Es waren einige rabbiate Orleanisten aus Frankreich zu der Hochzeit herübergekommen, und man fürchtete sich vor seinen Freunden. Um 3 Uhr war Alles vorbei; das junge Paar reiste nach dem Norden von England ab, und die Gesellschaft zerstreute sich.

Um 5 Uhr war ich wieder in meinem Laboratorium.«

Im Jahre 1863 wurde Hofmann vom preussischen Cultusministerium, der durch den Rücktritt Bischoff's in Erledigung gekommene Lehrstuhl der Chemie an der Universität Bonn angeboten.

Man hielt es freilich für nicht wahrscheinlich, dass er seine glänzende Stellung in England aufgeben werde. So schreibt Wöhler am 27. März 1863 aus Vernex bei Montreux an Liebig:

»Wie mir meine Frau nach einem Zeitungsartikel schreibt, scheint es ausgemacht, dass Hofmann den Ruf erhalten und angenommen hat. Ist er nicht ein Thor, England zu verlassen, oder rechnet er auf die Exspectanz in Berlin? Denn Du weisst (und ich hörte es von seinem Schwiegersohn Wiedemann in Basel bestätigt), dass Mitscherlich ganz aufgegeben ist.«

Was Wöhler vermuthet hatte, erfüllte sich noch im Laufe desselben Jahres. Am 29. August 1863 erlag Eilhard Mitscherlich langer Krankheit und, da die älteren Coryphäen unserer Wissenschaft, Liebig, Wöhler, Bunsen, aus den ihnen lieb gewordenen Verhältnissen nicht scheiden wollten, wohl auch der zu lösenden umfanglichen Aufgabe gegenüber ihrem vorgerückten Alter misstrauten, so suchte der Minister Mühlner, wie es scheint auf Veranlassung von Magnus, nunmehr Hofmann statt für Bonn für Berlin zu gewinnen.

Ein höchst glücklicher Gedanke. Hofmann war für die gegebenen Verhältnisse genau der richtige Mann; man kann wohl sagen, kein einziger der damaligen Lehrer der Chemie an deutschen oder auswärtigen Hochschulen war auch nur entfernt so geeignet, in diesem Augenblick den Lehrstuhl der Chemie in Berlin einzunehmen.

Die Chemie war bis dahin an den Preussischen Universitäten durchaus stiefmütterlich bedacht. Die meisten derselben hatten gar kein besonderes chemisches Laboratorium; der Lehrer der Chemie

musste sich in nothdürftig eingerichteten Wohnzimmern oder in einer Küche behelfen, so gut es eben gehen wollte. So hatte z. B. Heintz in Halle sein Laboratorium in einer gemietheten Wohnung und, als das Haus verkauft wurde, musste er mit seinen sämtlichen Apparaten ausziehen, wiederum in eine Miethswohnung; das Haus steht noch Barfüsserstr. 10. Im Erdgeschoss wurden einige Zimmer eingerichtet und eine Scheune im Hof des Hauses war mit Bänken versehen und zum Auditorium ernannt worden! Er hauste dort bis zum Jahre 1862.

Erst Anfang der sechziger Jahre hatte sich die Regierung dazu aufgeschwungen, wenigstens einige Universitäten mit chemischen Instituten zu versehen. So waren gerade damals die Laboratorien in Breslau, Greifswald, Königsberg, Halle fertig geworden oder der Vollendung nahe. Sie waren freilich in Grösse, Einrichtung und Mitteln so bescheiden gehalten, dass man damit wieder hinter dem Bedürfniss der Zeit herhinkte.

Denn schon schickte die chemische Technik sich an, den Sturm-marsch der Entwicklung anzutreten, in dem sie bis heute fortgeschritten ist. Die mit unglaublicher Raschheit empor geschossene Theerfarbenindustrie schafft hundertfachen neuen Bedarf an Chemikalien aller Art und veranlasst damit das Aufblühen aller Zweige der gesammten chemischen Industrie, was dann wieder ein früher für ganz undenkbar gehaltenes Zuströmen zu dem Studium der Chemie zur Folge hat.

Es handelte sich also damals nicht nur um die Wiederbesetzung des durch Mitscherlich's Tod erledigten Lehrstuhles der Chemie in Berlin, sondern darum, der Chemie der Neuzeit nicht nur in Berlin, sondern in Preussen die gebührende Berücksichtigung zu verschaffen. Und wer wäre dazu so geeignet gewesen wie der, dessen unwiderstehlicher Feuereifer sogar den schwer beweglichen Sohn Albions's zur Begeisterung entflammt, dessen organisatorisches Genie sich in der Geschichte des College so zweifellos bewährt, der als hinreissender Lehrer, wie als fruchtbarster Forscher seinen Namen in Wissenschaft und Technik gleich allgemein bekannt und verehrt gemacht hatte.

Der Minister verschloss sich der Einsicht nicht, dass die Berufung Hofmann's mit der Errichtung eines neuen chemischen Instituts Hand in Hand gehen müsse. Er hatte daher schon als er Hofmann nach Bonn berief, diesem ein chemisches Institut, in welchem eine grössere Anzahl von Schülern unterrichtet werden könne, zugesagt. Auch in Berlin war ein solches nicht vorhanden. Mitscherlich's Laboratorium in der Dorotheenstrasse war Attribut der Academie und mehr für den Akademiker als für den Lehrer bestimmt, und Heinrich Rose's Laboratorium in der Cantianstrasse war auch recht beschränkt, nothdürftig und wesentlich nur für Mineralanalyse

eingrichtet. Es musste also auch in Berlin ein neues Institut aufgeführt werden.

Nachdem sich Hofmann kaum für Bonn entschlossen hatte, stand er also von Neuem vor der Wahl, Bonn oder Berlin.

Unter'm 4. December 1863 schreibt er von London aus an Buff:

9 Fitzroy Square, Dec. 4. 1863.

.... »Meine Zukunft scheint sich mehr und mehr verwickeln zu wollen. Kurz nach meinem letzten Brief an Dich erhielt ich ein Telegramm von dem Unterrichtsminister, welcher mich zu einer Besprechung nach Berlin einlud. Es war just möglich, die Sache zwischen zwei Vorlesungen abzuthun; ich bin deshalb hingegangen. Bei unserer Zusammenkunft hat mir der Minister die Berliner Professur in officieller Form angeboten, mit dem Bemerken, dass es ihm lieber wäre, wenn ich nach Berlin ginge, mit dem Versprechen, dass das Laboratorium in Bonn nichtsdestoweniger ausgeführt werden solle, die Universität durch meine Treulosigkeit also keinen Schaden erleide. Die Bedingungen hinsichtlich des Laboratoriums, Dotationen sollen dieselben sein, nur hat man mir statt 2000 Thlr. 2500 Thlr. Gehalt geboten. Allein ich müsste schon Ostern, spätestens Herbst übersiedeln. Was soll ich thun? Ich bin in einem Zustande trostloser Aufregung. Ich wünschte, man hätte mich ruhig in meinem bescheidenen Wirkungskreis hier gelassen. Der Minister hat mir Zeit gegeben, die Angelegenheit bis Weihnachten zu überlegen.«

So schnell erfolgte die Uebersiedelung nun doch nicht. Bei der Verhandlung in den Weihnachtsferien 1863 wurde ausgemacht, dass vorerst die Pläne für die beiden chemischen Institute in Bonn und in Berlin nach Hofmann's Angaben entworfen und im Einzelnen mit ihm vereinbart würden, dass er selbst aber bis zur Erledigung dieser Vorarbeiten und zur Bereitstellung der für die Ausführung nöthigen Mittel in England bleibe.

Nach London zurückgekehrt, wurde Hofmann für verschiedene Vorlesungen vom Hof in Anspruch genommen. In dem Schreiben an Buff heisst es weiter:

»Als ich nach London zurückkam, es war spät Sonntag Abends und ich hatte am nächsten Morgen meine gewöhnliche Vorlesung, am Abend aber eine populäre Arbeitervorlesung zu halten, fand ich einen Brief und Telegramm von Adolph¹⁾, welcher mir verkündete, dass der Kronprinz und die Kronprinzessin von Preussen an

¹⁾ Der älteste Sohn des Professors Buff, damals Erzieher der Kinder des Kronprinzen.

demselbigen Montag eine Vorlesung über Spectralanalyse bei mir einzunehmen gedächten. Das Ding war kaum möglich. Ich telegraphirte also sogleich an Adolph, um die Vorlesung abzubestellen, erhielt auch, ehe ich noch die zweite Tasse Thee getrunken, von Windsor bereits Antwort, dass es zu spät sei, noch mit den Herrschaften zu conferiren. Wir leben in einer seltsamen Zeit. Am nächsten Morgen telegraphirte mir Adolph, dass die Herrschaften später kommen würden, und dass ich selber nach Windsor kommen möchte, um die Zeit etc. mit ihnen zu besprechen. Dies geschah, und ich wurde unter den Auspicien meines Herrn Neffen in die prinzliche Gegenwart chaperonirt. Ich erzähle Dir diese Geschichten, weil es Dich freuen wird, zu hören, was die Kronprinzessin über Adolph gesagt hat. »Er hat«, sagte sie, »in hohem Grade die Gabe, sich bei Kindern beliebt zu machen, mein kleiner Sohn ist ganz verliebt in ihn.« Mehr kann man nicht verlangen. . . .

Meine Untersuchungen nehmen auch einen erfreulichen Fortgang, allein sie ändern sich allmählich in Form und Fassung. Was sagst Du dazu, dass ich in der letzten Zeit Patente in England und Frankreich für einen neuen violetten Farbstoff genommen habe, der Alles, was bis jetzt in der Art dagewesen, an Schönheit übertrifft. Seltsam, dass ich in meinen alten Tagen noch in die Industrie hineinpfuschen soll. Wenn sich die Sache wirklich so bestätigt, wie es bis jetzt den Anschein hat, so sollen meine kleinen Nichten im nächsten Jahre die schönsten violetten Kleider mitgebracht bekommen.

Dec. 5. 1863. Heute Morgen habe ich dem Prinzen Friedrich Wilhelm und seiner erhabenen Gemahlin eine Vorlesung über Spectralbeobachtungen gehalten. Die Vorlesung war famos präparirt und ist wirklich zu allgemeiner Befriedigung, selbst zu meiner, abgelaufen. Seit 18 Jahren die erste deutsche Vorlesung. Beim Abschied sagte mir die Prinzessin »Auf Wiedersehen in Berlin!«

Kurz danach folgte ein Cyclus von Vorlesungen am königlichen Hof von England.

Prinz Albert hatte Hofmann von Anbeginn seiner Thätigkeit in England lebhaftes Interesse zugewendet. Wir haben gesehn, dass er seinen Einfluss aufgeboten hatte, um Hofmann die Uebernahme der Stellung am College zu ermöglichen; nachmals hat er Hofmann wiederholt Beweise seines Wohlwollens zukommen lassen. Er hatte die Absicht, Hofmann zu veranlassen, für den Hof eine Reihe von Vorlesungen über Chemie zu halten, war aber vor Verwirklichung derselben, tief betrauert von dem ganzen englischen Volk und namentlich von Allen denen, die das Glück gehabt, mit ihm in Berührung zu kommen, Ende December 1861 einem typhösen Fieber erlegen. Erst drei Jahre später konnte die trauernde Wittwe sich dazu ent-

schliessen, diesen Plan des dahingeshiedenen Gatten zu verwirklichen. Hofmann selbst hat darüber eingehend berichtet.

Visit to Osborne and Windsor.

Fitzroy Square, Dec. 10. 1863.

»Heute hab' ich Euch eine seltsame Kunde mitzutheilen. Ganz unerwartet erhielt ich gestern einen Brief von Sir Thomas Biddolph, K. C. B., dem Haushofmeister, Master of the household, der Königin, welcher die Anfrage stellte, ob ich geneigt sei, im Laufe des Winters, etwa Ende Januar oder Anfang Februar, nach Osborne zu kommen, um Ihrer Majestät einen Cyclus von chemischen Vorlesungen zu halten. Mehrere meiner Freunde, denen ich von dieser Anfrage erzählte, waren der Ansicht, ich sei Gegenstand einer unliebsamen Mystification geworden. Die Königin hat in der That nicht das geringste Interesse für die Wissenschaft gezeigt. Während sie den Prinzen überall begleitete, ist sie niemals mit ihm in einer Vorlesung gewesen. Die Royal Institution, wo der Prinz so oft erschienen ist, hat sie, glaube ich, niemals betreten. Woher nun — nach seinem Tode — auf einmal dieses Verlangen nach wissenschaftlicher Belehrung? Graham und Bence Jones schüttelten ebenfalls den Kopf, Sir James aber erklärte den Brief alsbald für echt, obwohl auch er von dem Inhalt betroffen war. Wie komme ich zu dieser Ehre? Sollte der glückliche Griff, den ich that, als ich Adolph der Königin empfahl, mit dieser Aufforderung etwas zu thun haben? Als ich neulich in Windsor war, um ihn zu besuchen, befahl mich die hohe Frau zur Audienz und sprach sich voller Anerkennung über Adolph's Thätigkeit aus. »Er widmet dem Prinzen Leopold eine fast weibliche Sorgfalt«, sagte sie. Diese Notiz wird im Buff'schen Hause Freude machen. Was nun aber auch die Veranlassung zu der Einladung gewesen ist, ich habe dieselbe begreiflich mit Dank angenommen.«

Fitzroy Square, Jan. 25. 1864.

»Der Zeitpunkt für den Beginn der Vorlesungen, bezüglich deren ich seitdem mehrfach mit Sir Thomas Biddolph correspondirt habe, rückt heran. Mein ebenso gewandter wie kenntnisreicher Assistent Herbert MacLeod wird mich begleiten. Mit diesem hab' ich alle Versuche mehrfach durchgearbeitet, sodass ich so ziemlich gesattelt bin. Ich habe seine Geduld auf eine harte Probe gestellt. Wenn man einer Königin Vorlesungen halten soll, so besinnt man sich doch schon etwas länger, als wenn man gewöhnlichen Sterblichen zu dociren hat. So ist denn auch das Programm des Vortrags oft genug verändert worden. Dabei ist mir etwas Absonderliches passirt, was Buff interessiren wird. Nach

6*

mannigfachen Umgestaltungen war es endlich Zeit, zum Abschlusse zu kommen. Ich gab Mac Leod das »Menu« in seiner letzten Fassung, indem ich sagte: »Jetzt wird nichts mehr geändert.« Mac Leod las es sich durch und gab sofort Zeichen des Erstaunens, ja des Schreckens zu erkennen. »Aber, Professor«, sagte er, »das ist ja ganz unmöglich. Das ist ja das Programm der Working men Lectures. Sie können doch Ihrer Majestät nicht dieselben Vorlesungen halten, welche Sie den Londoner Arbeitern vorzutragen pflegen.« Buff, der einmal einer solchen Vorlesung beigewohnt hat, wird alsbald die Beklemmung meines jungen Freundes verstehen. Für die Uebrigen muss ich bemerken, dass die Regierung einem jeden der Professoren der Royal School of Mines die Verpflichtung auferlegt hat, alle zwei Jahre der Londoner Arbeiterbevölkerung einen Cytus von populären Vorlesungen zu halten, indem man auf diese Weise die öffentliche Meinung zu beschwichtigen suchte, welche der Begründung einer Bergschule auf Staatskosten nichts weniger als günstig war. Diese Vorlesungen, welche den Namen Working men lectures führen, sind sehr stark besucht. Sie werden in dem grossen Hörsaale des Museum of practical geology in Jermyn Street gehalten, welcher etwa 1800 Zuhörer fasst. Wenn ich sage, dass wir stets »vor ausverkauftem Hause« lasen, so könnte es scheinen, als ob für diese Vorlesungen ein Honorar erhoben werde; das ist aber nicht der Fall. Es wurden für die Einlasskarte zu 6 Vorlesungen nur 6 Pence Einschreibgebühr gezahlt, welche in die Polizeikasse flossen. Ohne diese Einrichtung würden wir ein ganz fluctuirendes Publicum erhalten. In den Stunden, in welchen die Einlasskarten abgegeben werden, ist ein Gedränge in Jermyn Street, dass man die Strasse kaum passiren kann. Für die Vorlesungen, welche z. B. Tyndall hält, werden oft 2—3000 Karten mehr verlangt, als ausgegeben werden können.

Mein guter Mac Leod hatte übrigens vollkommen Recht. Als ich das Programm zu den Vorlesungen für die Königin mit dem Syllabus der Working men Lectures verglich, stellte es sich heraus, dass beide bis auf Kleinigkeiten mit einander übereinstimmten. Aber auch nichts begreiflicher als diese Uebereinstimmung. Ich durfte bei der Meerbeherrschenden nicht mehr Vorbereitung für die Auffassung der chemischen Grundwahrheiten voraussetzen, als bei dem einfachen Londoner Arbeiter, und das Bestreben, beiden verständlich zu sein, musste schliesslich zu derselben Form der Darstellung führen. Diese Betrachtung hat denn auch das loyale Gewissen meines jungen Freundes schnell beruhigt.«

Osborne, Isle of Wight, Febr. 1864.

»Meine erste Nacht unter dem Dache eines königlichen Palastes liegt hinter mir. Ich habe nach dem etwas anstrengenden gestrigen

Tage vortrefflich geschlafen. Die Zimmer, welche mir angewiesen sind, machen keineswegs den Eindruck einer königlichen Behausung, sind aber in hohem Grade behaglich eingerichtet. Sie bestehen aus einem sitting-room und einem bed-room mit höchst nützlichem Anhängsel. Aus den Fenstern des Wohnzimmers hat man eine entzückende Aussicht auf das Meer. In der Nähe des Kamins, in welchem bei meiner Ankunft ein lustiges Feuer loderte, hängt eine gedruckte Tafel, welche die Anzeige enthält, dass das Rauchen in diesem Zimmer nicht gestattet sei. Ich finde keine Schwierigkeit, dieser Anordnung nachzukommen.

Die Reise von London ist ziemlich rasch von Statten gegangen, war aber wegen des Gepäcks nicht ohne Mühe und Sorgen. Denkt Euch wir sind mit nicht weniger als 13 Kisten umgezogen, welche einen vollständigen chemischen Apparat enthielten. Diese mussten in Oxford Street auf eine Fuhr verladen und nach der Waterloo-Station geschafft werden. Die Ueberführung von der Station in Southampton nach dem Dampfboot geschah auf einem Omnibus. Das Dampfboot, welches auf dem langen, schmalen, in das Land einspringenden, Southampton Water genannten Meeresarme die Verbindung zwischen Southampton und dem auf der Insel Wight gelegenen Cowes herstellt, legt leider an der Landung vor Osborne nur ausnahmsweise an, sodass die Kisten auf einer Fähre zu dem am Ufer bereitstehenden Wagen gebracht werden mussten, auf welchem sie endlich nach dem Landsitze der Königin gelangten. Wir waren stets beim Auf- und Ausladen, beim Ein- und Ausschiffen zugegen und sorgten mit Hülfe einer nicht geringen Anzahl von Sixpence dafür, dass überall die nöthige Sorgfalt geübt werde. Gleichwohl sind wir heut' Morgen nicht ohne Zagen an das Oeffnen der Kisten gegangen. Allein Richard¹⁾ hatte so trefflich gepackt, dass auch nicht eine Röhre zerbrochen war.

Zwischen 12 und 1 Uhr wurde ich zu Ihrer Majestät befohlen, Notabene im Morgenanzuge und ohne Handschuhe. Die Königin war ganz schwarz gekleidet, das einzige Weisse an ihr war die das Gesicht einrahmende widow's weeds. Sie sieht ungleich wohler aus, als sie mir vor einigen Monaten in Windsor erschienen war. In ihren Zügen giebt sich allerdings nicht mehr der Glanz jener lieblichen Jugendblüthe zu erkennen, welche der Münzmeister von England mit dankenswerther Beharrlichkeit bis auf den heutigen Tag bewahrt hat. Aber die Königin ist gleichwohl immer noch eine schöne Frau. Von allen Porträts aus letzter Zeit, welche ich gesehen habe, ist das Graifle'sche, obschon etwas idealisirt, gleichwohl am ähnlichsten. Der Ausdruck ihres Gesichtes ist ernst, aber voll Wohlwollen. Der Klang ihrer Stimme ist in hohem Grade

¹⁾ Richard Coppins, der Famulus im Royal College of Chemistry.

sympathisch. Sie spricht ein trefflich gewähltes Deutsch, und selten lässt sich eine fremdländische Intonation erkennen. Unsere Unterhaltung betraf zunächst die Vorlesungen. Es wurde festgesetzt, dass sie einen um den andern Tag stattfinden sollen; die Stunde ist von 7—8 Uhr Abends. Bei der Wahl eines geeigneten Locales wird Ihnen Sir Thomas Biddolph behülflich sein. »Ich hoffe«, sagte sie, »Sie werden uns keinen ähnlichen Schrecken bereiten, wie ihn Liebig den Bayern eingejagt hat.«

Von ganz besonderem Interesse war es mir, bei dieser Gelegenheit auch etwas über die Veranlassung zu diesen Vorlesungen, welche meinen Freunden soviel Kopfzerbrechen verursacht haben, zu erfahren. Mir hatten dieselben, ich will es nur gestehen, garnicht soviel Nachdenken gekostet. Was ist einfacher, hatte ich mir schliesslich eingebildet, die Königin hat von irgend Einem gehört, dass Du schöne chemische Vorlesungen hältst, warum soll es ihr nicht in den Sinn kommen, einmal einen solchen Vortrag zu hören? Von meiner thörichten Eitelkeit bin ich heute gründlich geheilt worden. »Der Prince Consort«, erzählte mir die hohe Frau, »hat wiederholt den Wunsch geäussert, Sie zu einem Cyclus von Vorlesungen aufzufordern. Wenn wir einmal zur Ruhe kommen, sagte er, wollen wir uns eine Reihe von wissenschaftlichen Vorträgen halten lassen, zu dem Ende könnten wir Tyndall, Huxley und Hofmann einladen, auf einige Zeit zu uns auf's Land zu kommen. Es war ihm leider nicht vergönnt, seinen Gedanken zu verwirklichen. Unter diesen Umständen ist es mir eine heilige Pflicht, diesen Plan, wie viele andere, die ihm im Sinne lagen, so weit meine Kräfte reichen, noch nachträglich zur Ausführung zu bringen.«

Ist es aber nicht rührend, wie die so edle Frau das Andenken ihres dahingeschiedenen Gatten in Ehren hält? Die Unterhaltung hatte nunmehr ein Thema gefunden, welches nicht mehr verlassen wurde. Ich erzählte ihr von meinem ersten Zusammentreffen mit dem Prinzen in Bonn, und dass ich zumal auf seine Veranlassung nach England gekommen sei und dass die mit ihm angeknüpften Beziehungen ganz eigentlich einen Wendepunkt in meiner wissenschaftlichen Laufbahn bilden. Ich war merklich ergriffen von dem Eindruck, den diese Mittheilung auf sie machte. Ihr Antlitz strahlte, als ich ihr sagte, wie sehr ich dem Prinzen zu aufrichtigem Danke verpflichtet sei.

Nun muss ich Euch aber noch eine ergötzliche Geschichte erzählen. Nach dem Luncheon suchte mich Sir Thomas Biddolph, ein älterer, etwas zugeknöpfter Herr, offenbar in höherem Auftrage auf, um ein geeignetes Local für die Vorlesungen mit mir aufzusuchen. Er führte mich durch eine Reihe mehr oder weniger eleganter Säle, von denen sich fast ein jeder, was die Grösse anlangt, für die Vorlesungen geeignet hätte. Leider war keiner der-

selben mit Gas versehen, und es würde nothwendig gewesen sein, eine provisorische Gasleitung zu legen. Wir stiegen daher in das tiefere Stockwerk, in das sogenannte Basement herab, in welchem sich die Küchenlocale und die Räume für die Dienerschaft befinden. Dort fand sich denn auch alsbald in der servants dining hall ein Local, welches den Anforderungen in jeder Beziehung entsprach; es war aber auch das einzige, alle anderen waren zu klein. War schon unser Erscheinen in diesem geweihten Raum nicht eben mit günstigen Augen angesehen worden, so entstand eine allgemeine Bewegung, die einen fast drohenden Charakter annahm, als der Zweck unseres Besuches bekannt wurde. Ein grosser, älterer Mann, der sich offenbar einer hervorragenden Stellung in dieser Gesellschaft rühmen durfte, trat an uns heran und sagte: »It ought not to be, Sir Thomas. I am sure, Her Majesty does not wish to interfere with the comfort of her servants. We know what stinks and nuisances of all kind chemical experiments do occasion. Moreover 7 o'clock is our dinner hour. Are we to be without dinner on these lecture days?« Sir Thomas zuckte mit den Achseln. »I have Her Majesty's command«, sagte er. »I fear I must put you to some inconvenience.« »To some inconvenience, yes?« war die Antwort, »to the very greatest inconvenience, and we do not mean to submit to these new-fangled proceedings without having stated the case to her most gracious Majesty once more.« Sir Thomas nahm keine weitere Notiz von dem Schwergekränkten, sondern gab sofort Befehl, allen meinen Anordnungen Folge zu leisten. Als ich einige Stunden später mit Mac Leod einzog, fand ich die Gesellschaft schon wesentlich beruhigt; einige housemaids warfen mir allerdings noch immer grimmige Blicke zu, allein die Herren Bedienten waren lebenswürdig und hilfsbereit. Es war aber, wie mir Sir Thomas am Abend erzählte, wirklich eine Deputation an die Königin abgegangen, aber abschlägig beschieden worden.

Die erste Vorlesung ist auf morgen anberaumt. Wir haben daher in den Nachmittagsstunden noch gehörig geschafft. Ich kann mir keinen besseren Assistenten denken als Mac Leod; es ist ein Vergnügen, ihn arbeiten zu sehen. Er hat den guten Gedanken gehabt, den ganzen Vorrath an Kautschukröhren, den wir im Laboratorium haben, mitzubringen. Mit ihrer Hülfe haben wir Gas und Wasser nach allen Seiten hingeleitet. Der grosse Tisch, an welchem die Dienerschaft tafelt, ist auf diese Weise in einen ganz erträglichen Experimentirtisch umgewandelt. Sogar ein Glasblasetisch ist bereits eingerichtet. An der Wand hinter dem Experimentirtisch hängt ein grosser, rother Teppich, den Mac Leod irgendwo aufgegabelt hat. An diesem sind die Diagramme befestigt. Unser extemporirter Hörsaal nimmt sich ganz stattlich aus.«

»Heute Abend nur noch wenige Zeilen. Die erste Vorlesung liegt hinter mir. Ich kann mit dem Erfolg zufrieden sein; es ist allerdings zumal Mac Leod's Verdienst. Alle Versuche gingen. Ich habe mich im Uebrigen streng an die Vorschrift gehalten, welche Lord Brougham einst Freund F. O. Ward gegeben hat. Anfang und Ausgang der Vorlesung waren wörtlich vorbereitet. Für den Schluss hatte ich sogar den Peitschenknall — the smack of a whip, wie sich Brougham ausdrückt — in Bereitschaft. Für die eigentliche Vorlesung durfte ich mich schon auf die Inspiration des Augenblicks verlassen, hatte ich ja doch überdies auch Mac Leod's wohl assortirtes Menu auf dem Tisch liegen. Wenn ich der Vorlesung gleichwohl mit einiger Sorge entgegengesehen hatte, so war es, weil ich bis jetzt nur wenig Gelegenheit gehabt habe, mit gekrönten Häuptern zu verkehren. Ueberdies ging mir besonders eine Geschichte im Kopfe herum, die mir neulich Herr von Boisjellios in dem Collegium des Grafen von Paris erzählt hatte. Louis Philipp hatte einen hervorragenden Pariser Chemiker mit der Aufgabe betraut, seinen Söhnen die Grundlehren der Chemie vorzutragen. Mein französischer Colleague scheint gleichfalls im Hofstyl nicht besonders stark gewesen zu sein; er glaubte offenbar ein Uebriges thun zu müssen. »Maintenant«, sagte er, als er seinen Prinzen die Wasserbildung demonstirte, »maintenant l'hydrogène et l'oxygène auront l'honneur de se combiner devant Vos Altesses Royales.« Mir ist glücklicher Weise nichts Aehnliches passirt. Ich begann meine Vorlesung mit dem üblichen »May it please Your Majesty« und bildete mir alsdann ein, dass ich gewöhnliche Sterbliche vor mir habe.

Ich kann aber doch nicht leugnen, dass ich, als die Stunde nahte, einen kleinen Anfall von Lampenfieber verspürte. Derselbe war aber im Augenblick verschwunden, als mich Adolf mit richtigem Tact einlud, ihn auf seinem Nachmittagsspaziergange mit dem Prinzen Leopold zu begleiten. Das Schloss von Osborne ist von herrlichen Gärten umgeben, und von der Terrasse hat man eine entzückende Aussicht auf das Meer und die gegenüberliegende Küste von England. Ich habe bei dieser Gelegenheit wieder, wie so oft schon, den wunderbar beruhigenden Einfluss empfunden, welchen der Anblick des Meeres gewährt.

Nun muss ich aber eine drollige Episode der Vorlesung erzählen. Ein paar Augenblicke, ebe ich in den improvisirten Hörsaal trat, kam Sir Thomas noch einmal zu mir: »Schliessen Sie«, sagte er, »möglichst pünktlich um 8 Uhr. Die Ladies und Gentlemen des Hofstaates sind gewöhnt, Punkt acht zu Tische zu gehen. Ich habe zu diesem Ende eine Schlaguhr in dem Local aufhängen lassen.«

Punkt 7 Uhr erschien die Königin mit der Prinzessin Beatrice und dem Prinzen Leopold. Die Herrschaften nahmen auf drei bereitstehenden Sesseln Platz, dann kam eine zweite Reihe von Stühlen, auf denen sich die Damen niederliessen, von denen, en passant bemerkt, einige sehr schön waren. In der dritten Reihe endlich sassen die Herren vom Hofe, unter ihnen auch Adolf, alle natürlich in eleganter Abendtoilette. Alles ging nach Wunsch. Ich hatte des pünktlichen Schlusses wegen meine Uhr auf den Experimentirtisch gelegt und hatte in der That den Schlusssatz bereits angefangen, als die Uhr die achte Stunde schlug. Nun konnte ich aber doch nicht mitten im Satze abbrechen, in der That habe ich vielleicht eine halbe Minute über das Ziel gesprochen. Und nun ereignete sich, was ich am Schluss einer Vorlesung bisher noch nicht beobachtet hatte. Einer nach dem andern von den Herren zog seine Uhr und hielt sie in die Höhe. Ich erblickte einen ganzen Wald von hochgehaltenen Uhren. Das war eine demonstratio ad oculos, welche an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig liess. Aber die Strafe folgte auf dem Fusse. Die Königin stand auf und trat mit ihren beiden Kindern an den Experimentirtisch, um für den Vortrag zu danken und sich Auskunft über diesen oder jenen Punkt zu erbitten. Ueber eine Viertelstunde dauerte dieses Zwiesgespräch, welches der ganze Hof, natürlich stehend und ohne ein Zeichen von Ungeduld zu geben, mit anhören musste. Alsdann zog sich die königliche Familie zurück, und die ganze Gesellschaft stürzte nun — es war nahezu 8½ geworden — nach dem Speisesaal. Dort war ein sehr opulentes Diner servirt, bei welchem an den beiden unglücklichen Chemikern Vergeltung geübt wurde. Wir wurden, Mac Leod und ich, so ziemlich wie Luft behandelt.«

Fitzroy Square.

»Ich hatte eigentlich die Absicht, noch einmal von Osborne über den weiteren Verlauf der Vorlesungen zu schreiben. Aber ich bin nicht mehr dazu gekommen.

Der erste Eindruck der Hofgesellschaft war wenig erbaulich. Ganz gegen Erwartung hat sich aber der Verkehr mit den Damen sowohl wie mit den Herren bereits nach kurzer Frist ganz angenehm gestaltet. Schon am zweiten Abende war eine veränderte Stimmung eingetreten. Ich war beim Luncheon von Adolf der Marchioness of Ely, einer ebenso lebhaften wie liebenswürdigen, bewundernswerth deutsch sprechenden Dame vorgestellt worden, welche allmählich zu der Ueberzeugung gelangt war, dass man sich mit einem deutschen Professor auch über nicht gelehrte Dinge unterhalten könne. Von ihr unterstützt, gelang es mir bald, mit der ganzen Tischgesellschaft auf einen guten Fuss zu kommen, ein Ergebniss indessen, auf das auch der pünktliche Schluss der späteren Vor-

lesungen, sowie der Umstand von Einfluss gewesen sein mag, dass die Königin ihrer Wissbegierde nicht wieder die Zügel schiessen liess. Vielleicht hatte auch noch eine beruhigende Auskunft, welche ich den Herren geben konnte, einigen Antheil an dem Umschwung der Stimmung. Ich habe, glaube ich, schon in meinem vorigen Brief bemerkt, dass Ihre Majestät einen unüberwindlichen Widerwillen gegen den Tabaksgeruch hat. Man erzählt sich in dieser Beziehung die amüsantesten Geschichten. Vor einiger Zeit, o Schrecken, glaubte die Königin den verpönten Geruch in ihren eigenen Gemächern zu bemerken. Bei einer sofort angeordneten Haussuchung ergab es sich, dass der Uebelthäter einer der Schwiegersöhne war. Man fand ihn auf den Knien vor dem Kamin und mit grosser Selbstverleugnung in den Schornstein rauchend. Er glaubte sich völlig sicher, allein sein Schornstein stand in Verbindung mit dem der königlichen Zimmer. Soviel ist jedenfalls gewiss, von der Hofgesellschaft wagt keiner im Hause zu rauchen. Man lässt sich aber seine Cigarre im Garten schmecken und trägt nur Sorge, sich vor dem Luncheon mit Kaliumpermanganat den Mund auszuspülen. Beim Gebrauche dieses für den gegebenen Zweck wirklich souverainen Mittels haben nun einige der Herren beobachtet, dass ihre Zahnbürsten tiefbraun geworden waren. Man consultirte mich, ob nicht am Ende gar auch die eigenen Zähne diese hässliche braune Farbe annehmen würden, und war froh, als ich die Versicherung geben konnte, dass der lebendige Zahn von dem übermangansuren Salze nicht angegriffen werde. Man findet, dass ein Chemiker zuletzt kein unnützlich Mitglied der Gesellschaft ist.

Noch will ich nicht unerwähnt lassen, dass mir auch die Königin während meines Aufenthaltes in Osborne noch mehrfach Beweise ihres Wohlwollens gegeben hat. Sie hat mich noch wiederholt zur Audienz befohlen und sich dann jedesmal längere Zeit mit mir unterhalten. Besonders wohlthuend hat mich das lebhaftere Interesse berührt, welches die hohe Frau für das gemeinsame Vorgehen von England und Deutschland in der grossen Politik bekundet. Sie beklagte auf's Tiefste die unfreundliche Stimmung gegen Deutschland, welche in England täglich mehr zum Ausdruck gelangte. Während meines Aufenthaltes in Osborne fand die Parla-mentssitzung statt, in welcher die Frage discutirt wurde, ob England Dänemark zu Hülfe kommen solle. Als ich mich am nächsten Morgen mit der Königin unterhielt, kam sie alsbald wieder auf die dänische Angelegenheit zu sprechen, und auf die vor ihr liegende, noch gefaltete Zeitung weisend sagte sie: »Ich habe heute Morgen noch nicht den Muth gehabt, einen Blick in die Times zu werfen.«

Ich schied in höchstem Grade befriedigt von Osborne. Das letzte Wort der Königin war: »Auf Wiedersehen in Windsor, wo Sie mir die Fortsetzung Ihrer Vorlesungen geben werden.«

»Die Stunde des Abschieds von dear old England rückt immer näher. Dies ist vielleicht der letzte von vielen Berichten, welchen Ihr von mir aus dem schönen Laude erhalten werdet. Meine Gedanken sind eben fast ausschliesslich mit der Rückkehr nach Deutschland beschäftigt, und — werdet mir nicht böse — ich bin dabei oft recht wehmüthig gestimmt. Das arme Menschenherz ist doch ein seltsames Ding. Wie oft hab' ich mich nach meinem Vaterlande zurückgesehnt, wie lange hab' ich vergebens gehofft, dass man sich in Deutschland meiner erinnern würde. Und nun wird mir endlich nach langem Harren diese Rückkehr unter Bedingungen geboten, welche nicht ehrenvoller gedacht werden können. Ich glaube mitunter zu träumen, wenn ich bedenke, dass mir die Wahl frei steht zwischen zwei grossen deutschen Universitäten. Auf mich passt wirklich, was Goethe als Motto über ein Kapitel in Wilhelm Meister gesetzt hat:

»Was man in der Jugend wünscht,
Hat man im Alter die Fülle.«

Und doch — fast schäme ich mich es einzugestehen — jetzt da mir nur noch wenige Wochen auf englischem Boden zugemessen sind, überfällt mich oft ein banges Zagen. Ich verlasse eine meinen Wünschen und meinen Kräften entsprechende Stellung, die ich wohl zumeist der Gunst der Verhältnisse, theilweise aber doch auch meinen Anstrengungen verdanke. Ich habe zwanzig Jahre in diesem gastlichen Lande gelebt, und welche zwanzig Jahre, die wichtigsten im Menschenleben, von meinem 27. bis zu meinem 47. Jahre! Das ist die Zeit, in der man Wurzel schlägt. Und ich habe Wurzel geschlagen! Wie viele treffliche Freunde, wie viele liebenswerthe Verwandte lasse ich in England zurück. Wenn ich an Sir James Clark, an Graham, an Bence Jones, an de La Rue, wenn ich an die Sieveking und Cappel denke, sinkt mir fast der Muth. Mit meinen Collegen in der School of Mines, mit Tyndall, Huxley, Ramsay, Percy, Stokes und Lingth hab' ich zwar nicht in engerem geselligen Verkehr gestanden, allein alle diese Männer sind mir jederzeit in freundschaftlichster Weise entgegengetreten. Dasselbe gilt von den speciell chemischen Collegen, von Stenhouse, Williamson, W. Allen Miller, Frankland. Wie werde ich den jederzeit anregenden und belehrenden Umgang mit diesen Männern schmerzlich vermessen. Und wie gross ist schon die Anzahl der Schüler, welche mir in den zwanzig Jahren durch die Hände gegangen sind, und aus denen mir, so hoffe ich wenigstens, ebenso viele Freunde erwachsen sind, unter ihnen viele, welche wie Odling, Abel, Crookes und Andere bereits hervorragende Stellungen in der Wissenschaft einnehmen. Endlich aus welchen Kreisen

von Verwandten scheidet ich aus. Ihr Alle kennt Mrs. Wilson und Miss Shepley; ich sage nicht zuviel, wenn ich sie zu den edelsten Frauengestalten zähle, denen ich auf meinem Lebenspfade begegnet bin. Seit Rosamund's Tode bin ich ihnen noch unendlich viel näher getreten; jedenfalls werde ich auch, in erster Zeit wenigstens, die Erziehung meines Sohnes ihrer Sorge anvertrauen. Ich darf diesen Gedanken garnicht nachhängen, wenn ich nicht Gefahr laufen will, noch in elfter Stunde mein Abkommen mit der preussischen Regierung zu bereuen.

Wie vereinsamt werd' ich mich, in der ersten Zeit wenigstens, in Berlin fühlen. Ich habe nur einen Freund dort — Gustav Magnus. Der fällt allerdings schwer in's Gewicht. Er ist aber auch der Einzige, mit allen Uebrigen, die ich kennē, wie Dove, Rose und du Bois-Reymond, bin ich doch nur ganz vorübergehend zusammengetroffen.

Und dann steigen mir gelegentlich auch noch ganz andere Bedenken auf. Wir haben im Deutschen eine niederträchtige Redensart. Von denen, die wir gering schätzen, sagen wir: »Er ist nicht weit her.« Wie, wenn man den Spruch umdreht und von Einem, der wie ich, weit her ist, mehr erwartet, als er leisten kann?

Die ängstlichen Gedanken, denen ich mich schon seit Wochen nicht entziehen kann, haben in letzter Zeit eine willkommene Ableitung gefunden. Ende vorigen Monats erhielt ich wieder einen Brief von Sir Thomas Biddolph mit der Aufforderung, Ihrer Majestät der Königin einige weitere chemische Vorlesungen, diesmal in Windsor, zu halten. Obwohl mit den Vorbereitungen zu meiner Uebersiedelung vollauf beschäftigt, habe ich der Aufforderung doch mit Vergnügen Folge geleistet. Es giebt kein sichereres Heilmittel gegen Unruhe und Sorge als die Arbeit.

Ueber die Vorlesungen in Windsor ist nicht viel zu sagen; sie verliefen im grossen Ganzen wie die in Osborne gehaltenen; da sich aber Buff besonders für dieselben zu interessiren scheint, so will ich doch Einiges über sie mittheilen.

Wegen der geringen Entfernung von London ging natürlich Alles viel leichter von Statten. MacLeod, der mir auch diesmal wieder mit gewohnter Virtuosität assistirte, ging Morgens mit einem frühen Zuge nach Windsor, ich folgte mit einem Mittagzuge, und spät Abends nach der Vorlesung fahren wir mit einander nach London zurück. Auch sind wir nicht wieder mit der Dienerschaft in Collision gerathen. Es fand sich ein Raum, für die Vorlesungen wie geschaffen, Gas und Wasser in Profusion. Das Auditorium bestand wieder aus beiläufig zwanzig Personen. Ausser dem Prinzen Leopold und der Prinzessin Beatrice befand sich diesmal unter den Zuhörern auch der Prinz Alfred, welcher mit dem ihm für seinen Bonner Aufenthalt beigegebenen Informator, einem Dr. Bern-

hardt, gegenwärtig in Windsor ist. Dagegen waren die hübschen Maids of honour, welche vor Jahresfrist in Osborne zugegen waren, verschwunden; ihre Stelle hatten indess andere, ebenfalls recht hübsche, eingenommen. Der Hofstaat der Königin wechselt, wie mir Adolph sagt, nach bestimmten Zeitintervallen. Zu meiner grossen Genugthuung aber war die liebenswürdige Marchioness of Ely auch diesmal wieder im Gefolge der Königin. Was die Vorlesungen anlangt, so ist das Programm streng eingehalten worden. Alle Versuche gingen brillant. Einen Zwischenfall will ich aber doch erzählen.

In einer der Vorlesungen spielte die flüssige Kohlensäure eine Rolle, und ich hatte zu diesem Ende von Hrn. R. Addams einen grossen Recipienten mit dem flüssigen Gas füllen lassen. Addams, obwohl er jetzt einem ganz anderen Geschäft vorsteht, bereitet uns mit seinen trefflichen Apparaten aus Liebe zur Sache noch immer die flüssige Kohlensäure. Am Abend vor der Vorlesung besuchte mich der alte Herr zu ungewohnter Stunde. »You could do me a great favour, Dr. Hofmann.« »What can I do for you?« »Allow me to accompany you to-morrow and to assist you in the lecture you are going to give to Her Majesty.« Ich war in grosser Verlegenheit; es war zweifellos eine Indiscretion, wenn ich ihn mitnahm. Allein das loyale Herz des guten, alten Addams war so erfüllt von dem Vorgefühl des Glückes, die Königin eine Stunde lang von Angesicht zu Angesicht zu schauen, dass meine Bedenken nicht allzulange dauerten, zumal ich mein Gewissen mit der Betrachtung trösten durfte, dass Niemand mit der flüssigen Kohlensäure besser umzugehen versteht, als mein alter Freund. Alles ging denn auch am anderen Tage first rate. Ich hatte eine Schwefelform von der für die erste Weltausstellung geprägten grossen Medaille machen lassen, welche die Porträts der Königin und der Prinzen und unten am Rand nach syracusanischem Muster den Dreizeck und den Delphin zeigt. In diese Form wurden etwa sechs Kilo Quecksilber gegossen und mit Hülfe starrer Kohlensäure zum Gefrieren gebracht. Der prächtig gelungene Abguss wurde, um ihn vor dem zu schnellen Schmelzen zu schützen, in ein Bad von Aether und fester Kohlensäure gelegt. Dieser Versuch war offenbar die pièce de résistance der Vorlesung; auch ermangelte Ihre Majestät am Schlusse der Vorlesung nicht, mit den Kindern an den Experimentirtisch heranzutreten. Sie nahm die starre Kohlensäure in die Hand und liess sie von ihren Kindern in die Hand nehmen. Es war ihr indessen doch nicht ganz klar geworden, auf welche Weise die merkwürdige, weisse Substanz entstanden war, und sie richtete einige auf die Darstellung bezügliche Fragen an mich. Das Antlitz des alten Addams strahlte vor Vergnügen. »Would Your Majesty like to see the apparatus?« platzte er heraus. Was nun folgte, ist mir noch

heute peinlich in der Erinnerung. Die Königin sah den Unglücklichen einen Augenblick an, alsdann drehte sie sich um, ohne den wohlwollenden Frager einer Antwort zu würdigen, und nahm die Unterhaltung mit mir wieder auf, allein in deutscher Sprache, während sie vorher Englisch mit mir gesprochen hatte. Ich glaubte, in die Erde sinken zu müssen. Wie konnte die hohe Frau, die mir bisher stets mit den Attributen der edelsten Weiblichkeit erschienen war, den guten, alten Mann so rücksichtslos behandeln?

Als wir Abends mit einander nach Hause fuhren, glaubte ich, den guten Addams ob des unliebsamen Zwischenfalls trösten zu sollen. Ich fand ihn weit weniger niedergeschlagen, als ich erwartet hatte. »It served me right«, sagte er, »why did not I keep my tongue?«

Sir James, dem ich die Geschichte einige Tage nach meiner Rückkehr erzählte, sagte einfach: »He had no business to speak to the Queen without being asked.« Die Etikette verbietet nun einmal, und das hat gewiss seinen guten Grund, die Königin anzureden«.

Unmittelbar vor Hofmann's Abreise nach Deutschland gab eine Anzahl früherer Schüler dem Meister ein solennes Abschiedsbankett. Anerkennung, Dankbarkeit, Verehrung, Liebe finden in den prächtigen humorgewürzten Toasten einen so warm von Herzen kommenden Ausdruck, dass es eine wahre Freude ist, den Bericht ¹⁾ zu lesen. Unter den 71 Anwesenden begegnen uns viele bekannte Namen wie Abel, Crookes, Odling, Nicholson, Maule, Perkin, H. Müller, Holzmann, Böttinger, Griess, Duppa, Newlands, O'Sullivan.

Schon der Bericht, den nach den üblichen loyalen Toasten der Schriftführer Mr. Field über die Thätigkeit des Einlade-Comités erstattet, muthet uns sympathisch an. Es sei ihm von allen Seiten aus nächster Nähe wie aus weiter Ferne, von den berühmtesten Chemikern des Landes bis zu dem jüngsten Studenten, der eben den Fuss auf die Schwelle der Chemie setzt, von den unbetitelten bis zu den Sprösslingen des erhabenen Königshauses, welche die Gesellschaft diesen Abend mit ihrer Gegenwart beehren ²⁾, ein solcher Wetteifer in Sympathie und Bereitwilligkeit und Befriedigung über die Vorschläge des Comités entgegengebracht worden, dass die Aufgabe des Schriftführers nicht nur leicht, sondern wahrhaft erfreulich geworden. Es seien 250 Einladungen ergangen, damit sei jedoch die Zahl der Schüler Hofmann's

¹⁾ Chemical News 11, 210, [1865].

²⁾ An dem Bankett nahmen Theil Ihre kgl. Hoheiten der Graf von Paris, der Herzog von Chartres und der Prinz von Condé, die alle bei Hofmann Vorlesungen gehört hatten.

keineswegs erreicht, von vielen habe man aber die Adresse nicht zu ermitteln vermocht.

Die ganze Correspondenz könne nicht zur Verlesung kommen, nicht einmal alle Namen. Die durch die Umstände verhindert waren, der Einladung zu folgen, hätten, wie die Correspondenz erweise, nur sehr ungern und mit grossem Widerstreben sich der Nothwendigkeit, fern zu bleiben, gefügt. Aus der Zahl der Nichterschienenen werden einige, besonders hervorgehoben, von denen wir aufführen: Kublmann in Lille, Captain Hore und McLeod, zwei Assistenten Hofmann's, die diesem voraus nach Berlin gereist waren. Auch einige Mitglieder des Comités werden entschuldigt. Aus der Zahl der Gäste, die das Comité einzuladen sich die Ehre gegeben, werden besonders genannt Graham und Sir James Clark. Graham schliesst seine Absage mit den Worten: »Wenn ich auch nicht theilnehmen kann, mein Herz ist dabei.« Sir James giebt in einem längeren Schreiben seiner Hochschätzung Hofmann's Ausdruck. »Ich lebe der Hoffnung«, heisst es zuletzt, »dass Dr. Hofmann England nur für einige Zeit verlässt, dass er nach Vollendung der ehrenvollen Aufgabe, derentwegen er nach Deutschland berufen ist, wieder zu uns zurückkehren wird, um hier durch seine genialen Untersuchungen die Wissenschaft, die ihm so vieles verdankt, weiter zu fördern.« Auch der Schriftführer beendet seinen Bericht mit dem Ausdruck dieser Erwartung.

Danach bringt Warren de la Rue, der das Präsidium führt, den Haupttoast des Abends aus.

»Mit gemischten Gefühlen«, so beginnt er, »erhebe ich mich, um den nächsten Toast auszubringen, denn einerseits liegt mir sehr am Herzen meinem Gegenstande gerecht zu werden, andererseits aber bin ich mir bewusst, dass ich nicht die Fähigkeit besitze, mich dieser Aufgabe würdig zu entledigen. Wörtlich und bildlich, mein Herz ist auf meiner Zunge, denn ich habe den Toast auszubringen auf einen meiner ältesten und liebsten Freunde, in dem Augenblick, da er uns verlassen will. Seit zwanzig Jahren kenne ich Dr. Hofmann; ich habe ihn gekannt unter den verschiedensten Verhältnissen, und es ist keine Anmaassung, wenn ich sage, ich kenne das Innerste seines Herzens, und je mehr ich mit seiner Denk- und Handlungs-Weise vertraut wurde, desto höher schätzte ich seinen inneren Werth.« Der Redner pointirt nun in launiger Weise einige der grossen Errungenschaften der Chemie seit Hofmann's Ankunft in England. »Es ist schon lange her, dass er mich bei seiner geliebten Ani-Lina einführte, damals ein schüchternes Persönchen, die sich in einen Purpurschleier hüllte und verschwand, sobald ihr eine so aufdringliche Person nahe kam wie das Chlor. Sie ist jetzt eine Matrone mit zahlreicher Nachkommenschaft, deren Namen alle behalten zu haben ich mich nicht rühmen kann. Namen entschlüpfen leicht, und manche kann man ohnehin kaum aussprechen. Aber einen habe ich doch behalten, den Namen der

einen, die wir Alle bewundern, ihrer schönen Tochter Rosa.« Weiterhin geht der Redner auf die ersten Zeiten des College ein, auf die grossen Schwierigkeiten, da so mancher der Gründer abfiel, sodass die Existenz des College auf dem Spiel stand. Da hat Dr. Hofmann freiwillig nach einander zuerst auf einen Theil seines Gehaltes verzichtet, dann auf seinen Antheil an dem Honorar der Studenten und endlich auch auf seine Dienstwohnung. Gleichwohl hat er in dieser bedenklichen Zeit in seiner ernsten Anstrengung, das College in die Höhe zu bringen, nie auch nur im Mindesten nachgelassen. Er hat aber nicht nur das Geld fahren lassen, das er zu beanspruchen hatte, sondern in seiner vollen Hingabe an den Lehrberuf des College gab er auch auf, was für einen deutschen Gelehrten noch wichtiger ist: die wissenschaftliche Forschung. Das empfand er damals, ich weiss es, auf das allerschmerzlichste, denn nicht nur entsagte er damit einer Thätigkeit, die an sich den höchsten und reinsten Genuss gewährt, sondern er gefährdete damit zugleich seine Zukunft für den Fall, dass das College sich nicht würde halten können. Zum Glück stand das College fest, und unser Freund hat den Tempel seines Ruhmes auf mehr als eine Basis ¹⁾ gegründet, sodass er ausdauern muss, so lange es eine chemische Literatur giebt.« Der Redner gedenkt dann der grossen Verdienste, die Sir James Clark sich sowohl um das College als um die Förderung der Wissenschaft erworben, Verdienste, die überhaupt wohl nur die gebührende Anerkennung finden werden, weil sein Wirken so wenig ostentativ war, dass es, öffentlich nicht besprochen ²⁾, nur in der Erinnerung seiner Freunde fortlebt.

Nun heisst es weiter, Hofmann sei ausserordentlich glücklich gewesen in der Wahl seiner Assistenten, ein gleich richtiges Urtheil habe er bewiesen in der Wahl anderer Agenten oder vielleicht besser gesagt Agentien ³⁾. »Wenn es nun auch misslich wäre, von den lebendigen Freunden einen besonders hervorzuheben, wo deren so viele gegenwärtig, so laufe ich doch keine Gefahr irgend Jemand zu verletzen, wenn ich den unbelebten Helfer rühme, das Jodäthyl, das als Substitutionsvermittler zur Förderung der organischen Chemie so vieles geleistet hat.«

Bekanntlich habe man sich vielfach bemüht, Hofmann für technische Probleme zu gewinnen, er habe dies in der Regel von der Hand gewiesen, und wenn er sich widerstrebend zu derlei Arbeit herbeigelassen habe, so seien dazu die Stunden der Musse und Erholung benutzt worden. Mit grossem Vergnügen gedenke er — wie

¹⁾ On so many bases.

²⁾ Diesem Mangel hat Hofmann später abgeholfen, wenigstens soweit es das College angeht; die schon erwähnte Schrift Hofmann's: »A page of scientific history« ist ein Panegyricus auf Sir James Clark.

³⁾ Agents und reagents.

wohl auch mancher Andere der Anwesenden — der vielen gewinnreichen Stunden, die er mit Freund Hofmann bei solcher Nebenarbeit zugebracht habe, Stunden, »die in der Regel um Mitternacht begannen und erst endeten, wenn die kleinen Stundenzahlen schon merklich grösser geworden waren.« Der Redner geht dann zu Hofmann's eminenten Leistungen als Lehrer über; in launig-drastischer Ausführung wird Lebendigkeit und Anschaulichkeit seines Vortrages geschildert und wie er freundlich und unverdrossen die Schüler zu wissenschaftlichen Untersuchungen anleitet. Das Verständniss der deutschen Regierung wird gerühmt, die in Hofmann den gerade für die dortigen Aufgaben richtigen Mann erkannt habe. Glücklicherweise sei auch die englische Regierung in elfter Stunde auf den bevorstehenden Verlust aufmerksam geworden und habe es abgelehnt, Hofmann vollständig zu entlassen, es sei daher Hoffnung vorhanden, dass dieser in einigen Jahren nach England zurückkehre. Mittlerweile wird ihm alles Gute gewünscht. Um in aller Form festzulegen, dass diese Gesellschaft versammelt sei, ihm Lebewohl zu sagen und der Hoffnung auf seine Wiederkehr Ausdruck zu verleihen, wird ihm zum Schluss ein Bericht über das Abschiedsbankett auf Pergament mit den Unterschriften aller Theilnehmer überreicht. Die Gesellschaft erhebt sich und trinkt den Toast unter enthusiastischen Cheers.

Es folgt das deutsche Lied »Lebewohl«.

Die Antwort Hofmann's ist eben so warmherzig wie schön, unter den vielen prächtigen Reden, mit denen Hofmann bei festlichen Gelegenheiten seine Zuhörer zu entzücken wusste, eine der schönsten. Wir müssen es uns aber versagen, sie zu analysiren. Auch ihr fehlt nicht der schalkhafte, mit einer Lasur von Ironie angetuschte Humor, der in Hofmann's Reden so anmuthend zum Vorschein zu kommen pflegt. Unter denen, die sich um das College besonders verdient gemacht haben, hebt er auch Sir Roderick Murchison, den verstorbenen Director der School of mines hervor, dem das College einen eigenen Hörsaal verdanke. »Vor dieser Acquisition wurden die chemischen Vorlesungen, wie viele von uns sich erinnern werden, in dem Hörsaal des Museums für praktische Geologie gehalten, was für Studenten und Professor eine grosse Unannehmlichkeit war. Als Sir Roderick Vorstand des Museums geworden war, fiel ihm sofort dieser abnorme Zustand auf, und er fand Mittel, ihm abzuhelfen. Es könnte vielleicht sein, dass sein Eifer, die chemische Abtheilung der School of mines in Oxford Street zu centralisiren, gelegentlich angewärmt wurde durch sich verlaufende Döfite entwichenen Chlors; vielleicht wurde er zu noch höherer Temperatur angefacht durch den Wohlgeruch des Schwefelwasserstoffs, und im Stillen glaube ich, dass er zuletzt zum Siedepunkte stieg in Folge einer kleinen Phos-

phorverbrennung, die eines schönen Abends die friedlichen Bewohner von Jermyn Street in Schrecken versetzte.«

Die Antwort schloss mit den Worten: »Meine theueren Freunde, ich schiebe es hinaus, wie ich merke, das schmerzliche Abschiedswort, aber es muss doch zuletzt kommen, und ich rufe es Ihnen zu in seinem vollsten und tiefsten Sinne, Ihnen Allen und Jedem von Ihnen: Fahre wohl. Glauben Sie mir, aus meinem glorreichen Adoptivvaterland, das ich verlasse, nehme ich nach dem neuen Schauplatz meiner Thätigkeit die glänzendsten und glücklichsten Erinnerungen meines Lebens mit, und was mir in diesem Augenblicke am meisten zum Trost gereicht, ist der Gedanke, dass ich auf das Glück hoffen darf, mit Ihnen wieder zusammen zu treffen.«

Auf die lange Reihe der folgenden Toaste können wir nicht näher eingehen. Es war eine wirklich erhebende, Schüler wie Lehrer ehrende Feier.

Erwähnt sei noch, dass jedem der Theilnehmer eine ausgezeichnete Photographie¹⁾ des Professors überreicht wurde, was wiederum den Gedanken erweckte, dass jeder seine Photographie dem Gefeierten als ein Andenken an diesen Abend verehren solle.

Aus dem oben mitgetheilten Bericht Hofmann's über seinen Besuch am königlichen Hof ersieht man, dass der Entschluss, England zu verlassen, nicht ohne inneren Kampf zu Stande kam; dies kann ja nicht anders sein bei einem Schritt aus der sicheren Gegenwart in eine ungewisse Zukunft. Es will uns aber bedünken, als ob der Glanz der Stellung in England gegenüber dem, was Hofmann in Deutschland geboten wurde, denn doch zu grell beleuchtet worden sei. Ob das Einkommen eines Bonner Professors, der ein grosses chemisches Institut leitet, gegen das des Londoner Professors und Assayers erheblich zurückgeblieben wäre, ist uns zweifelhaft, zumal damals missverständener Fiscalismus die Honorare an den preussischen Universitäten noch nicht geschmälert hatte. Aber Hofmann's Vermögensverhältnisse waren damals schon derart, dass pecuniäre Rücksichten nicht schwer in's Gewicht fallen, jedenfalls nicht den Ausschlag geben konnten. Was das Ansehen der Stellung und die Annehmlichkeit der collegialen Beziehungen anlangt, so scheint mir, lag auch kein Grund vor, eine Verschlechterung von der Uebersiedelung nach Deutschland zu erwarten. Die Weltstadt bietet freilich mancherlei Anregung, die man in einer verhältnissmässig kleinen Stadt vergebens suchen würde. Ob aber der Gelehrte, für den das emsige Forschen und Arbeiten des Lebens Hauptreiz bildet, die behagliche Stille der rheinischen Universität seiner Thätigkeit nicht erspriesslicher erachten musste als das Hasten und Treiben und den tosenden Lärm in dem schier endlosen Häusermeere an der Themse? Bei dem Fest-

¹⁾ Aufgenommen von Wilson & Beadell, New Bond Street.

malle zu Ehren Hofmann's am 8. Januar 1870 erörtert Magnus die Beweggründe für Hofmann's Entschluss der Uebersiedelung nach Deutschland.

»Nicht die Vaterlandsliebe«, sagte er, »für Hofmann ist England ein zweites Vaterland geworden. Er ist durch eben so viele Bande an England wie an Deutschland gekettet.«

Als entscheidend stellt Magnus die ideale, das Eindringen in die Wissenschaft anstrebende Richtung der deutschen Studenten dem praktischen, ausschliesslich oder vornehmlich auf Erwerb unmittelbar verwertbarer Kenntnisse gerichteten Sinn der englischen Jugend gegenüber.

Sicherlich hebt Magnus damit den Hauptvorteil der deutschen Universitäten vor denen aller übrigen Länder der Welt ganz richtig hervor. Gleichwohl glaube ich nicht, dass dieser Gedanke ausschlaggebend war. Warum aber nach einem Beweggrund suchen? Ist es denn nicht ganz selbstverständlich, dass ein deutscher Gelehrter, dessen Hauptinteresse der Forschung und dem Lehren zugewendet ist, wenn ihm eine Professur an einer deutschen Hochschule angeboten wird, mit Freuden diese Gelegenheit ergreift, aus dem Ausland in das Vaterland zurückzukehren und seine Dienste dem Vaterland zu widmen? So scheint denn auch Hofmann gedacht zu haben. In seiner Erwiderung auf den Toast seines Freundes Magnus sagt er, nachdem er davon gesprochen, dass und warum ihm der Abschied aus Altengland nicht leicht geworden:

»Aber wer hätte sich jemals dem Rufe seines Vaterlandes entzogen? Als er mir erscholl, da war es, als ob sich die Jugend mir neu erschlosse. Bei dem Gedanken, dass ich fortan wieder die Sprache sprechen solle, die ich mit meinen Eltern, mit meinen Jugendfreunden geredet hatte, in welcher die ersten Worte meiner Lehrer in mein Ohr gedrungen waren, dass ich diese Sprache sprechen soll auf einer deutschen Hochschule, zu der Jugend meines deutschen Vaterlandes, bei diesem Gedanken schwanden alle Bedenken. Obwohl die Sonnenhöhe des Lebens bereits hinter mir lag, beschloss ich nach Deutschland zurückzukehren, in der Hoffnung, dass mir noch immer die Zeit bleiben werde, mannigfach in England gesammelte Erfahrungen im Interesse meines Vaterlandes zu verwerten.«

Anfang Mai 1865 siedelt Hofmann nach Berlin über. Unter dem 16. Mai schreibt er seinem Bruder Fritz:

. »Uns geht es gut. Meine Damen¹⁾ haben ein sehr schönes Logis in der Bel-Etage des Hotel de Rome gefunden; ich wohne in der alten Rose'schen Wohnung. Mein hiesiger Eintritt ist nach Wunsch von Statten gegangen. Ich bin am Sonntag vor

¹⁾ Mrs. Wilson, seine Schwiegermutter, und deren Schwester, Miss Shepley.

acht Tagen Abends hier angelangt und habe am folgenden Morgen um 9 Uhr meine Vorlesung über Experimentalchemie begonnen. Ich fand alles so vorbereitet wie in London, und der ganze Unterschied bestand darin, dass ich hier deutsch, dort englisch vortrug. Uebrigens habe ich keine Sinecure übernommen. Es ist noch furchtbar viel Schund wegzuräumen, und es wird einige Zeit darüber hingehen. Wenn ich hier nur erst einmal so weit wäre, wie in Bonn. Das Bonner Laboratorium steigt lustig in die Höhe.«

In die veränderten Verhältnisse fand sich Hofmann sehr rasch und es dauerte garnicht lange, so fühlte er sich im Vaterland vollkommen wohl. Aus dem folgenden Schreiben an den Bruder Fritz leuchtet die Zufriedenheit mit dem Tausch deutlich genug hervor, wenn auch die kleinstädtischen Eierschalen, welche unserer Hauptstadt damals anklebten und theilweise noch nicht ganz abgestossen sind, gebührende Verspottung finden.

4 Cantianstrasse 1865 im August.

»Die goldene Stunde der Ferienfreiheit hat geschlagen. Das erste Semester an der Berliner Hochschule liegt hinter mir, und die Eindrücke der letzten drei Monate bieten schon einige Anhaltspunkte für die Beantwortung der Frage, wie sich wohl meine Zukunft in der wiedergewonnenen Heimath gestalten wird. Diese Uebersiedelung aus der englischen Metropole nach der Hauptstadt an der Spree, nahezu auf der Schwelle der Fünfziger, ist denn doch ein grosses Wagniss gewesen. Wie vieles hat sich so ganz anders gestaltet, als ich erwartet hatte. Mit London verglichen, kommt Einem Berlin doch immer vor wie ein grosses Dorf. Die Linden sind allerdings eine grossartige Schöpfung, und der Platz zwischen dem Palais des Königs, dem Opernhause und dem Palais des Kronprinzen auf der einen, und der Academie, der Universität und dem Zeughause auf der anderen Seite mit dem Blick über die Schlossbrücke nach dem alten Schloss, dem Dom und den Museen ist einer Hauptstadt würdig. Auch der sogenannte Gensdarmenmarkt mit dem Schinkel'schen Schauspielhause von vollendeter Schönheit und den beiden kuppelgekrönten Thürmen, welche Friedrich der Grosse erbauen liess, ist ein prächtiger Platz. Allein an den beiden reichgegliederten Thürmen hängen, völlig unvermittelt, zwei völlig schmucklose Kirchen mit hohen rothen Ziegeldächern, welche nicht unschöner gedacht werden können, wodurch der Gesamteindruck des Platzes wieder in hohem Grade beeinträchtigt wird. Ebenso kläglich sind die Häuser; in der endlosen Friedrichstrasse sind die meisten Häuser zweistöckig, nur hier und da ragt zwischen denselben ein mehrstöckiger Bau empor. Und dann die grässlichen Rinnsteine, welche das Trottoir — berlinisch Bürgersteig — von dem Strassendam trennen. Was in diesen Rinnsteinen fliesst

oder vielmehr nicht fliesst, ist geradezu unglaublich. Wenn ich zu Tische gehe, führt mich mein Weg durch die Charlottenstrasse, eine Parallelstrasse der Friedrichstrasse. Dort in nächster Nähe der Linden qualmt in den Rinnsteinen brodelnde Seifenlauge, deren Dampf mir jedesmal die Brille bis zur Undurchsichtigkeit beschlägt. Von den Einrichtungen in den Häusern will ich garnicht reden. Sie sind leider auch in dem mir als Dienstwohnung eingeräumten Hause in der Cantianstrasse geradezu schreckenerregend. Diese Zustände sind für eine an flotte Wasserspülung gewöhnte Natur auf die Dauer unerträglich.

Was dem aus der Weltstadt London kommenden im Uebrigen noch unliebsam auffällt, ist der vollständige Mangel an stabil gewordenen, übereinstimmenden, auf die ökonomische Verwerthung der Zeit berechneten Lebensformen. Man speist zu allen Stunden zwischen 1 und 7 Uhr. Daher kommt es, dass es bei den vielen Besuchen, die ich machen muss, ganz einerlei, welche Stunde ich wähle, ganz regelmässig heisst: »Die Herrschaften sitzen bei Tisch.« Will man einen Stadtbrief beantworten, so muss man jedesmal den Wohnungsanzeiger zu Hülfe nehmen. Jeder datirt: Berlin, den so und so vielten, keinem fällt es ein, Strasse und Nummer anzugeben. Welche unbegreifliche Zeitvergeudung legt man damit seinen Correspondenten auf. Eine andere Berliner Gepflogenheit ist, dass man die Hausnummer anbringt, wo es einem Jeden beliebt. In London ist man gewöhnt, die Nummer an derjenigen Stelle der Hausthür zu finden, an welcher man mit der Nase anstösst. Hier muss man erst lange suchen, bis man sie findet. Dies ist am Abend oft geradezu zum Verzweifeln. Nicht selten geht man eine halbe Strasse ab, bis man so glücklich ist, eine Nummer zu erspähen, von welcher man abzählt, um endlich zur Stelle zu kommen.

Aber alles dies sind Kleinigkeiten, welche kaum in die Waagschale fallen, wenn ich die vielen Vortheile und Annehmlichkeiten bedenke, welche meine Stellung bietet. Ist es doch schon eine grosse Wohlthat, die Hochlandatmosphäre einer deutschen Universität zu athmen. Und die Luft weht in Berlin besonders erfrischend und belebend. Wenn ich mir unsere philosophische Facultät betrachte, welche Anzahl ausgezeichneten Männer ist in ihr vereinigt. Da sind die Veteranen August Böckh und Leopold von Ranke, welch' Letzterer allerdings nicht mehr regelmässig in unseren Sitzungen erscheint. In der Vollkraft der Jahre stehen die Historiker Gustav Droysen und Theodor Mommsen, der Philologe Moritz Haupt, endlich Richard Lepsius, der Aegyptologe. Das sind lauter in hohem Grade interessante Persönlichkeiten. Leider sind Haupt und Mommsen Neueingetretenen, die nicht Specialcollegen sind, etwas unnahbar. Dagegen sind mir Droysen und Lepsius auf das Freundlichste entgegengekommen.

Es liegt in der Natur der Sache, dass ich zumal mit den naturwissenschaftlichen Mitgliedern der Facultät in nähere Verbindung getreten bin, vor Allem mit dem Physiker Gustav Magnus und Herm. Wilb. Dove, die mir übrigens bereits seit vielen Jahren befreundet waren, ebenso mit Gustav Rose, dem Mineralogen, Ernst Beyrich, dem Geologen, Alexander Braun, dem Botaniker, Hartwig Peters, dem Zoologen. Der Physiologe Du Bois-Reymond gehört allerdings der medicinischen Facultät an. Die Physiker Peter Riess und Joh. Christ. Poggendorff, sowie der Mathematiker Leopold Kronecker sind keine Facultätsmitglieder, aber als Angehörige der Academie der Wissenschaften sind sie schliesslich doch unsere Collegen. Die drei Letztgenannten hab' ich erst in Berlin kennen gelernt; sie sind mir alle höchst sympathisch; ganz besonders fühle ich mich von Kronecker angezogen. Kronecker ist ein ganz kleines Männchen, aber in dem kleinen Körper wohnt ein grosser Geist, schlägt ein grosses Herz. Ich bin nur Wenigen von gleichem Scharfsinn begegnet. Keinem, der wie er befähigt und geneigt gewesen wäre, gelegentlich seinen Scharfsinn für die Lösung der Aufgaben auch seiner Freunde einzusetzen. Man hat mir einmal, halb im Scherz, halb im Ernst den Vorwurf gemacht, ich sei ein Egoist, der seine Freunde in dem Maasse schätze, als er etwas von ihnen lernen könne. Dies trifft nun für Kronecker wirklich zu. Ich komme nie mit ihm zusammen, ohne das Gefühl eines geistigen Gewinnes mit mir hinweg zu nehmen. Dabei ist er keineswegs nur ein Verstandesmensch; den Ansprüchen des Gemüthes wird in gleicher Weise Rechnung getragen.

Aus dem Gesagten erhellt, dass wir hier in Berlin so ganz übel nicht bestellt sind. In der That, wenn ich nach irgend einer Seite Vorspann bedarf, so kann ich sicher sein, ihn Donnerstags in den Sitzungen sei's der Facultät, sei's der Academie zu finden.

Unser hiesiges akademisches Leben hat aber ausser seiner reichen und mannichfaltigen Gestaltung noch einen Vorzug, der nicht hoch genug anzuschlagen ist. Wir stehen in den angenehmsten collegialischen Beziehungen zu einander. Nichts von der unliebsamen Missgunst, von dem leidigen Zank, von den fortwährenden Nörgeleien, von denen man auf kleinen Universitäten nur zu oft hört; es ist Platz genug, und man ist nicht in Gefahr, einem Anderen auf die Füsse zu treten.

Auch der gesellige Verkehr lässt kaum etwas zu wünschen übrig. Noch immer in süddeutschen Vorurtheilen befangen, hatte ich ein steifes Festhalten an der Form, ein zugeknöpftes Wesen dem von aussen Kommenden gegenüber erwartet. Nichts von alledem. Wohl ist in dem Berliner Gesellschaftsleben die heilsame Schranke der feinen Sitte jeder Zeit in Sicht, allein sie beengt in

keiner Weise die volle Freiheit der Bewegung; für behagliche Gemüthlichkeit, für schalkhafte Laune, ja für ausgelassene Fröhlichkeit bleibt noch immer Raum genug. Aber auch von engherziger Zurückhaltung gegenüber dem neu in die Gesellschaft Eintretenden habe ich nichts wahrgenommen; im Gegentheil, möchte ich behaupten, dass man dem Neuen, dem Fremden eine gewisse Vorliebe entgegenbringt. Daher mag es auch wohl kommen, dass sich die Berliner Gesellschaft aus den verschiedenartigsten Elementen zusammensetzt. In dem Kreise, in welchem ich verkehre, begegnet der Academiker der Industrie und der haute finance, dem Grosswüdrenträger des Staates, dem Officier jedweden Grades, dem Künstler aller Gebiete.

In liebevollster Weise bin ich in dem Hause von Gustav Magnus aufgenommen worden. Diesem Manne, glaub' ich, verdanke ich es vorzugsweise, dass ich nach Berlin berufen worden bin. Ich durfte wohl erwarten, dass man, wie die Dinge lagen, bei Besetzung des Mitscherlich'schen Lehrstuhles auch an mich denken würde. Aber es gab doch auch noch Andere, welche mit gleichem, wenn nicht mit grösserem Recht in Betracht kamen. Magnus, dem ich von den verschiedenen Weltausstellungen her bekannt war, ist, wie ich höre, mit dem ganzen Gewicht seines Einflusses auf das Entschiedenste für mich eingetreten.

Mein Gönner hat eine reizende Familie und einen höchst liebenswürdigen Verwandtenkreis. Seine Gattin, welche einer hochangesehenen Familie der französischen Colonie entstammt, ist viel jünger als er und, obwohl sie zwei erwachsene Töchter hat, noch immer eine sehr schöne Frau. In ihren feurigen Augen, in der Lebhaftigkeit und Grazie ihrer Bewegungen giebt sich das französische Blut zu erkennen, welches in ihren Adern fliesst. Die Töchter sind ebenso anmuthig wie feingebildet; der junge Sohn geht noch zur Schule. Ein Bruder von Gustav ist der berühmte Portraitmaler Eduard Magnus, ein anderer Bruder der Banquier Martin von Magnus, dessen Sohn Victor der fast tägliche Gast im Hause ist. Alle diese Herren sind mir in liebenswürdigster, Eduard Magnus in wahrhaft freundschaftlicher Weise entgegengekommen. Die Familie Magnus besitzt ein altes Haus an der Ecke der Dorotheenstrasse und des Kupfergrabens, nicht weit von der Cantianstrasse, in der ich eben wohne. Hinter dem Hause liegt ein ziemlich lang gestreckter Garten, der leider auf der einen Seite von dem während heisser Jahreszeit nicht eben wohlduftenden sogenannten grünen Graben begrenzt ist. Dort übt die Familie während der Sommermonate eine höchst anmuthige, einem grossen Kreise von Freunden zu Gute kommende Gastlichkeit. An den Magnus'schen Abenden begegnet man in der Regel neuen und oft recht interessanten Leuten, insbesondere fremden Gelehrten, die

sich zeitweise in Berlin aufhalten. Die Sonntage verlebt die Familie auf einer reizenden Besitzung im Thiergarten, wo die alte Frau Humblot, die Mutter der Frau Magnus, wohnt. Auch dorthin werden die Freunde des Magnus'schen Hauses des Oefteren geladen. Ich bin schon mehrmals dort zu Tisch gewesen. Der stägliche Verkehr mit Gustav Magnus gehört jedenfalls zu dem schönsten Gewinn, welchen mir meine Uebersiedelung nach Deutschland gebracht hat.

Während der Sommermonate ruht die Berliner Gesellschaft von den Strapazen des Winterfeldzuges aus; man kommt daher auch nur ganz ausnahmsweise zusammen. Ich bin daher auch in weitere gesellige Beziehungen eigentlich nicht eingetreten, obwohl es an Anknüpfungspunkten nicht gefehlt hat. Bei meinen beiden Gönnern im Unterrichtsministerium, dem Unterstaatssecretär Lehnert und dem Geheimrath Knerk, sowie dem grossen chemischen Fabrikanten Kunheim, die ich Alle von London her kannte, bin ich zu Tische gewesen, bei Dove, Gustav Rose und Poggendorff in Abendgesellschaften. Die Familie Du Bois-Reymond bewohnt im Sommer einen schönen Landsitz, seltsamer Weise El Arenal genannt. Wahrscheinlich war früher dort eine Sandwüste; heute steht die Villa in einem blühenden Garten. Mit Du Bois bin ich schon seit langer Zeit bekannt, aber namentlich durch unseren gemeinsamen Ausflug nach dem Val Anzares und den italienischen Seen genauer befreundet worden. Er ist einer der Interessantesten in der hiesigen Gelehrtenwelt. Von einer fabelhaften allgemeinen Belesenheit, hat er, glaub' ich, Alles gelesen, was je in französischer Sprache geschrieben worden ist. Man kann sehr viel von ihm lernen. Vor einigen Wochen bin ich einen Sonntag bei ihm auf seiner Villa gewesen und habe mir bei dieser Gelegenheit die Löwen von Potsdam angesehen.

Und nun noch eine Schlussbemerkung. Du wirst denken, dass einer, der so lange Briefe schreiben kann, sich über allzuviel Arbeit nicht beschweren kann. Das thue ich auch nicht. Allein ich muss Dir doch gestehen, dass ich bei Abfassung dieses Briefes noch einen Hintergedanken gehabt habe. Ich schulde Briefe an Buff, an unsere Schwester Meta und an Frau Bopp in Darmstadt, denen Allen ich eigentlich dasselbe schreiben müsste. Ich bitte Dich daher, diese Collectivepistel bei den Genannten circuliren zu lassen.<

W.

Die erwähnte Rose'sche Wohnung ist die Dienstwohnung, die der mittlerweile, am 24. Januar 1864, verstorbene Heinrich Rose in der jetzt nicht mehr existirenden Cantianstrasse inne gehabt hatte. Mit derselben war ein Auditorium verbunden und einige Zimmer derselben dienten als Laboratorium. Es waren nur wenige Räume

zur Verfügung, »kaum mehr als für die Vorbereitung der Vorlesungen erforderlich waren«. So berichtet Hofmann selbst ¹⁾. Durch Schwierigkeiten sich zurückschrecken zu lassen, war jedoch nicht Hofmann's Sache. Man richtete sich also in den beschränkten Verhältnissen ein, so gut oder so übel es gehen wollte. Als Assistenten arbeiteten die DDr. Krämer, Olshausen, Sell, Martius. Es müssen aber auch einige Schüler Platz gefunden haben, denn Hofmann erwähnt von diesen Paul Mendelsohn Bartoldy. »Es war ein enges Zusammenleben in den kleinen Räumen«, sagt er, »man lernte sich aber leichter kennen und schloss sich schneller an einander an, als in den grossen Laboratorien, in denen so viele neben einander arbeiten«.

Schon nach kurzer Zeit erscheinen aus dem dürftigen Laboratorium Früchte experimenteller Forschung, und merkwürdiger Weise gehen gerade die ersten Arbeiten mit lauter unangenehm und angreifend riechenden Substanzen einher, von denen Chloracetyl und Chlorphosphor noch die unschuldigsten sind ²⁾. Wie es möglich war, in den engen, nothdürftig eingerichteten Räumen mit Chlorpikrin zu arbeiten, versteht man nicht recht, aber im nächsten Jahr schon beschreibt Hofmann eine Darstellung von Chlorpikrin und dessen Umwandlung in Guanidin ³⁾, und ein Jahr weiter, ebenfalls noch vor dem Ueberzug in das neue Institut, die Erstlinge aus der Isonitrite giftiger und gräulich stinkender Schaar⁴⁾.

Am 15. Mai 1865 wurde der erste Spatenstich zu dem neuen Institut gethan, dessen Vollendung vier Jahre in Anspruch nahm.

Am 6. Juli desselben Jahres hält Hofmann seine Antrittsrede in der Berliner Academie der Wissenschaften. Als correspondirendes Mitglied gehörte er dieser Körperschaft schon seit 1858 an; kurz vor seiner Uebersiedlung nach Berlin am 30. März wählte ihn die Academie zum ordentlichen Mitglied. In der nämlichen Sitzung wurde der Generalleutnant a. D. Joseph Jacob Baeyer, der verdienstvolle Geodät, Chef der trigonometrischen Abtheilung des Generalstabes und Präsident der internationalen Commission für die europäische Gradmessung, der Vater unseres berühmten Fachgenossen Adolf v. Baeyer, zum Ehrenmitglied der Academie gewählt. Beide Wahlen sind durch allerhöchsten Erlass vom 27. Mai zusammen bestätigt worden.

In der Antrittsrede pflegen die neuen Mitglieder die Wege zu zeigen, in denen sich bis dahin ihre Arbeit bewegt hat, und die Richtungen anzudeuten, die ihre Forschung weiterhin einschlagen wird. Hofmann beginnt mit einem Rückblick auf die Entwicklung der Chemie in den letzten 25 Jahren, ihre Hauptvertreter Berzelius,

¹⁾ Erinnerungen I, 368. ²⁾ Berl. Acad. Ber. 1865, 649.

³⁾ Berl. Acad. Ber. 1866, 148. ⁴⁾ Berl. Acad. Ber. 1867, 361.

Liebig, Gerhardt und die Theorien dieser Zeit kurz charakterisirend. »Die Entwicklung meiner eigenen wissenschaftlichen Bestrebungen«, heisst es dann weiter, »ist in die stürmische Periode gefallen, die ich in flüchtigen Umrissen zu zeichnen versucht habe. Als Lerner wie als Lehrer habe ich sie miterlebt. Wenn ich in den ersten Jahren nur wenig Sympathie für die neuen Ideen hegte, so war der Grund zum Theil in den Verhältnissen gegeben, unter denen ich die frühesten chemischen Eindrücke empfang, zum Theil aber auch und vorzugsweise in besonderen Lebensbedingungen, welche auf meine Anschauungen nicht ohne Einfluss bleiben konnten«.

In Giessen war man besonders wegen des gespannten Verhältnisses zwischen Gerhardt und Liebig kein Freund von Gerhardt's Theorien. Hofmann aber, nachdem seine glänzenden Entdeckungen im Bereich der organischen Basen zum Aufgeben des Liebig'schen »Amid« genöthigt und den Typus Ammoniak geschaffen hatten, schloss sich mehr und mehr der Typentheorie an. »Ob und wie weit«, sagte er, »meine Arbeit zur Entfaltung der Schule ihr Scherflein beigetragen hat, darüber erlaube ich mir kein Urtheil, wohl aber bekenne ich gern und frei, dass ich in ihren Lehren die mächtigsten Anregungen zu neuer Forschung, die willkommensten Fingerzeige für richtige Beurtheilung beobachteter Erscheinungen, endlich den einfachsten Ausdruck für die Darstellung gewonnener Resultate gefunden habe. In der That sind die Vortheile dieser Darstellungsweise so gross, die Kraft- und Zeit-Ersparniss für den Lernenden sowohl als für den Lehrer so bedeutend, dass es mir, und zwar auch namentlich in meiner neuen Stellung als Akademiker eine Pflicht ist, zur allgemeinsten Verbreitung der Anschauungen der modernen Chemie in weitestem Umfange nach besten Kräften mitzuwirken.«

In diesem Sinne ist ja auch das kleine Lehrbuch Hofmann's »Einleitung in die moderne Chemie« verfasst, das, wie in der Vorrede gesagt ist, die zwölf ersten Vorlesungen enthält, mit denen Hofmann sein Colleg über anorganische Chemie an der school of mines einzuleiten pflegte. Es erschien zuerst in London 1865 ¹⁾, aber schon Jahre zuvor hatte sich Hofmann angelegentlich damit beschäftigt; wenigstens erinnere ich mich, dass schon während meines Londoner Aufenthalts (1860/61) Aug. Bopp an den schönen Figuren für das Werk gezeichnet hat. Die englische Ausgabe ist Sir James Clark, dem Leibarzt der Königin, gewidmet, den wir als Mitbegründer und eifrigsten Förderer des College kennen gelernt haben. Die deutsche Aus-

¹⁾ Introduction to Modern Chemistry, Experimental and Theoretical, lectures delivered in the Royal College of Chemistry London by A. W. Hofmann F. R. S., V. P. C. S. Professor of Chemistry in the Royal School of mines, Assayer to the Royal Mint and Examiner in Chemistry to the department of Science and Art. London, Walton & Materly 1865.

gabe¹⁾, die in dem gleichen Jahr erschien, hat Hofmann seinem Freunde Gustav Magnus gewidmet.

»Es führen der Wege viele in ein unbekanntes Land«, so lauten die Schlussworte des Büchleins, »und die langgestreckte Grenze kann an zahlreichen Punkten überschritten werden. Allein nicht alle Strassen sind gleich gebahnt, nicht alle Uebergänge mit derselben Leichtigkeit zu bewerkstelligen. Von dem Führer, der uns begleitet, erwarten wir, dass er uns kurze und sichere Wege zeige, auf denen wir nebenbei des Anziehenden sehen, des Nützlichen lernen. Hat sich nun das Büchlein als ein solcher weges- und landes-kundiger Führer erwiesen?«

Die chemische Welt beantwortete diese Frage mit einem begeisterten »Ja«. Die dort angegebenen Versuche sind in alle Experimentalvorlesungen übergegangen, das Büchelchen, »der kleine Hofmann«, erlebte innerhalb 10 Jahren 6 Auflagen, wurde in alle Cultursprachen übersetzt und allseits rühmend kritisirt. In einer »Sketch of Aug. Wilh. Hofmann in The popular Science monthly²⁾ ist gesagt: »We know of no other book in any language on this trite subject, that exhibits so much originality of treatment, or that is more pleasing in style, convincing in its demonstrations and logical in method. Taken in connection with the ingenious apparatus therein described it has had every beneficial effect upon the methods of teaching chemistry.«

Sicherlich hat das Buch alle die Vorzüge, die wir an Hofmann's Vortrag und Stil zu finden gewohnt sind: durchsichtige Klarheit der Sprache und künstlerische Durchbildung des Ausdrucks, zwingende Verständlichkeit in der Erläuterung aller eingeführten Begriffe und Consequenz in der gewählten Anordnung des Stoffes. Gleichwohl kann ich mich für das Buch nicht derart begeistern wie Tiemann, der es »zu den grössten Thaten des verstorbenen Meisters« zählt. Die Anlage ist mir zu schematisch; es scheint mir zweckmässiger, die Gesetzmässigkeiten nicht so vorweg zu behandeln, sondern erst darzulegen, nachdem der Schüler einige chemische Vorgänge kennen gelernt hat.

Wenn beim ersten Unterricht die Zersetzung von Chlorwasserstoff, Wasser, Ammoniak durch Alkalimetall als analoge Vorgänge neben einander gestellt werden, so muss das doch bei dem Anfänger Vorstellungen erwecken, deren er sich nachher wieder zu entledigen hat. Auch die Experimente scheinen mir zum Theil recht complicirt

¹⁾ Einleitung in die moderne Chemie. Nach einer Reihe von Vorträgen, gehalten in dem Royal College of Chemistry zu London von August Wilhelm Hofmann, Professor der Chemie an der Universität Berlin. Braunschweig, Vieweg 1865.

²⁾ Vol. 24, April 1884.

und nicht auf das Nothwendige beschränkt. Für den, der von Chemie noch garnichts kennen gelernt hat, ist es schwer, den Gedanken zu fassen, dass zwei Gase sich vereinigen und einen neuen Körper bilden; hat er aber das einmal aufgefasst, so scheint es mir nicht gerade nothwendig, ihm die Volumverhältnisse, nach denen diese Reaction erfolgt, durch ein besonderes Experiment zu zeigen, zumal diese Versuche keineswegs zu denen gehören, die durch besonders auffallende Erscheinung sich den Sinnen einprägen und dadurch dem Gedächtniss zu Hülfe kommen; sie sind im Gegentheil einem grösseren Auditorium kaum deutlich zu zeigen möglich; denn auf einer stark fingerdicken Glasröhre glänzt ein solches Schlaglicht, dass man schon in drei bis vier Schritten Entfernung nicht mehr erkennt, ob sie ganz oder theilweise mit Luft, Quecksilber oder Wasser gefüllt ist. Zweckmässiger fast scheint es, die Versuche in Mikroapparaten auszuführen und deren Projection zu zeigen, wie Landolt verfährt. Doch wird dadurch der Versuch noch umständlicher, sodass der Zeitaufwand mit dem Lehreffect in Missverhältniss tritt.

Aber vielleicht hat mir die Einleitung in die moderne Chemie bei ihrem Erscheinen deshalb weniger imponirt, weil mein hochverehrter Lehrer Will schon ein Decennium früher die nämlichen Vorstellungen seinen Vorlesungen zu Grunde gelegt hatte.

Die letzte Auflage erschien 1877. Trotz mehrfach wiederholten Drängens von Seiten des Verlegers konnte sich Hofmann nicht entschliessen, das Buch nochmals zu bearbeiten. Zu diesem Aufgeben des einst geliebten Sprösslings mag Hofmann durch die mittlerweile erfolgte Aenderung der theoretischen Vorstellungen veranlasst worden sein. Die Grundlage, auf der sich die »Einleitung« aufbaut, ist die Typentheorie und die aus dieser entwickelte Lehre von dem constanten Aequivalentwerth oder der constanten Werthigkeit der elementaren Atome. Giebt diese Vorstellung für das Verständniss der Constitution der Kohlenstoffverbindungen ein festgefugtes Fundament, so stösst doch der Versuch, darauf die Constitution der chemischen Verbindungen aller Elemente aufzubauen, auf viele klaffende Risse und Lücken. Die Einführung der wechselnden Werthigkeit in die Einleitung würde aber die in sich geschlossene Rundung und Folgerichtigkeit, durch die gerade dies Werk sich auszeichnet, durchbrochen, dessen ganzen Charakter geändert und zu einer vollständigen Umarbeitung desselben genöthigt haben und dazu war Hofmann doch nachgerade zu vielfach anderweit in Anspruch genommen.

Die Vieweg'sche Verlagshandlung hatte nach dem glänzenden Erfolg der Einleitung selbstverständlich Hofmann wiederholt gedrängt, im Anschluss an die Einleitung ein Lehrbuch der Chemie, etwa einen Abriss seiner Vorlesungen, herauszugeben. Hofmann war jedoch auf diese Vorschläge nicht eingegangen.

So ist denn die Einleitung das einzige originale Lehrbuch aus Hofmann's Feder. Durch Uebersetzungen dagegen hatte er früher mehrere deutsche Werke in England eingeführt; so gleich in den ersten Jahren seiner Londoner Thätigkeit den Jahresbericht¹⁾, der damals für jeden, der sich mit wissenschaftlicher Chemie beschäftigte, unentbehrlich war, später die Anleitungen zur organischen Analyse von Liebig²⁾ und zur Mineralanalyse von Wöhler³⁾.

In der Vorrede zu der 1853 erschienenen 2. Auflage der organischen Analyse bemerkt Liebig, er sei bei deren Bearbeitung von seinem Freunde Dr. Strecker in Christiania und Dr. A. W. Hofmann in London unterstützt worden, deren reiche Erfahrung auf diesem Gebiete der chemischen Analyse dem kleinen Werk einen ganz besonderen Werth verleihen dürfte. Hofmann reproducirt diese Bemerkung und fügt seinerseits bei, das englische Werk sei eine getreue Wiedergabe des deutschen, mit Ausnahme des letzten Kapitels, das seinen, des Herausgebers Gasofen, für die Verbrennung organischer Substanzen beschreibe. In dem Vorwort zur Mineralanalyse betont Hofmann, dass die Uebersetzung wortgetreu und nur die Schreibweise der Formeln in die in England übliche verändert sei.

Nicht unerwähnt bleibe eine gleichfalls aus dem Jahre 1865 stammende Kundgebung, die Hofmann's treue Anhänglichkeit an seine Freunde und seine werkhätige Hilfsbereitschaft in helles Licht setzt. Ein Dr. T. L. Phipson hatte in dem Pariser Journal *Cosmos* in gehässiger Weise einen Unglücksfall besprochen, der in London zwei junge Chemiker, Dr. Ulrich aus Marburg und einen Engländer Namens Sloper, betroffen hatte; mit einer Arbeit über Quecksilberdimethyl beschäftigt, waren diese Beiden den furchtbar giftigen Eigenschaften jener höchst flüchtigen Quecksilberverbindung zum Opfer gefallen. Phipson will dafür den betreffenden Professor verantwortlich machen und, an diesen Vorwurf anknüpfend, warnt er die jungen Chemiker, als Assistenten nach England zu kommen und sich von den dortigen Chemikern missbrauchen zu lassen. Hofmann tritt auf's Wärmste für seinen Schüler und Freund Odling ein, indem er darthut, dass dieser ebensowenig wie irgend sonst wer die exorbitante Giftigkeit des Quecksilbermethyls kennen oder a priori voraussehen konnte, dass ihm daher keinerlei Vorwurf gemacht werden könne. Während eines zwanzigjährigen Aufenthaltes in der englischen Metropole,

¹⁾ Liebig and Kopp's Annual Report of the Progress of Chemistry etc. ed. by Dr. Hofmann and Dr. Bence Jones.

²⁾ Handbook of organic Analysis by Professor Liebig. Ed. by Dr. Hofmann.

³⁾ A Handbook of inorganic Analysis by Friedrich Woehler M. D. Translated and edited by Dr. Hofmann. Alle drei Werke erschienen bei Walton and Maberley, London.

fährt Hofmann fort, habe er reichlich Gelegenheit gehabt, sich über die Stellung seiner jungen Landsleute in den chemischen Laboratorien Englands ein Urtheil zu bilden, und er gehorche nur der Stimme der Pflicht, wenn er Dr. Phipson's »Warnung« als die »ungerechteste, jeden Grundes entbehrende, nicht die geringste Beachtung verdienende Beschuldigung« zurückweise.

Die internationale Ausstellung führte Hofmann im Sommer 1867 nach Paris, wo er mit den alten französischen Collegen, mit Freunden und Fachgenossen aus England und Deutschland zusammentraf.

Hofmann gehörte zum Conseil supérieur, dem Liebig präsidirte ¹⁾ und zu den Preisrichtern der Gruppe V, speciell zu Section 7. Der Ausstellungsbericht, den er in Gemeinschaft mit Charles Girard (und Georges de Laire bearbeitete, erschien unter dem Titel »Matières colorantes dérivées de la houille« in den Rapports du Jury international Vol. VII, S. 223—305. Die Einleitung beschreibt in kurzen Zügen den grossen Aufschwung, den die Theerfarbenindustrie seit der letzten Ausstellung in London 1862 genommen. Es werden die damals ausgestellten Theerfarbstoffe aufgezählt, von denen einige bereits wieder verschwunden, andere durch neue theilweise verdrängt waren, wie das Murexid durch die Rosaniline, Mauve durch Trimethyl- und Triäthyl-Rosanilin; ihnen werden die neu Hinzugekommenen angereiht. In den folgenden Kapiteln sind die Rohmaterialien und ihre Anwendung besprochen, und die Hauptfirmen aufgeführt, die sich mit deren Darstellung befassen. Zum Schlusse findet man über die chemische Industrie der verschiedenen Länder, über Patentwesen und Fabrikgeheimnisse Betrachtungen, die in dem Wunsche gipfeln, dass Industrie und Wissenschaft mehr als bislang Hand in Hand gehen möchten. Zur Verwirklichung dieses Wunsches hat bekanntlich Niemand so viel beigetragen, wie eben Hofmann; die willige und allseitige Anerkennung seines Verdienstes fand in der Verleihung des Grand prix (100 000 frcs.) ihren Ausdruck. Napoleon III., man mag sonst von ihm halten was man will, wusste wissenschaftliche Leistungen zu schätzen und verstand es, den Männern der Wissenschaft diese Hochachtung zu bezeugen. Liebig kam ganz entzückt von der Aufnahme, die er bei dem französischen Kaiser gefunden, aus Paris zurück. »Grosse Herren«, sagte er, »pflegen viel zu fragen, Antworten warten sie aber in der Regel nicht ab. Napoleon weiss nicht nur verständige Fragen zu stellen, er hört auch an, was man ihm darauf sagt ²⁾. Er ernannte Hofmann zum Officier der Ehrenlegion.

Abgesehen von der Industrieausstellung in Washington, war Hofmann bei allen, während seines Lebens abgehaltenen internationalen

¹⁾ Vergl. Briefe L. W. II, 233.

²⁾ Vergl. auch a. a. O. 234.

Ausstellungen thätig, und in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts war an solchen Ausstellungen gerade kein Mangel. Von den Ausstellungen in London 1862 und in Paris 1867 war schon die Rede; hier dürfte der Ort sein, rück- und vor-greifend der Betheiligung Hofmann's an den übrigen Ausstellungen einige Zeilen zu widmen.

Auf der ersten Weltausstellung 1851 in London fungirt Hofmann in der 22. Klasse (Iron and general Hardware) als Mitglied (associate) des Preisrichtercollegiums, in der 29. (Miscellaneous manufactures and Smallwares) als Mitberichterstatter (joint reporter) der Jury ¹⁾. Den Bericht über Klasse 29 bearbeitete Hofmann in Gemeinschaft mit seinem Schüler und Freund de la Rue; er erschien 1852 und behandelt alle möglichen, in dieser Klasse zusammengefassten Gegenstände: Parfümerien, Seifen, Toilette-Artikel, künstliche Blumen, Beleuchtungsgegenstände, Confect, Perlen, Tand und Fächer, Schirme, Stöcke, Fischgeräthe aller Art, Bogen, Spiele und mancherlei Anderes. Der Bericht ist sehr interessant geschrieben. Den einzelnen Gegenständen wird deren Geschichte vorausgeschickt, häufig so humoristisch, dass man in fröhlicher Stimmung und mit Genuss die Artikel von Anfang bis zu Ende durchstudirt. Besonders lustig sind die geschichtlichen Daten über Schirme, Stöcke, Schnupftabaksdosen und chemische Feuerzeuge; die Artikel sind mit Citaten aus der Bibel, den alten Klassikern und bekannten Dichtern gespickt.

Von den ausgestellten Essenzen, die zum Aromatisiren von Confitüren, Drops u. dergl. dienen, hat Hofmann einige analysirt ²⁾. Sie werden, um den Geruch besser hervortreten zu lassen, in alkoholischer Lösung, also verdünnt, auf den Markt gebracht und erwiesen sich bei der Untersuchung als Amylester; die am häufigsten ausstellte, das pear-oil ist essigsäures, das apple-oil valeriansäures Amyl wie von dem in grösster Menge ausgestellten pine-apple oil und Ananasöl, das zum Aromatisiren eines beliebten limonadeartigen Getränkes, des pine-apple-ale dient, bekannt ist, dass es aus butter-saurem Aethyl besteht. Die als cognac- und grape-oil bezeichneten Essenzen, die dem Branntwein Geruch und Geschmack des Cognacs verleihen sollen, konnten der geringen Menge wegen nur oberflächlich untersucht werden; sie lieferten bei Behandlung mit Schwefelsäure Amylschwefelsäure. »Es ist gewiss bemerkenswerth«, sagt Hofmann, »dass wir hier einen Körper, der wegen seines unerträglichem Geruches mit der grössten Sorgfalt aus dem Branntwein entfernt wird,

¹⁾ Der Bericht der Preisrichter über die gesammte Ausstellung führt den Titel: Exhibition of the works of Industry of all nations 1851. Reports by the juries on the subjects in the thirty classes into which the exhibition was divided. London 1852.

²⁾ Ann. d. Chem. 81, 87.

in veränderter Form wieder zur Aromatisirung desselben Getränkes verwendet sehen.«

In derselben Notiz wird auch der *Essence de Mirbane* gedacht, von dem verschiedene Proben ausgestellt waren, die sich alle als mehr oder weniger reines Nitrobenzol erwiesen.

Nach der Geschichte der Seifen und Parfümerien wird Geschichte, Darstellung u. s. w. der Kerzen abgehandelt, dann künstliches Elfenbein und Stiefelwixse und nach einander die ganze Reihe der schon aufgeführten und noch vieler anderer Gegenstände.

Von der Pariser Weltausstellung 1855 scheint Hofmann einen Bericht nicht verfasst zu haben; aber die *Rapports du Jury mixte international publiés sous la direction de S. A. J. le prince Napoléon, président de la commission impériale, zählen*¹⁾ unter den Jurymitgliedern der Klasse 18 (*Industrie de la verrerie et de la céramique*) neben Regnault, Péligot, Henri St. Claire Deville, v. Baumhauer u. A. auch le docteur Hofmann, l'un des rapporteurs du Jury à l'exposition de Londres 1851, auf.

Der leitenden Rolle, die Hofmann bei der nun folgenden Ausstellung 1862 in London zufiel, ist schon gedacht worden. Er hat da Geschäftsgewandtheit, Scharfblick, gesundes Urtheil, umfassendes Wissen, Fähigkeit, die Menschen zur Arbeit heranzuziehen, zu überzeugen und zu gewinnen, in so hervorragendem Maasse bethätigt, dass fortan keine Ausstellung in Europa mehr gehalten wurde, ohne seinen Rath, seine Umsicht, seine stete Hilfsbereitschaft in Anspruch zu nehmen und seinem, auf reicher Erfahrung gegründeten Urtheil den gebührenden Einfluss zu gewähren. Man könnte sagen, um einen von Hofmann oft gebrauchten Ausdruck zu benutzen: er war von da ab der chemische Juror und Reporter par excellence.

Der Jury von Klasse 2A, bei der Hofmann als Schriftführer fungirte, gehörten an Graham, Faraday, Warren de la Rue, W. Allen-Miller, Playfair, Redwood, Stenhouse, Frankland, Balard, v. Baumbauer, Kunheim, Piria. Der Bericht entwirft ein hochinteressantes Bild von den ausgestellten chemischen Producten und ihrer Fabrication; von S. 8—109 werden die anorganischen, von 109—138 die organischen behandelt, unter denen das Hauptinteresse die Anilinfarben in Anspruch nehmen, die hier zum ersten Mal an die grosse Oeffentlichkeit traten; der sie betreffende Theil des Berichtes ist oben eingehend besprochen.

Eine von Hofmann selbst durchgesehene Uebersetzung des Hofmann'schen Berichtes erschien im *Moniteur scientifique* (1863, S. 361 ff). Als Uebersetzer wird Emile Kopp genannt; in Wahrheit soll aber dessen Gattin Mme. Pauline, née Goldenberg, die Hofmann sehr verehrte (Nominativ und Accusativ sind in der dies-

¹⁾ Vol. II, S. 263.

bezüglichen Notiz des Hrn. Dr. Koppe nicht zu unterscheiden) die Uebersetzung geliefert haben.

Angesehene Vertreter der deutschen chemischen Industrie hatten sich Ende des Jahres 1872 an den Vorstand der Deutschen chemischen Gesellschaft gewendet mit der Bitte, ein Comité zu ernennen, das die Beschickung der Wiener Industrie-Ausstellung im nächsten Jahre vorbereiten solle. Man wählte die HH. Jacobsen, Kunheim, Scheibler, Wichelhaus und zum Vorsitzenden Hofmann. Die ganze Leitung der Abtheilung der deutschen chemischen Ausstellung lag in den Händen der chemischen Gesellschaft bezw. des erwähnten Comité's, und die Hauptarbeit fiel natürlich dem Vorsitzenden dieses Comité's zu.

Aufgabe des Comité's war es einerseits, die Vertreter der chemischen Industrie in Deutschland zu möglichst allgemeiner Betheiligung an der Wiener Weltausstellung zu veranlassen, andererseits das auszustellende Material übersichtlich zu ordnen, sowie es thunlichst imponirend und geschmackvoll aufzustellen.

Diese Aufgabe wurde denn auch, wie unter solcher Leitung nicht anders zu erwarten, in der wohlgelungendsten Weise gelöst: Die deutsche chemische Industrie war auf der Wiener Weltausstellung zum ersten Mal ihrer Bedeutung würdig vertreten und zeichnete sich durch Reichhaltigkeit und sachgemässe verständige Anordnung vor denen aller übrigen Länder rühmlichst aus.

Hofmann war Vorsitzender der Jury für die chemische Abtheilung. Mit der Ausstellung war aber die Ausstellungsarbeit keineswegs beendet. Hofmann wollte das dort gesammelte Material bleibend nutzbar machen; er unternahm es daher, einen Bericht in die Wege zu leiten, der nichts weniger als eine Geschichte der gesammten chemischen Technik der letzten Decennien bilden sollte. Zu dem Ende setzte er sich mit verschiedenen Fachgenossen in Verbindung, die je einen Theil zu bearbeiten übernahmen, in welchem sie die grösste Erfahrung besaßen. Die erschienenen Theile des Berichtes¹⁾ gaben vortreffliche Uebersichten über die behandelten Zweige unserer Industrie, um so mehr bedauert man, dass das Werk ein Torso geblieben ist.

Auch bei der Ausstellung wissenschaftlicher Apparate und Präparate im South Kensington-Museum zu London 1876 leitete Hofmann die Vorbereitungen für die Deutsche chemische Gesellschaft;

¹⁾ Bericht über die Entwicklung der chemischen Industrie während des letzten Jahrzehnts, im Verein mit Freunden und Fachgenossen erstattet von Dr. A. W. Hofmann, Professor an der Universität Berlin. Braunschweig bei Vieweg 1875/77. Autorisirter Abdruck aus dem aml. Bericht über die Wiener Weltausstellung 1873. Bd. III. Abth. 1. 1. und 3. Heft.

im Auftrag des königl. preuss. Ministeriums gab er sodann einen Bericht über diese Ausstellung heraus, bei dem ihn der Schriftführer des Comités, Dr. Biedermann, unterstützte¹⁾.

Bei der Ausstellung in Philadelphia 1876 trat die deutsche chemische Industrie, obwohl damals schon in mächtiger Entwicklung, hinter der maschinellen Technik weit zurück.

Noch weniger betheiligte sich die deutsche Industrie an der Pariser Ausstellung 1878; nur die deutsche Kunst war reichlich vertreten; ihre Ausstellung in den von meinem leider so früh verstorbenen, talentvollen Freund Lorenz Gedon aus München höchst geschmackvoll decorirten Sälen fand allseitige Anerkennung.

In Verfolgung von Hofmann's Thätigkeit bei den internationalen Industrie-Ausstellungen sind wir der chronologischen Ordnung vorausgeeilt; kehren wir zurück zum Jahr 1867, so fällt in dieses ein Ereigniss, das auf die Entwicklung unserer Wissenschaft in Deutschland grossen und nachhaltigen Einfluss ausüben sollte, nämlich die Gründung der Deutschen chemischen Gesellschaft. Die Einladung zur constituirenden Versammlung auf den 11. November 1867 ist unterzeichnet von A. Baeyer, L. Heffter, W. Kühne, C. A. Martius, A. Mitscherlich, A. Oppenheim, C. Scheibler, E. Schering, F. L. Sonnenschein, H. Wichelhaus. Baeyer eröffnete die Versammlung, indem er deren Zweck darlegte und erörterte, wie der Augenblick der bevorstehenden Eröffnung des neuen grossartigen chemischen Instituts besonders geeignet erscheine für die Gründung einer chemischen Gesellschaft, die, wie die grosse Zahl der erschienenen Fachgenossen — es waren etwa 100 der Einladung gefolgt — zeige, einem allseitig gefühlten Bedürfniss entgegenkomme. Danach übernahm Hofmann den Vorsitz in der constituirenden Versammlung. Anknüpfend an Baeyer's Worte schilderte er der Versammlung in lebhaften Farben, wie fruchtbar und segensbringend sich die Thätigkeit der Londoner chemischen Gesellschaft erwiesen habe, der er seit 20 Jahren angehöre; wie sich dieselbe aus kleinen Anfängen heraus zu einer hoch angesehenen und für die Wissenschaft wie die Technik gleich bedeutsamen Körperschaft ausgewachsen habe. Diesem Vorbilde sei nachzustreben. Der gegenseitige Gedankenaustausch in den Sitzungen werde nicht verfehlen, Anregung zu fördernden Studien und Forschungen zu geben. Nicht allein der Wissenschaft, auch der Technik würden die Bestrebungen und Leistungen des Vereins zu gut kommen. Er glaube, den zahlreich versammelten Fachgenossen die Versicherung geben zu können, dass sie dereinst auf diesen Stiftungs-

¹⁾ Bericht über die wissenschaftlichen Apparate auf der internationalen Londoner Ausstellung 1876. Braunschweig bei Vieweg 1878/81.

tag einer chemischen Gesellschaft in Berlin mit Befriedigung zurückblicken werden.

Die Geschichte unserer Gesellschaft — einen kurzen Abriss derselben verdanken wir Hrn. Wichelhaus¹⁾ — bietet ein Bild unglaublich raschen Wachsens und Gedeihens. Der Hauptförderer, man kann wohl sagen, die Seele der Gesellschaft, war Hofmann. Er bekleidete nicht weniger als vierzehnmal das Amt des ersten Präsidenten und elfmal das des Vicepräsidenten, das an seinen Träger, wenn das Präsidium in der Hand eines Auswärtigen liegt, kaum geringere Anforderungen stellt. Mit unvergleichlichem Geschick führte er das Steuer, mit Klugheit und Erfahrung die richtige Bahn einschlagend, mit Autorität und Liebenswürdigkeit die Gegensätze vermittelnd; seine geist- und humorvollen Vorträge bilden die Würze der Versammlungen, die Berichte über seine hochinteressanten Untersuchungen die Zierde der Vereinszeitschrift; seine Autorität lockt die Fachgenossen innerhalb und ausserhalb Deutschlands, die Ergebnisse ihrer Forschung in den Berichten der Gesellschaft zu veröffentlichen und, da diese Zeitschrift dem Chemiker mit jedem Jahr mehr unentbehrlich wird, der Gesellschaft beizutreten. So war es denn lediglich eine Pflicht der Dankbarkeit, dass die deutschen Chemiker, indem sie das Hofmann-Haus gründeten und der Deutschen chemischen Gesellschaft zur bleibenden Heimstätte überwiesen, deren Namen und den Hofmann's mit einem dauernden Bande umschlungen haben.

Schon 1868 war das neue chemische Institut, obwohl noch nicht ganz fertig, in Benutzung genommen worden. Die Eröffnungsfeier wurde am 15. Mai²⁾ des nächsten Jahres nachgeholt, an welchem sich, einer Einladung des Präsidenten folgend, eine grosse Anzahl einheimischer und auswärtiger Mitglieder der Gesellschaft in den Sälen und Galerien des neuen Instituts versammelte, um dieses in Augenschein zu nehmen. Zur Erhöhung der Feierlichkeit war da eine Ausstellung von wissenschaftlich interessanten chemischen Präparaten — z. B. A. Baeyer's Indol- und Mellith-Präparate, Stassfurter Brom und Derivate von A. Frank, künstliches Alizarin von Graebe, das Victoriagelb von Martius —, von Drogen und Producten der chemischen Industrie, von physikalischen und chemischen Apparaten arrangirt worden.

Der Präsident begrüßte die Mitglieder der chemischen Gesellschaft in dem grossen Hörsaale des neuen Instituts mit den Worten:

»Meine Herren!

Indem ich Ihnen in den Räumen des Berliner Universitätslaboratoriums ein freundliches Willkommen zurufe, erlauben Sie mir, dass

¹⁾ Ber. d. D. chem. Ges. 25, II, 3371 [1892].

²⁾ Ber. d. D. chem. Ges. 2, 223 [1869].

ich gleichzeitig dem Gefühl der Freude Ausdruck leihe, mit dem ich die Mitglieder der Deutschen chemischen Gesellschaft und die Gäste derselben, die Schüler des Laboratoriums, so zahlreich versammelt sehe.

Der heutige Tag ist in mehr als einer Beziehung ein für das chemische Institut unserer Hochschule bedeutungsvoller. Am 15. Mai des Jahres 1865 geschah der erste Spatenstich für den Neubau des Laboratoriums, und in der Woche, welche mit dem heutigen 15. Mai abschliesst, sind die letzten mit der inneren Einrichtung beschäftigten Arbeiter von dannen gegangen. Wir feiern also heute gleichzeitig den Jahrestag der Begründung und die frohe Stunde der Vollendung. Allerdings ist das Laboratorium bereits seit mehr als Jahresfrist in Thätigkeit, allein es war ein unerquickliches Provisorium, welches wir mit Freude zum Abschluss kommen sehen, eine Zeit des mit jedem Tage neu angefochtenen Besitzes, des kleinen Kriegs mit den Bauleuten, von denen die Räume, einer nach dem anderen, ich möchte fast sagen, erst erobert werden mussten. So ist es denn auch gekommen, dass wir eigentlich ohne Sang und Klang in die Hallen des neuen Tempels eingezogen sind. Keine höchsten und allerhöchsten Herrschaften, in deren Glanz wir uns bei dieser Gelegenheit hätten sonnen können, kein besterter Grosswürdenträger des Reichs mit seinen Räten, deren Gegenwart unserer Besitzergreifung das Siegel officieller Beglaubigung aufgedrückt hätte, kein blühender Kranz weiss gekleideter Jungfrauen, welche uns auf der Schwelle des Heiligthums entgegengetreten wären!

Für alle diese schmerzlichen Entbehrungen werden wir durch den festlichen Besuch der chemischen Gesellschaft und ihrer Gäste am heutigen Abend schadlos gehalten, und Sie fühlen daher, weshalb ich diesem 15. Mai eine so hohe Bedeutung beilege, insofern mir derselbe nicht nur die Begründung und Vollendung, sondern in gewissem Sinne auch die Eröffnung des schönen Instituts bezeichnet, in dem ich Sie nochmals willkommen heisse.«

Er schildert sodann in kurzen Zügen die Geschichte des neuen Instituts, die besonderen Schwierigkeiten, die der Errichtung des Instituts entgegen standen, hervorhebend: Beschaffung der nöthigen Mittel, Wahl und Erwerb der Baustelle, Anfertigung der Pläne und ihre Vertretung vor den Revisionsinstanzen — wer diese vergnügliche Arbeit einmal durchgemacht hat, dem presst die Erinnerung einen tiefen Seufzer aus —, Auseinandersetzung mit der Academie der Wissenschaften, der ein Theil der Baustelle gehörte, Schwierigkeiten, für deren rasche Ueberwindung den betreffenden Ministerialbeamten gebührend gedankt wird. Sodann hebt Hofmann die besondere Bedeutung des neuen Instituts hervor: nicht nur wird damit der Chemie und ihrem Einfluss auf die Entfaltung moderner Zustände die gebührende Anerkennung gezollt, sondern es inauguriert eine Aera liberaler staatlicher Fürsorge für die Naturwissenschaften überhaupt, wie

die theils im Bau begriffenen, theils geplanten Institute für Physiologie, Physik u. a. m. bezeugen. Nach einem kurzen Rückblick auf die Vertreter der Chemie an der Berliner Hochschule seit Anfang des Jahrhunderts werden die Kosten des Baues besprochen, der Plan des neuen Instituts erklärt und die Versammlung zur Besichtigung des Instituts eingeladen. An diese knüpft sich endlich ein Vortrag, in welchem die Vorlesungsversuche vorgeführt werden, die seitdem zum Gemeingut aller Experimentalchemie Vortragenden geworden sind.

Hofmann's eigene Arbeiten nahmen mittlerweile in mit jedem Jahr steigender Fruchtbarkeit ihren Fortgang; aus 1868 und 1869 seien besonders hervorgehoben die eingehenden Untersuchungen über Bildung und Verhalten der Senföle, sowie die höchst merkwürdige Beobachtung über die Dampfdichte des Dioxymethylens, die den erst lange danach durch Kekulé betretenen Weg zur Darstellung des reinen Formaldehyds zeigte.

Das Jahr 1870 beginnt mit dem schon erwähnten, überaus glänzenden Festmahl, durch das die chemische Gesellschaft ihrem ersten Präsidenten ihre Dankbarkeit und Verehrung bezeugte. An demselben nahmen die Koryphäen der Wissenschaft in Berlin in grosser Zahl, Minister, Staatsbeamte, Diplomaten verschiedenster Art Theil, beredete Toaste feiern die Verdienste des Ehrengastes und von allen Seiten bringen Briefe und Depeschen ihm die Huldigung der Fachgenossen dar. Hofmann ist vielfach gefeiert worden, aber schöner, glänzender und erhebender als durch dieses Festmahl vom 8. Januar 1870 wohl kaum.

Wer unter jenen Fachgenossen hätte wohl geahnt, dass noch in demselben Jahr die Kriegsdrommete durch die Lande hallen würde? Ihr Lärmen vermochte jedoch Hofmann's wissenschaftliche Arbeit nicht brach zu legen — der Naumann'sche Jahresbericht für 1870 führt nicht weniger als 30 grössere und kleinere Mittheilungen Hofmann's auf. Gleichwohl sagt Hofmann selbst, er sei in Folge des Krieges vor Aufregung ausser Stande zu arbeiten:

»Aus dem Kriegsjahre 1870.

10 Dorotheenstrasse. 7. August 1870.

Inter arma silent musae. Es ist mir nicht mehr möglich, meinen wissenschaftlichen Arbeiten nachzugehen. Untersuchungen, die mir vor wenigen Wochen noch vom Morgen bis zum Abend im Kopf herumgingen, haben alles Interesse für mich verloren. Statt im Laboratorium halt' ich mich bei Spargnapani¹⁾ auf, um Zeitungen zu lesen. Zu Hause sitz' ich bei offenen Fenstern, da-

¹⁾ Früher Conditorei Unter den Linden.

mit mir keine Bewegung unter den Linden entgehe, welche neue Nachrichten verkündet. Diese Unruhe ist aufreibend. Vielleicht gelingt es mir, sie einigermaassen zu beschwichtigen, indem ich es versuche, einige der persönlichen Eindrücke dieser merkwürdigen Zeit für das kleine Volk, welches um mich herumspielt, festzuhalten.

Seit der Kunde des ersten Sieges der deutschen Armee bei Weissenburg (4. Aug.) ist Berlin in einem Zustand der Aufregung, wie ich ihn nie zuvor gesehen habe. Diese Aufregung erreichte ihren höchsten Grad, als gestern Abend ein Telegramm einlief, welches meldete, dass im Laufe des Tages (6. Aug.) der Marschall Mac Mahon von der Armee des Kronprinzen geschlagen worden sei. Etwas später erfuhr man, dass gleichzeitig eine Division der Steinmetz'schen Armee die Spichern'schen Höhen bei Saarbrücken genommen und den General Frossard zum Rückzuge genöthigt habe. War das ein Leben unter den Linden! Im Nu waren alle Häuser erleuchtet und beflaggt. Wildfremde Leute schüttelten einander die Hände wie alte Bekannte.

Die heute Morgen vom Kriegsschauplatz eingetroffenen Nachrichten lassen keinen Zweifel, dass die errungenen Erfolge noch ungleich wichtiger sind, als die ersten Mittheilungen erwarten liessen. Mac Mahon scheint eine vollständige Niederlage erlitten zu haben. Unsere Armeen sind überall im Vormarsch. Für heute noch gegen Mittag ist die Ankunft einer Anzahl von Franzosen angekündigt, welche bei der Erstürmung von Weissenburg gefangen genommen worden sind. Sie sollten, so hörte ich, auf dem Potsdamer Bahnhof gespeist werden. Ich bemühte mich, eine Einlasskarte zu diesem interessanten Schauspiel zu erhalten, aber vergeblich.

Kurz vor diesem Luncheon besuchte mich Hr. Bancroft. Er war begeistert von den Erfolgen der deutschen Waffen: so ein Historiker, der hundert Schlachten beschrieben hat, setzt denn doch sich über die Schrecken des Krieges etwas leichter hinweg als wir anderen Sterblichen. Als ich ihm von den französischen Gefangenen erzählte, rief er: »Die müssen wir sehen. Es wird uns auch ohne Einlasskarten gelingen, hineinzukommen.« Ich war es zufrieden, und wir setzten uns sofort in Bancroft's Wagen, welcher vor der Thür stand. Wir waren aber, lange ehe wir den Bahnhof erreichten, genöthigt, auszusteigen. Nur mit Mühe gelangten wir durch das Gedränge hindurch bis in die Nähe des Einganges, wo eine Kette von Schutzleuten Ordnung hielt. Bancroft nannte dem Polizeileutnant seinen Namen. Der Officier bedauerte, dass er stricte Ordre habe, ohnê Karte keinen einzulassen. Der Amerikaner aber gab das Spiel so leicht nicht auf. Von Zeit zu Zeit erschienen Gesichter in den Fenstern des oberen Bahnhofsgeschosses. Jedesmal, wenn sich eines blicken liess, rief Bancroft mit Stentorstimme: »Ich möchte da hinein.« Natürlich alsbald homerisches Gelächter

und hundertstimmiger Ruf: »Ick ooch, ick ooch.« Mein Freund liess sich aber durch die Heiterkeit der Umstehenden nicht beirren, und seine Ausdauer wurde mit Erfolg belohnt. Ein Frauenkopf zeigte sich im Fenster, und wieder liess Bancroft seinen Ruf erschallen. »Sie sind es, Excellenz«, entgegnete eine weibliche Stimme, »ich werde gleich sorgen, dass Sie eingelassen werden.« Wirklich erschien auch alsbald ein Bahnbeamter, welcher, nachdem er mit dem Leutnant gesprochen hatte, uns einlud, ihm zu folgen. Nun ereignete sich noch ein ergötzlicher Zwischenfall. Beim Eintreten in das Stationsgebäude fühlte ich einen leichten Druck auf meinem Arm und finde zu meinem Erstaunen, dass sich ein nettes, junges Weibchen eingehakt hat. »Sagen Sie, ich sei Ihre Frau«, flüsterte sie mit einem bittenden Blick. Wir waren schon über die Schwelle, ehe es mir klar wurde, worum es sich eigentlich handelte, und als ich antworten wollte, war meine neue Frau bereits verschwunden. Ihren Zweck hatte sie aber erreicht, sie war glücklich mit hinein gekommen. Als wir in die Halle eintraten, war die Mahlzeit bereits in vollem Gang. An langen Tischen sassen fünf- bis sechs-hundert französische Soldaten verschiedener Waffengattungen. Es waren zumal Husaren, Chasseurs à cheval und Chasseurs à pied. Eine Anzahl ausdrucksvoller Gesichter bekundete den Süden Frankreichs. Ich hörte, wie eine junge Berlinerin zu der anderen sagte: »Sie sind aber wirklich gar so übel nicht«. Unter den Gefangenen befanden sich auch einige Turcos, welche ganz besondere Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Im allgemeinen sahen die fremden Herren garnicht niedergeschlagen aus, selbst einige Verwundete, welche den Arm in der Binde trugen, liessen es sich trefflich munden. Sie konnten aber auch in jeder Beziehung zufrieden sein, stand ja doch die Bewirthung unter Frau Lin a Morgenstern's persönlicher Oberleitung. Sie war es auch gewesen, welche vom Fenster aus Hrn. Bancroft erkannt und uns durch ihren Einfluss Zutritt verschafft hatte. Sie erschien sehr bald, um den amerikanischen Gesandten huldvollst zu begrüßen. Auch ich wurde von der interessanten Dame mit einiger Auszeichnung behandelt und bei dieser Gelegenheit mit 10 $\frac{1}{2}$ Thlr. für die Volksküche gebucht. Die Speisung hatte nachgerade einen recht convivialen Charakter angenommen. Bier wurde über den Durst hinaus verabreicht. Viele hiesige Herren hatten zwischen den Soldaten Platz genommen, welche von dieser gastlichen Behandlung nicht wenig erbaut schienen. Bancroft suchte mit den braunen Marssöhnen anzubinden. Die Unterhaltung wollte aber nicht recht in Fluss kommen. Glücklicher war ich mit einem Unteroffizier der Turcos. Sein Gesicht war minder braun und zeigte, obwohl er einen furchtbaren Schmiss über der Backe hatte, einen gemüthlichen Ausdruck. Ich redete ihn französisch an und

war nicht wenig erstaunt, als er mir im reinsten Elsasser Deutsch antwortete. Er erzählte uns, dass sein Regiment beim Ausschiffen in Marseille sofort in einen Eisenbahnzug verladen worden sei, um direct in's Feuer geführt zu werden. Er wisse kaum zu sagen, wie es gekommen sei, dass er sich ein paar Stunden später bereits auf dem Wege nach Berlin befunden habe. Die Unterhaltung wurde durch den Ruf der Trompete unterbrochen, welcher die Gesellschaft zum Aufbruche mahnte. Die Gefangenen sollen, wie ich höre, in Küstrin internirt werden. Mögen sie dort dieselbe freundliche Aufnahme finden, welche ihnen bei ihrer Durchfahrt durch Berlin geworden ist.

10 Dorotheenstrasse. 1870.

Gestern Abend ist James nach dem Kriegsschauplatz abgereist. Viele seiner medizinischen Kameraden haben sich als freiwillige Krankenpfeleger einschreiben lassen, und da wollte der wackere Junge nicht zurückbleiben. Obwohl in England geboren und zum grossen Theil erzogen, sodass er bei meiner Rückkehr nach Deutschland mit Bewusstsein die englische Nationalität optirte, liegen doch in diesem Kriege seine Sympathien unbedingt auf deutscher Seite. Wir haben ihn, Elise und ich, zur Bahn gebracht. Er reist in Begleitung einer Schaar von prächtigen Jünglingen. Die ganze Gesellschaft war in gehobener Stimmung, wie sie das Bewusstsein, einer edlen Sache zu dienen, hervorruft. Die Scheidenden unterhielten sich bis zum letzten Augenblick mit ihren Freunden und Verwandten, welche in dicht gedrängter Reihe längs des Zuges standen. »Auf Wiedersehen, auf frohes Wiedersehen«, erscholl es aus den Fenstern, als sich der Zug in Bewegung setzte. »Auf Wiedersehen«, brauste es über den Perron hin. Das klang so fröhlich und so zuversichtsvoll. Und so mag auch die Stimmung der Abziehenden gewesen sein. Die Zurückbleibenden aber schienen uns minder froh bewegt. Ich sah Viele, welche dem Zuge mit sorgenvollen Blicken nachschauten, und manche der anwesenden Frauen konnten eine Thräne nicht unterdrücken. Auch mir war es schwer um's Herz geworden.

Zwei Briefe aus Frankreich, welche die heutige Morgenpost mir brachte, waren nicht eben geeignet, die trübe Stimmung, die sich meiner gestern Abend bemächtigt hatte, zu beschwichtigen. In dem einen dieser Briefe schreibt mir Hr. A. Riché, Essayeur an der Pariser Münze, ein junger lebenswürdiger Chemiker, mit dem ich mehrfach in befreundeten französischen Familien zusammengetroffen bin, dass ein ihm nahestehender Officier, Hr. Constant Jaquinot, in der Schlacht von Reichshofen — so nennen die Franzosen die Schlacht von Wörth — gefangen genommen worden sei. Seine Angehörigen seien in grosser Sorge, man habe bisher keine

Kunde von ihm erhalten und befürchte, dass er verwundet sei. Hr. Riché bittet mich, wenn möglich Erkundigungen über den Verbleib des jungen Mannes einzuziehen, damit man ihm aus Frankreich Unterstützung zukommen lassen könne. Der andere Brief ist von meinem lieben, alten Freund Fred. Kuhlmann in Lille. Die schwarze Umrandung liess nichts Gutes erwarten. Kuhlmann's Schwiegersohn, General Colson, Chef des Generalstabes Mac Mahons, ist todt. Er fiel gleich am Anfang der Schlacht bei Wörth, an der Seite des Marschalls. Alle Anstrengungen der Familie, den Leichnam des Gefallenen aufzufinden, sind bisher erfolglos gewesen. Die junge Wittve ist in Verzweiflung. Kuhlmann fragt mich, ob ich vielleicht im Stande sei, von Berlin aus einige Nachforschungen innerhalb der deutschen Linien zu veranlassen.

Welch' ein furchtbarer Schlag für die Familie meines Freundes und zumal für die so plötzlich ihres Gatten beraubte junge Frau! Ich hatte Mademoiselle Ricca schon als kleines Mädchen kennen gelernt und mich jedes Mal gefreut, sie wieder zu sehen, wenn ich während vieler Jahre allherbstlich auf der Reise von England nach Deutschland einige Tage unter dem gastlichen Dach ihres Vaters weilte. Die lieblich erblühte Jungfrau hatte sich frühzeitig mit dem Obersten Colson in Paris vermählt. Im Weltausstellungsjahre 1867 besuchte ich das junge Ehepaar, von dem ich wie ein alter Bekannter aufgenommen wurde. Ich verkehrte vielfach in dem Hause. Der Oberst war ein prächtiger Officier. Ein wahrer Hüne von Gestalt, von martialischer Gesichtsbildung und in jeder seiner Bewegungen den vornehmen Mann bekundend, machte er durch sein gerades und wohlwollendes Wesen auf Alle, die ihm begegneten, einen gewinnenden Eindruck. Die freien, fast übermüthigen Lebensformen des Soldaten erschienen bei ihm wohthuend gemildert durch die im weltmännischen Verkehr angenommene feine Sitte. Colson war mehrere Jahre lang Militär-Attaché bei der französischen Gesandtschaft in St. Petersburg gewesen, wo er sich als persona gratissima in dem Kreise der besten Gesellschaft bewegt hatte.

Dieser Mann in hochansehnlicher, gesellschaftlicher Stellung, in sorgenfreier Lebenslage, der Mittelpunkt eines herrlichen Familien- und Freundes-Kreises, dieser Mann war plötzlich, einer der Ersten in diesem frevelhaft heraufbeschworenen Kriege, in der Vollkraft der Jahre dahingerafft worden!

Noch vor wenigen Wochen war ich bei einem ihm zu Ehren gegebenen Gastmahl sein Tischnachbar gewesen. Ein Gespräch, welches wir bei dieser Gelegenheit mit einander pflogen, will mir heute nicht aus dem Sinn. Zu Anfang Mai hatte ich Colson im

Hause seines Schwiegervaters in Lille getroffen, wo ich nach alter Gewohnheit die Rückreise von England auf einen Tag unterbrochen hatte. Ein glücklicher Zufall wollte, dass ich just zu einem schönen Familienfeste im Kuhlmann'schen Hause angelangt war. Man feierte die Uebersiedelung der Familie Colson von Paris nach Lille. Der Oberst war vor Kurzem zum General befördert worden und hatte eine wichtige militärische Stellung im Departement du Nord erhalten. Freund Kuhlmann war übergücklich, seine Tochter wieder in nächster Nähe zu haben. Bei dem opulenten Diner, wie sie bei solchen Gelegenheiten in dem Kuhlmann'schen Hause üblich sind, hatte man mir einen vortrefflichen Platz gegeben: ich sass Kuhlmann gegenüber, als Nachbarn hatte ich auf der einen Seite Madame Lamy, seine Tochter, die Frau des Chemikers, auf der anderen den General. Die Stimmung bei Tische war eine fast ausgelassene. Der Champagner floss in Strömen. Im Laufe der Unterhaltung sagte Colson zu mir: »Wir beabsichtigen, diesen Sommer Deutschland zu besuchen.« »Hoffentlich«, sagte ich, »dehnen Sie Ihre Reise bis nach Berlin aus, damit wir endlich einmal das Vergnügen haben, einen Zweig der Familie Kuhlmann in unserem Hause begrüßen zu können.« »Ob wir nach Berlin kommen werden, weiss ich im Augenblick noch nicht, aber wir hoffen es«, war die Antwort. Plötzlich hörte ich, wie mir Kuhlmann über den Tisch zurief: »Mon ami, le Général vous raille, ne l'écoutez pas.« Ich verstand ihn nicht. »Richten Sie sich jedenfalls so ein«, bemerkte ich Colson, »dass Sie vor oder nach den grossen Ferien in Berlin eintreffen, sonst werden Sie Niemand dort antreffen.« Wieder hörte ich Kuhlmann's Stimme: »Aber bester Freund«, rief er, mit dem Finger drohend, »verstehen Sie nicht, dass er von einer militärischen Promenade nach Deutschland spricht, und nun laden Sie ihn obendrein nach Berlin ein.« Jetzt ging mir allerdings ein Licht auf, aber es kam mir doch nicht in den Sinn, die Auslassungen des Generals für etwas Anderes als die Eingebung der übermüthigen Weinlaune des Augenblicks zu nehmen, fehlte ja doch auch jede Veranlassung, ihnen einen ernsten Hintergedanken zu unterlegen. Ich zögerte gleichwohl nicht, der Unterhaltung eine andere Richtung zu geben, welche Colson auch mit der liebenswürdigsten Unbefangenheit sofort aufnahm. Fast wollte es mich bedünken, als ob es ihm leid thue, sich nicht besser im Zaume gehalten zu haben.

Nach Tisch frug ich Dr. Geyger, der nicht weit von uns gesessen hatte: »Haben Sie meine Unterredung mit Colson angehört?« »Gewiss«, erwiderte er, »und ich war erstaunt, dass Sie garnicht merkten, worum es sich handelte. Den Erfolg der deutschen Waffen bei Sadowa verzeihen uns die Franzosen nicht. Mir ist schon mehrfach, aber viel unverblümter, französischer Besuch in Deutschland

angekündigt worden. Ich reagire nicht mehr auf solche Andeutungen. Uebrigens sind dieselben doch nicht so ernstlich gemeint. Es wird noch viel Wasser den Rhein herunterfliessen, ehe es die Herren Franzosen versuchen werden, uns eine Visite abzustatten.«

Freund Geyger's Auffassung hat sich nicht bewahrheitet, kaum sind mehr als drei Monate seit unserem Tischgespräch verflossen, und schon haben sie es doch versucht, allerdings auch nur versucht. Aber welcher furchtbare Contrast zwischen dem frivolen Scherz bei dem Gastmahl in Lille und dem bitteren Ernst auf dem Schlachtfelde von Wörth!

Heute ist es mir denn endlich auch gelungen, zu erfahren, was aus dem bei Wörth gefangen genommenen französischen Soldaten geworden ist, dessentwegen mir Riché geschrieben hat. Alle Bemühungen, Auskunft auf dem Kriegsministerium zu erhalten, wo die Namen sämmtlicher Gefangenen angemeldet werden, sind vergeblich gewesen. Unter den dort verzeichneten hat sich der Name Jaquinot nicht gefunden. Man sagte mir aber auf dem Bureau, wo ich mich erkundigte und wo man mir mit der grössten Bereitwilligkeit Auskunft gab, dass von den Verwundeten besondere Listen geführt würden. Ich begab mich daher zu dem Generalstabsarzt der Armee, Hrn. Dr. Grimm, der ja als Director der militärärztlichen Bildungsanstalten mein Chef ist, den ich aber bisher nur flüchtig gesehen hatte. Er empfing mich in der lebenswürdigsten Weise und versprach mir, sofort die nöthigen Erkundigungen einzuziehen. Wenn sich der junge Mann in einem deutschen Lazareth befindet, so lässt sich dies bis Morgen sicherlich erfahren. Als ich heute Morgen auf seinem Bureau im Kriegsministerium vorsprach, rief er mir gleich beim Eintritt entgegen: »Der Franzose, nach dem Sie suchen, ist gefunden. Er liegt, leicht verwundet, in dem Militärkrankenhaus in Mannheim. Sie können seinen Angehörigen die beruhigendsten Nachrichten zugehen lassen. Uebrigens hat er ihnen bereits selber geschrieben.« Ich war glücklich, meinem Freunde so erfreuliche Kunde geben zu können und sprach dem edlen Manne, der sich inmitten eines gewaltigen Geschäftsandranges und offenbar nicht ohne erhebliche Mühewaltung in einer ihm ganz fremden Angelegenheit so hülfsbereit gezeigt hatte, meinen herzlichen Dank aus. »Sagen Sie kein Wort«, erwiderte Dr. Grimm, »ich habe nicht mehr als Nächstenpflicht geübt, indem ich einer geängsteten Familie Nachricht von ihrem Sohn verschaffte. Aber glauben Sie mir, dieses Pflichtgefühl wird wunderbar geschärft, wenn man einen lieben Sohn und einen nicht minder lieben Schwiegersohn im Felde stehen hat.« Eine Thräne rollte dem greisen Mann über die Wangen.

Ich dachte an James.

Bei meinen Nachforschungen auf dem Kriegsministerium wegen des verwundeten Jaquinot hab' ich begreiflich auch zu erfahren versucht, wie man wohl dem armen Kuhlmann helfen können. Aber Niemand vermochte mir auch nur eine Andeutung zu geben. »Von Berlin aus«, sagte man mir, »kann in dieser Angelegenheit auch nicht das Mindeste geschehen. Irgend welche Nachforschungen können nur von dem Hauptquartier aus angeordnet werden, und die Herren dort haben eben Anderes zu thun, als sich darum zu kümmern, wo General Colson begraben worden ist.«

Nach dem Ergebnisse dieser Erkundigungen, welche mir auch von anderer Seite bestätigt wurden, schien nur wenig Aussicht vorhanden, etwas für die Familie Kuhlmann fertig zu bringen. Ich wollte aber gleichwohl nicht unterlassen, einen letzten Versuch zu machen. Wie ich die Frau Kronprinzessin kenne, durfte ich hoffen, sie für die traurige Aufgabe zu interessiren; auch zögerte ich keinen Augenblick, den nöthigen Schritt zu thun. In dem »Neuen Palais« bei Potsdam angelangt, frug ich nach Hrn. von Normann, den ich ersuchen wollte, mir eine Audienz zu erbitten. »Hr. von Normann ist abwesend, hat auch keinen Stellvertreter«, sagte der Diener, »allerdings nicht mit im Felde; er ist der einzige Herr, welcher bei der Frau Kronprinzessin zurückgeblieben ist, allein er ist auf einen Tag beurlaubt, und ich muss Sie daher selber melden. Sie müssen aber warten, bis Ihre Königliche Hoheit zurückkommt, sie ist bereits vor einer Stunde nach Potsdam gefahren und wird nicht lange mehr bleiben.« Ich wurde in einen kleinen Gartensalon geführt, und der Diener brachte mir die neuesten Zeitungen. Es gab viel zu lesen. Schon lagen eingehendere Berichte über den Tag von Mars-la-Tour vor. Die Einzelheiten sind geradezu haarsträubend. Seit Balaklawa hat kein ähnlicher Todesritt stattgefunden. Ich wartete zwei volle Stunden, bis die Kronprinzessin zurückkam, wurde aber alsdann auch sofort zur Audienz befohlen. Die hohe Frau war tief erregt. »Welch' grauenvolle Zeit«, sagte sie zu mir, »ich habe heute noch nichts Anderes gethan, als Wittwen und Waisen zu trösten versucht, von einem Hause bin ich nach dem anderen gefahren. Sie erinnern sich der Abendgesellschaft vor nur wenigen Wochen. Von all den prächtigen Officieren, die Sie damals sahen, ist kaum die Hälfte noch am Leben. Die Frauen, deren Männer verschont geblieben sind, beten, dass sie verwundet werden möchten, damit sie, für einige Zeit wenigstens, gegen Schwereeres gesichert seien.« Ich erzählte nun, was mich hergeführt hatte. Die Kronprinzessin hörte sehr aufmerksam zu. »Vielleicht bin ich im Stande, Ihren Freunden nützlich zu sein«, sagte sie, »jedenfalls will ich thun, was ich kann. Heut' Abend geht Hr. von Treskow direct nach dem Hauptquartier ab. Ich werde dem Kronprinzen

den Fall an's Herz legen. Er wird sich gewiss bemühen, Ihren Freunden beizustehen. Welche Schmerzen bringt dieser Krieg! Ein Vater, eine Tochter jammern um den Leichnam des Sohnes, des Gatten. Man glaubt sich in die Zeiten des Alterthums zurückserversetzt.«

Ich musste den Abend zum Thee bleiben. Das ist mir auch noch nicht vorgekommen: ich war der einzige Mann in einer Gesellschaft von acht bis zehn Damen. »Wie froh bin ich für Sie«, sagte die Kronprinzessin beim Abschied, »dass James nicht mit der Waffe dient.« Sie nennt ihn immer noch beim Vornamen.

Bei meiner Rückkehr fand ich die Abendzeitungen auf dem Tisch. Sie brachten schon die ersten Verlustlisten von Mars-la-Tour. Mit schmerzlichster Bewegung las ich unter den Gefallenen:

Rittmeister von Grimm von den Ziethen'schen Husaren.

Rittmeister Graf Westorp von den Garde-Dragonern.

Graf Westorp war der Schwiegersohn von Dr. Grimm. Also Sohn und Schwiegersohn an demselben Tage gefallen! Welche Schmerzen bringt dieser Krieg!«

Elise, deren Namen in dem vorstehenden Bericht Hofmann's erwähnt wird, ist Hofmann's dritte Gattin, eine Schwester der Frau Professor Buff in Giessen, geb. Moldenhauer, Geschwisterkind mit Hofmann's erster Frau Helene. Er hatte sie bei seinen Besuchen in Giessen kennen gelernt und trug sich wohl schon bei seiner Uebersiedlung nach Deutschland mit dem Gedanken, sie zu freien; die Verlobung erfolgte in den Weihnachtsferien 1865, die Vermählung im Frühjahr darauf. In den Herbstferien stellte er seine junge Frau den Verwandten in England vor. Aus Ledbury, Hatfield in Herefordshire, schreibt er am 26. Aug. 1866 an den Bruder Fritz:

... »Ich bin hier mit meiner Frau bei alten Freunden auf dem Lande. Herefordshire ist vielleicht die schönste englische Grafschaft. Wir machen täglich grosse Spazierritte in die Nachbarschaft dieses reizenden Landsitzes. Für einige Zeit ist ein solches Leben, namentlich wenn es einem bewegten Stadtleben folgt, eine grosse Erholung. Du kannst Dir denken, dass dieses Semester in Berlin ein ziemlich aufgeregtes war. Zum Schlusse wurde ich noch durch den Telegraphen nach Edinburg berufen, wo ich als Experte in einem grossen Process figurirt habe. Ich bin deshalb recht froh gewesen, das Geschäft auf einige Zeit zur Seite zu legen. Von hier gehen wir nach Westmoreland im Norden von England, wo wir mit Frau Wilson und Miss Shepley wieder zusammentreffen.

Du bist gewiss begierig zu hören, wie ich mit meiner jungen Frau zurecht komme. Ich kann Dir auf diese Frage die sehr befriedigende Antwort geben, dass ich nie in meinem Leben einen

glücklicheren Griff gethan habe. Wir leben in der grössten Zufriedenheit mit einander; sie ist mir eine wahre Helferin, und ich sehe mit der grössten Zuversicht der Zukunft entgegen.«

Elise war allerdings ein Bild von Gesundheit und Jugendfrische. Gleichwohl wurde Hofmann's Zuversicht zu nichte. Die junge Frau fing nach wenigen Jahren an zu kränkeln und welkte dahin wie ihre beiden Vorgängerinnen. In einem Briefe Hofmann's an Sir Fr. Abel heisst es:

.... »Meine liebe Frau befindet sich in einem kleinen Bade am Taunus, und ich habe sie während der Pfingstferien besucht; sie schien in der That minder leidend; ich schöpfe wieder Hoffnung.

Wohl sagen Sie, dass mir das Leben nicht ungetrübt dahingeflossen ist; aber bei allem darf ich nicht klagen, blicke ich doch auf eine lange Reihe von Jahren zurück, die mir des Guten viel gebracht haben. Wie manches schöne Verhältniss wurde mir nicht vergönnt, in England zu knüpfen. Zu diesen rechne ich auch mit Stolz und Freude die treue Freundschaft, welche Sie mir stets haben bewahren wollen.«

Die Hoffnung auf Genesung der Gattin war trügerisch; am 17. Oct. 1871 verschied Elise nach langem schwerem Leiden.

Noch hatte Hofmann den Becher des Leidens, den ihm das Jahr 1871 vorsetzte, nicht zur Neige geleert. Am 17. December des gleichen Jahres verlor er seinen ältesten Sohn James, den Sohn Helenen's, einen lebenswürdigen Jungen, dessen Begabung zu den schönsten Hoffnungen berechtigte. James hatte den grössten Theil seines Knabenalters in Darmstadt zugebracht, wo er bei einem dortigen Gymnasiallehrer, Dr. Kayser, erzogen wurde: soviel ich weiss, hat er später in Berlin das Gymnasium absolvirt. Er kam täglich in mein elterliches Haus, und wir hatten ihn Alle lieb gewonnen. Er studirte Medicin und inficirte sich in der Berliner Klinik mit Diphtherie, die innerhalb weniger Tage tödtlichen Verlauf nahm.

Im Jahre 1873 am 18. April starb Justus v. Liebig in München. Alsbald fasste man gleichzeitig in München und in Berlin den Plan, dem grössten deutschen Naturforscher ein würdiges Denkmal zu setzen; man erliess diesbezügliche Aufrufe und leitete Geldsammlungen ein. In Berlin stand Hofmann an der Spitze der Bewegung. Selbstverständlich wollten die Münchener ein Denkmal für Liebig nach München bekommen, während Hofmann wünschte, dass das Denkmal in seiner Vaterstadt, in der Stadt, wo Liebig seine epochemachenden Arbeiten ausgeführt, seine, die ganze Welt befruchtende Schule gegründet, seine unsterblichen Werke geschrieben, in Giessen errichtet werde. Man einigte sich nach längeren Verhandlungen für

München. Die Beiträge gingen von allen Seiten ein und in ziemlich grossen Summen. Hofmann agitirte mit unermüdlichem Eifer, zugleich wusste er die Ausführung des Denkmals derart hinauszuschieben, dass durch die Zinsen nach und nach die verfügbare Summe genügend angewachsen war, um zwei Denkmale, eines in München, ein zweites für Giessen, in Aussicht zu nehmen. Das Münchener Denkmal, von Michael Wagnmüller modellirt und nach dem frühzeitigen Tode dieses höchst begabten Künstlers von dessen Schüler W. Rümmer vollendet, wurde am 6. August 1883 enthüllt. Hier, wie bei der Enthüllung des von Schaper gefertigten Giessener Monumentes, am 28. Juli 1890 hielt Hofmann die Festrede; ebenso bei der am 31. Juli 1890, erfolgten Enthüllung des von Ferdinand Hartzler modellirten Denkmals für Wöhler in Göttingen¹⁾. Nach kurzem Bericht über die Entstehungsgeschichte des betreffenden Denkmals hebt er in musterhafter Klarheit und bündiger Kürze Leistungen und charakteristische Züge des zu Feiernden hervor; dann wird denen, die an der Beschaffung und Verwaltung der Mittel mitgewirkt, ein Wort des Dankes, dem Künstler huldigende Anerkennung ausgesprochen und das Denkmal der betreffenden Behörde übergeben.

Hofmann war als Agitator unvergleichlich; der ausserordentliche Erfolg der Sammlungen für diese Denkmale ist nicht ausschliesslich durch die in den weitesten Kreisen über die ganze Erde verbreitete Popularität der Namen bedingt, sondern zu nicht geringem Theil auch durch die unermüdliche Rührigkeit, das allgemeine Ansehen und die Beliebtheit Hofmann's herbeigeführt.

Noch schönere Denkmale errichtete Hofmann den chemischen Dioskuren in seinen classischen Nekrologen; Denkmale, welche die von Marmor oder Erz nicht nur überdauern, sondern auch darin übertreffen, dass sie weder von schwärzendem Staub oder wuchernden Pilzen, noch von des Frostes aufspaltender Gewalt zu leiden haben, daher weder geputzt noch eingehüllt zu werden brauchen, sondern allezeit und allerorts zugänglich bleiben und noch den spätesten Geschlechtern die getreuen Abbilder dieser chemischen Heroen in sprechender Aehnlichkeit und Lebendigkeit überliefern werden.

Liebig's Leben und Wirken schildert Hofmann in der Faraday lecture 1875. Nach Faraday's Tod stiftete die Londoner chemische Gesellschaft einen Preis, der in jedem dritten Jahre einem hervorragenden Vertreter der Naturwissenschaft verliehen wird. Der Preisträger hat in der Royal institution, dem Schauplatz von Faraday's vieljähriger, fruchtreicher Thätigkeit, in dem grossen Amphitheater, in dem Faraday's Stimme so oft die Geheimnisse der Physik und Chemie einem andächtig lauschenden Publicum erklärt hatte, über

¹⁾ Ber. d. D. chem. Ges. 16, II, 3103 [1883]; 23, III, 785 [1890]; 23, III, 829 [1890].

einen Gegenstand aus den von Faraday cultivirten Gebieten der Wissenschaft oder über das Leben und Wirken eines der berühmten Forscher auf diesen Gebieten einen populären Vortrag zu halten. Selbstverständlich wird in diesen Vortrag eine Huldigung für den genialsten englischen Naturforscher eingeflochten. Eingedenk der allgemeinen und internationalen Bedeutung der Entdeckungen Faraday's bestimmte die Gesellschaft, dass die Preisträger ohne Rücksicht auf Nationalität zu wählen sind. So hatte denn 1869 Frankreich die Ehre, den Reigen zu beginnen mit dem berühmten Begründer der Substitutionstheorie, Dumas, der in glänzendem Vortrag den Einfluss von Faraday's Lebensarbeit auf die Entwicklung der menschlichen Cultur schildert. Dann entwickelte 1872 Cannizzaro in der Faraday lecture seine Gedanken über die künftige Gestaltung des chemischen Lehrgebäudes.

Diesen ausgezeichneten Vorgängern folgt 1875 Hofmann mit einer Schilderung des Lebens und Wirkens von Justus Liebig¹⁾, die insofern ganz eigenartig ist, als Hofmann im Anschluss an eine schwungvolle und begeisternde, formvollendete und von Liebe und Dankbarkeit durchglühte Lebensskizze seines verehrten Lehrers seinen Zuhörern die wichtigsten der von Liebig bearbeiteten Stoffe in Substanz vorführt und deren Eigenschaften durch geeignete Experimente erläutert.

Nach Beendigung der Rede überreichte der Vorsitzende der chemischen Gesellschaft, Prof. Odling, unter den lebhaftesten Beifallsäusserungen der Versammlung dem Redner des Tages die in Palladium geschlagene Faraday-Medaille. Am nächstfolgenden Abend versammelte sich die Gesellschaft zu einem dem Faraday-lecturer zu Ehren veranstalteten grossen Bankett in den glänzenden Sälen von Willy's Rooms, an dem die grosse Mehrzahl der ausgezeichnetsten englischen Forscher, nahezu zweihundert Gäste theilnahmen. Odling brachte den humorgewürzten Toast auf den gefeierten Gast aus. Die ganze grosse Versammlung erhob sich und trank unter stürmischem Hurrahrufen auf dessen Wohl, und die Musikbande am unteren Ende des Saales spielte einen Triumphmarsch auf. Der Toast wurde, wie es dort heisst, with all the honours getrunken²⁾.

Im folgenden Jahre 1876 verlieh die Royal Society Hofmann die viel umworbene, von Wenigen erreichte Copley-Medaille, die höchste wissenschaftliche Auszeichnung, die sie zu vergeben hat, als

¹⁾ The life-work of Liebig in experimental and philosophical chemistry; with allusions to his influence on the development of the collateral sciences and of the useful arts. A discourse delivered before the fellows of the chemical Society of London in the theatre of the royal Institution of Great Britain, March 18th, 1875. Nekrologe I, 195.

²⁾ Aus dem Referat des Hrn. R. Gerstl, Ber. d. D. chem. Ges. 8, 443 [1875].

Anerkennung für seine zahlreichen chemischen Arbeiten, im Besonderen für seine Untersuchungen über die Derivate des Ammoniaks. Der Präsident der Gesellschaft, der berühmte Botaniker Hooker, weist in der die Verleihung verkündenden Rede auf den inneren Zusammenhang dieser Arbeiten hin, welcher derart sei, dass die vielen Entdeckungen doch als Frucht einer einzigen langen, zusammenhängenden Arbeit angesehen werden könnten. Er theilt Hofmann's Arbeiten in vier Abtheilungen:

1. Untersuchungen über das Anilin und die organischen Basen des Steinkohlentheers 1843/50;
2. Arbeiten über die Constitution der aus dem Ammoniak durch Substitution des Wasserstoffs durch Alkoholradicale gebildeten Basen 1850/51.
3. Untersuchungen über die Phosphorbasen und die zweiatomigen Basen;
4. Arbeiten über das Anilin und die Theerfarben.

Er hebt dann sehr geschickt, klar und übersichtlich die theoretische Bedeutung jeder dieser Gruppen hervor und schliesst mit den Worten:

Um die Bedeutung dieser Ergebnisse richtig bewerthen zu können, müsste man die ungeheure Menge der ihnen zu Grunde liegenden experimentell festgestellten Thatsachen umfassen, und diese Thatsachen bilden eine vollständige Sammlung von Documenten über einen Gegenstand, dessen Ausdehnung nicht ihres Gleichen hat in der Geschichte der Chemie.

Diese wiederholten Ehrungen von Seiten der englischen gelehrten Gesellschaften muss man als Beweise der ganz ausserordentlichen Beliebtheit Hofmann's in England auffassen. Die Engländer haben ihm nicht verdacht, dass er sich wieder seinem Vaterland zuwendete, sondern die grossen Dienste, die er in zwanzigjähriger Thätigkeit ihrem Lande geleistet, voll und ganz anerkannt und gewürdigt.

Ist in Liebig's Biographie, wie sie die Faraday lecture giebt, der Schwerpunkt auf plastische Darstellung der wissenschaftlichen Leistungen gelegt, so tritt in der meisterhaften Biographie Wöhler's die eigentliche Lebensschilderung mehr in den Vordergrund; sie wird mit eingehender Liebe behandelt; man sieht, der Verfasser ist mit ganzem Herzen bei seiner Aufgabe.

Auch durch Herausgabe des Liebig- Wöhler'schen Briefwechsels¹⁾ hat Hofmann seine Verehrung für die beiden unvergleichlichen Freunde

¹⁾ Aus Justus Liebig's und Friedrich Wöhler's Briefwechsel in den Jahren 1829—1873. Unter Mitwirkung von Fräulein Emilie Wöhler herausgegeben von A. W. Hofmann. Braunschweig bei Fr. Vieweg & Sohn, 1888.

bethätigt. Schon 1882, als Hofmann mit der Biographie Wöhler's beschäftigt war, stand ihm dafür dieser Briefwechsel zur Verfügung; er hat diese willkommene Quelle ausgiebig für das schöne Lebensbild, das er für die Berichte der Deutschen chemischen Gesellschaft lieferte, benutzt und darin manchen jener Briefe verflochten. Schon damals hegte er den Wunsch, dass die vollständige Briefsammlung, wie sie ihm vorlag, veröffentlicht werden möchte. Er war jedoch mit Arbeiten allzusehr überhäuft, um sich dieser Aufgabe zu widmen. Die Mitwirkung von Wöhler's Tochter Emilie ermöglichte es einige Jahre später, den hochinteressanten Briefwechsel weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Ich darf wohl voraussetzen, dass allen Lesern dieser Zeilen jener Briefwechsel, der in der That, was ihre Ankündigung verheisst, ein Bild der beiden Männer giebt, wie es die Hand selbst des geschicktesten Biographen nicht zu zeichnen vermöchte, hinlänglich bekannt ist.

Unterm 27. Juli 1870¹⁾ schreibt Wöhler: »Hofmann schreibt die Gedächtnissrede auf Magnus. Er wird wohl auch noch unsere schreiben, auch können wir uns keinen besseren Biographen wünschen.« Ueber den gleichen Gegenstand äussert sich Liebig²⁾ im Januar 1871: »Hofmann's Schilderung von Magnus ist ganz vortrefflich; wenn man das Alles, was unsere Freunde gethan haben, eine Reihe von Jahren gleichsam miterlebt hat, so verliert man die Schätzung des Umfanges ihrer Leistungen. Dieser Gedanke drängte sich mir auf, als ich Hofmann's Aufzählung von Magnus' Arbeiten las; ich hatte keinen Begriff mehr davon, wie viel und nach wie vielen Richtungen hin Magnus gearbeitet hat.« Wöhler erwidert³⁾ am 17. Februar 1871:

«Es freut mich, dass Hofmann's Schrift auch Deinen Beifall hat. Was Du darüber sagst, dass man nach einer langen Reihe von Jahren die Schätzung des Umfanges der Leistungen unserer Freunde verliert, ganz dasselbe hatte ich Hofmann in meinem Dankschreiben für seine Schrift, nachdem ich sie gelesen hatte, auszudrücken gesucht.»

Wöhler's Voraussage hat sich erfüllt.

Wie vielen anderen Freunden und Fachgenossen hat er noch die Gedächtnissrede geschrieben! Die »Berichte« führen vom Jahr 1869 bis 1892 nicht weniger als 51 Nekrologe aus Hofmann's Feder auf.

Manche derselben sind nur kurze Gedächtnissreden, mit denen Hofmann als Präsident der Gesellschaft den Hingang eines Mitgliedes verkündet; viele andere wieder ausführliche Biographien, und wir können Wöhler nur beistimmen, dass er einen besseren Biographen nicht finden konnte. Hofmann's Biographien müssen einfach als Meisterwerke bezeichnet werden.

1) Briefwechsel II., 294. 2) II., 306. 3) II., 308.

Lebensgang, Entwicklung, Charakter, wissenschaftliche Leistungen des Geschilderten treten uns mit voller Deutlichkeit entgegen, bis in die kleinsten Züge ausgeführt und doch zu einheitlichem Gesamtbild verschmolzen. Mit einer Beherrschung der Sprache, wie sie bei den Naturforschern nur sehr selten getroffen wird, weiss er immer den richtigen Ausdruck zu finden; lässt er jetzt seinen fröhlichen Humor spielen, so versteht er es nicht minder, an der richtigen Stelle ernste Accorde anzuschlagen. Auch wo der Gegenstand ihn zu rein sachlichen Erörterungen nöthigt, um wissenschaftliche Verdienste darzulegen, wird er nie einseitig und ermüdend. Mit eminentem Geschick ordnet er das chemische Material zu einem wohlgegliederten und übersichtlichen Bau, in welchem auch der kleinste Stein an rechter Stelle zur Geltung gelangt. Die Erörterungen über der Chemie ferner liegende wissenschaftliche Leistungen beweisen erstaunliche Belesenheit und Bewandertsein auf allen Gebieten des Wissens. Man denke z. B. an seine Besprechung der Arbeiten von Magnus auf physikalischem und physiologischem Gebiete, der mineralogisch-krytallographischen und politischen Thätigkeit von Quintino Sella u. dergl. m. Pietätvolle Verehrung der älteren, neidlose Anerkennung der Verdienste gleichaltriger Fachgenossen, warme Innigkeit der freundschaftlichen Beziehung muthen uns auf das Wohlthuedenste an; zugleich fesselt die farbenreiche Schilderung, die an Lebendigkeit noch dadurch gewinnt, dass Hofmann vielfach die Erinnerungen des eigenen Lebens in die Lebensbeschreibung der Freunde einflieht. Der Abschnitt Giessen z. B. der Biographie von Wurtz versetzt uns mitten in das eifrige Leben und Treiben des Liebig'schen Laboratoriums; er führt uns den Altmeister selbst vor in seiner Arbeit und wie er seinen anregenden Einfluss auf die aus aller Herren Länder ihm zuströmenden Schüler sowohl innerhalb als ausserhalb des Laboratoriums ausübt; wir sehen die Assistenten Fresenius und Will in ihrer emsigen Thätigkeit, unverdrossen lehrend und helfend im Kreis der Practicanten, wir nehmen Theil an den wissenschaftlichen Unterhaltungen der wissbegierigen Jugend und begleiten sie auf ihren Ausflügen in die reizende Umgebung der alten Universitätsstadt an der Lahn, die mit der Sachkenntniss und Wärme des eingeborenen Giessener Kindes geschildert wird.

Nicht umsonst hat Hofmann diesem Werke das Motto vorangesetzt:

Narrare la vita degli amici è revivere la propria gioventù.

Mit eingehender Liebe und behaglicher Breite giebt er sich dem Genuss der vor dem geistigen Auge aufsteigenden Bilder des eigenen Jugendlbens hin.

Wie schon erwähnt, besuchte Hofmann im Herbst 1851 in Gesellschaft von Graham Paris. Von dem Verkehr mit den dortigen Fachgenossen, mit Wurtz, Cahours, Regnault, Pélégot, den

Besuchen bei Chevreul, dem Gastmahl, das alle Pariser Koryphäen der Chemie bei Thénard vereinigte, excepté les deux, nämlich Laurent und Gerhardt, die als enfants terribles nicht zugezogen worden waren, von der Besichtigung der Münze und dem freundlichen Empfang in der liebenswürdigen Familie des Münzmeisters Pelouze entwirft Hofmann in der Biographie von Ad. Wurtz¹⁾ ein köstlich lebensvolles Bild, wie denn diese ganze Biographie ein Muster farbenreicher Lebendigkeit ist. Allemal wenn ich diese Biographie zur Hand nahm, um ein Datum nachzusehen oder über ein Erlebniss Hofmann's mich zu unterrichten, brauchte ich dazu mindestens eine Stunde, oft auch noch länger. Das ist Alles so fesselnd und so anmuthend geschrieben, dass man unwillkürlich in's Lesen kommt und fortliest, bis irgend eine äussere Störung dem Leser zum Bewusstsein bringt, was er ganz vergessen hatte, dass er etwas nachschlagen wollte. Aergerlich, an der Aufgabe, eine dieses Biographen würdige Biographie zu verfassen, verzweifelnd, legt man die Feder weg und erst in Folge einer mahnenden Anfrage des Collegen Jacobson wendet der Widerstrebende sich wieder der Pflicht zu, mit dem tröstenden Seufzer: *ultra posse nemo obligatur*.

Uebrigens hat auch Hofmann, und das gereicht uns weiter zum Trost, diese Nekrologe nicht aus dem Aermel geschüttelt, sondern denen gegenüber, die seine literarische Gewandtheit bewunderten, stets hervorgehoben, dass ihn diese Lebensbilder sehr, sehr viel Arbeit gekostet haben.

Noch haben wir nicht alle für Hofmann bedeutungsvollen Ereignisse des Jahres 1873 berührt. Am 11. August heirathete Hofmann die Schwester seines langjährigen Assistenten und Freundes, Bertha Tiemann; die Hochzeit fand zu Blankenburg am Harz statt. Diesmal fürwahr ein »glücklicher Griff«, denn die junge Frau besass nicht nur die geistigen Eigenschaften, welche die Gattin eines so strebsamen, fleissigen und productiven Gelehrten befähigt, dem Leben und Streben des Mannes das erwünschte Interesse entgegenzubringen, sie war auch körperlich gesund genug, um einem so bewegten und gastfreien Haushalt, wie ihn Hofmann liebte, vorzustehen und die Anstrengungen ohne Schaden auszuhalten, die ihr die unermüdete Thätigkeit des Gatten zumuthete. Er hat fast 19 Jahre lang in unge-trüb glücklichem Ehe mit ihr gelebt. Ich habe an anderer Stelle darauf hingewiesen, dass Hofmann, bei aller Anspruchslosigkeit und Einfachheit der Lebenshaltung, doch ein behagliches Heimwesen nicht entbehren konnte. Sie hat ihm dies geschaffen und damit nicht wenig zur Erhaltung seiner jugendlichen Frische, seiner bis zum Tode unver-

¹⁾ Ber. d. D. chem. Ges. 3, 851 [1870.]

minderten Schaffensfreudigkeit und Schaffensfähigkeit, seines unvergleichlichen Humors beigetragen.

Den sechzigsten Geburtstag Hofmann's durch einen Hofmann-Commers zu feiern, wurde in einer allgemeinen Studentenversammlung am 5. Februar 1878 beschlossen.

»Mit welcher Begeisterung dieser Beschluss von den Studirenden sämtlicher Facultäten der Universität und der Academie aufgenommen worden ist«, heisst es in dem Bericht über den Commers, »das beweist am besten die grosse Zahl der Festtheilnehmer, die sich am 7. März im Concertsaale der Reichshallen versammelten. Fünfzehnhundert Studirenden war es gelungen, an den Festtafeln einen Platz zu erobern; tausend anderen ist der Wunsch, an dem Feste theilzunehmen, unerfüllt geblieben. Der grösste, schönste Saal Berlins reichte kaum halb aus, die Zahl derjenigen zu fassen, die gekommen waren, dem verehrten Mann ein Zeichen ihrer Liebe und Hochachtung darzubringen. Eine grosse Zahl von Professoren und Vertretern der Institute und Corporationen, welchen der Gefeierte angehört, hatten an der Ehrentafel Platz genommen, während ein reicher Kranz holder Frauen, welche dicht gedrängt von allen Logen und Balconen auf die buntbewegte Versammlung im Saale niederschauten, dem Feste seinen schönsten Schmuck verliehen.

Seine Kaiserl. Hoheit der Kronprinz hatte den selbst geäusserten Wunsch, an dem Feste, das den Lehrer seiner erhabenen Gemahlin feiert, theilzunehmen, leider nicht ausführen können. Sein lebhaftes Bedauern sprach sich in einem an Se. Magnificenz den Rector der Universität gerichteten Glückwunschsreiben aus.«

Die Festrede auf das Geburtstagskind hielt der Schriftführer des Comités, stud. Sieg. Er begrüsst den Tag als langersehnte Gelegenheit für die studirende Jugend, den Gefühlen der Verehrung und Dankbarkeit, welche sie für den allgeliebten Lehrer im Herzen trägt, öffentlichen Ausdruck zu geben. Sodann wirft er einen Rückblick auf die Verhältnisse des chemischen Unterrichts in Berlin vor Hofmann's Berufung und preist die deutsche Gesinnung, die diesen veranlasste, seine ausgezeichnete Stellung in London aufzugeben, um seine Dienste dem Vaterlande zu widmen. Mit Hofmann sei die neue Chemie in Berlin eingezogen, der er in jahrelanger Arbeit, nach Ueberwindung von Schwierigkeiten aller Art in der Hauptstadt des neuen Deutschen Reiches einen würdigen Tempel erbaut habe. Allen Commilitonen sei er bekannt als Lehrer, als gütig berathender Helfer, als Freund der frisch aufstrebenden Jugend, als Förderer der Wissenschaft; sie ehrten sich selbst, indem sie einem solchen Lehrer Ehre erweisen. Auerkennung, Dank und Verehrung klingen endlich in einem urkräftigen Salamander aus.

Hofmann's Erwiderung ist voll köstlichen Humors. Nicht für das überreich gespendete Lob danke er, dieses sei ohnehin von Jedem, der die poetische Freiheit einer festlichen Anrede kenne, längst auf ein legitimes Maass zurückgeführt, wohl aber für das wohlwollende Verständniss für seine wissenschaftlichen und lehrenden Bestrebungen, das ihm in der Ansprache des Herrn Vorredners und in dem freudigen Zuruf entgegen getreten sei, mit dem die so zahlreich versammelten jungen Fachgenossen und Commilitonen aller Studiengebiete diese Ansprache begrüsst haben, spreche er seinen tiefgefühlten Dank aus.

Als die Delegirten in Frack und weisser Binde bei ihm erschienen seien, um ihn zu dem heutigen Commers einzuladen, habe er zuerst geglaubt, er solle zu einem Examen geladen werden. Nun — der an der Schwelle der Siebziger Stehende habe alle Veranlassung zu ernster Prüfung, wie er bis dahin mit dem ihm von der Natur verliehenen Pfunde gewirthschaftet habe. Es handle sich also in der That um eine Prüfung. »Nun wird Niemand behaupten wollen«, fuhr er fort, »dass ein Examen zu den Süssigkeiten des Lebens gehöre. Sie, meine jungen Freunde, haben bisher nur als Examinanden zu leiden gehabt, aber ich versichere Sie — und meine hier anwesenden Herren Collegen werden es bestätigen — wir Examinatoren sind gelegentlich auch nicht auf Rosen gebettet. Ich bin in der That immer noch im Zweifel, auf welcher Seite das Martyrium am grössten ist. Und nun denken Sie sich, meine Herren, wie dies denn doch offenbar bei mir der Fall war, Examinandus und Examinator in einer einzigen Person. Sie erlassen mir die Schilderung dieser peinlichen Prüfung und wundern sich nicht — denn die Menschlichkeit des Examinators ist ja anerkannt —, dass der Examinandus schliesslich, wenn auch mit einem einfachen Sustinuit durchgekommen ist.«

Sodann wirft Hofmann einen Rückblick auf seine Vergangenheit, die Studienzeit in Giessen, die Docententhätigkeit in Bonn, die Uebersiedelung nach London; aus dem hierzu ihm ertheilten Urlaub von 20 Monaten sei ein 20-jähriger Aufenthalt geworden; er zählt die zahlreichen hochbedeutenden Männer auf, mit denen er dort in freundschaftliche Beziehung getreten, die Vorzüge des grossstädtischen Lebens. Gleichwohl sei die Sehnsucht nach dem Vaterland ihm nie geschwunden. »Wer deutschen Hochschulen seine Bildung verdankt, wer, wenn auch kurze Zeit nur, auf einer deutschen Hochschule gelehrt hat, der behält sein ganzes Leben lang ein tiefes Heimweh nach dem geistigen Hochland einer deutschen Universität. Es habe zwar lange gedauert, aber endlich sei er doch wieder in das Vaterland zurückgerufen worden. Aus manchem Erlebniss dürfe er schliessen, dass es ihm gelungen sei, wieder warme Fühlung mit den jungen deutschen Fachgenossen zu gewinnen; aber das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit allen Gliedern der alma mater, mit den Commilitonen aller Studien

gebiete, mit der ganzen academischen Jugend, dieses berauschende, überwältigende Gefühl sei ihm erst in dieser Stunde unantastbares Eigenthum geworden.

Das alle Glieder der Universität umschliessende und zusammenhaltende Band sei das Streben nach Wahrheit; das stolze Bewusstsein der Genossenschaft eines so edlen Bundes danke er diesem köstlichen Augenblick.

An und für sich sei ja der Uebergang vom 59. in das 60. Lebensjahr nichts anderes, als der vom 58. in das 59., gleichwohl erwecke der Eintritt in ein neues Decennium ein eigenthümliches Gefühl der Wehmuth. Um sich über dieses hinauszuhelfen, habe einer seiner Freunde die Jahrzehnte eingetheilt in Sonnen- und Schatten-Seite; die ersten 5 Jahre bilden die Sonnenseite. In diesem Sinne wolle auch er den jetzigen Uebergang auffassen als einen Sprung aus dem Schatten der 50er in die sonnigen 60er.

Dieser Abschied von der Jugend falle ihm gleichwohl nicht leicht, sei doch die Jugend das köstlichste Gut. Er erinnert an die griechische Sage von Tithonos, dem die Götter ewiges Leben verliehen; aber Eos hatte vergessen, für den Geliebten auch ewige Jugend zu erbitten; so musste dieser zuletzt die Götter anflehen, ihn der unendlichen Schwäche des Alters zu entrücken; aus Mitleid verwandeln sie ihn in eine Heuschrecke.

»Glücklich, dreimal glücklich, wem noch der frische Born der Jugend sprudelt! Aber auch glücklich immer noch, wer selbst an der Pforte des Alters sich des lebendigen Verkehrs mit der beiteren Jugend noch freuen darf! Es giebt kein souveraineres Mittel gegen das Heuschreckenthum, als den Verkehr mit der Jugend.«

Die Rede läuft aus in ein Hoch auf die studirende Jugend: »Also Commilitonen, die wahre, die edle, die gottbegeisterte, goldene Jugend! Ihr ein donnerndes Hoch, ihr einen feurigen Salamander.«

Es folgen sodann noch mehrere Toaste, auch poëtische Verberrlichung des Festes fehlt nicht; zum Schluss führt der Bericht die Absender einer schier endlosen Reihe von brieflichen und telegraphischen Glückwünschen auf. Besonders gedacht wird eines freundlichen Schreibens der HHrn. Emilio Bechi und Gaetano Bencini in Florenz, die einem im Lignit von Siena aufgefundenen neuen Minerale zur Feier des Tages den Namen Hofmannit gegeben haben.

Im Spätherbst 1878 wurde Hofmann von einer äusserst heftigen Lungenentzündung befallen; am fünften Tage war er so gut wie aufgegeben. Die Genesung ging so langsam von statten, dass er während des ganzen Semesters keine Vorlesung mehr halten konnte. Aus dieser Zeit stammen einige Gedichte, betitelt »Gedanken eines Genesenden«; in hübschen Versen schildert er die Zweifel an dem Ausgang der Krankheit, den Trost, den das beruhigt blickende Auge des

Arztes bietet, die Sehnsucht nach Wiederkehr der Gesundheit, das langsame Hinschleichen der Tage und Wochen, die sorgsame Pflege, die ihm die treue Gattin und deren liebliche Schwester widmen, die Freude über das Wiedersehen des theuren Bruders Fritz und die Verehrung, die er für diesen hegt, das Entzücken über seinen kleinen Sohn »Walter Sonnenstrahl«, die Wonne des Genesens und des Genießens von Sonne, Luft, Wald- und Wiesen-Duft, die Freude über die herzliche Theilnahme der Freunde von Nah und Fern; daran reihen sich Grüsse an Miss Shepley, die Tante seiner zweiten Frau, die den Sohn Rosamunden's in Obhut genommen hatte, und Segenswünsche für diesen Sohn.

Das Dichten war nicht nur Schwäche in Folge der Krankheit, auch in gesunden Tagen hat Hofmann sich hin und wieder einmal auf den Pegasus geschwungen. Die Producte seiner Muse sind aber so persönlicher Natur, dass wir sie nur mit besonderer Erlaubniß des Adressaten einfügen dürften.

Das erhebende Gefühl der Zusammengehörigkeit mit der gesammten academischen Jugend, das Hofmann in seiner Commers-Rede gepriesen hatte, sollte bald auf eine harte Probe gestellt werden.

Für das Jahr 1880/81 war Hofmann Rector der Universität. In dem Bericht über das abgelaufene Studienjahr, welchem er, wie üblich, die Uebergabe des Rectorats an seinen Amtsnachfolger am 15. October 1881 vorausschickte, wird mitgetheilt, dass die Zahl der Studirenden so hoch gewesen sei wie nie zuvor, dass aber während dieses Jahres »ein ebenso unerfreulicher als wenig erwarteter Misston, der auch heute noch nicht ganz verklungen ist, die Harmonie des studentischen Verkehrs getrübt hat«.

Hofmann nimmt hier Bezug auf unangenehme Verhandlungen mit dem Verein deutscher Studenten, der im ersten Semester von Hofmann's Rectorat sich in Berlin anftun wollte. Da man von der heftigen Agitation dieser von Stöcker'scher Unduldsamkeit entflammten Antisemiten Spaltungen und Feindseligkeiten unter der Studentenschaft erwarten musste, so hatten Rector und Senat die Bestätigung der eingereichten Statuten verweigert und auch eine zweite und dritte Fassung der Statuten nicht genehmigt. Der Verein constituirte sich daher gegen Ende des Wintersemesters 1880/81 ohne Erlaubniß der Universitätsbehörde, lediglich auf Grund polizeilicher Anmeldung. Im Anfang des Sommersemesters war dann eine Spaltung des Vereins eingetreten; der grössere gemässigtere Theil fand unter dem veränderten Namen »Vereinigung der Studirenden an der Friedrich Wilhelms-Universität zur Pflege des Deutschthums« academische Bestätigung. Erst unter Hofmann's Nachfolger Curtius wurden auch die Statuten des Vereins deutscher Studenten, in welchem mittlerweile die antisemitische Tendenz hinter der nationalen an-

scheinend etwas zurückgetreten war, genehmigt. Ueber die Verhandlungen des Rectors mit den Delegirten dieses antisemitischen Vereins waren alsbald in den Zeitungen entstellte Berichte erschienen, woraus Hofmann Veranlassung nahm, nur mehr in Gegenwart eines Protocollführers mit den Delegirten zu verhandeln und deren Anerkennung des Protocolls durch Unterschrift zu verlangen.

Hofmann's Verhalten wird sehr verschieden beurtheilt. Die antisemitischen Heisssporne¹⁾ perhorresciren es als Vergewaltigung des national gesinnten Theils der Studentenschaft, während der unbefangenen Denkenden finden wird, dass Hofmann nur seiner Pflicht als Rector nachkam, indem er die Beschlüsse des Senates zur Ausführung brachte. Freilich wird Hofmann auch im Senat für die Beschlüsse, durch die man das Eindringen der widerlichen Judenhetze in die studentischen Kreise zu verhindern hoffte, die gewichtige Stimme des Rectors abgegeben haben; gehörte er doch zu den Unterschreibern der sogenannten Notablenerklärung, einer öffentlichen Einsprache gegen die seit dem Jahre 1878 namentlich in Berlin aufgekommene judenfeindliche Bewegung.

Wie die antisemitische Jugend über die politische Unfähigkeit dieser »Notablen«, zu denen auch Mommsen, Droysen, Scherer, Forckenbeck gehörten, den Stab bricht, könnte man fast komisch finden, wenn nicht die Parteiwuth, die es für national hält, die Edelsten der Nation zu beschimpfen, gar zu betrübend wäre.

Der Verein deutscher Studenten hat Hofmann sein Einschreiten nie verziehen. Nach den mir vorliegenden Notizen des Dr. Koppe, der angiebt, dass er selbst mit den Bestrebungen dieses Vereins sympathisire, hat der Verein sich von jeder zu Hofmann's Ehren veranstalteten Festlichkeit, ja selbst von seinem Begräbniss und der zu seinem Gedächtniss am 20. Juli 1892 veranstalteten Feier ferngehalten.

Hofmann's Rede zum Antritt des Rectorats²⁾ hat zum Thema: »die Frage der Theilung der philosophischen Facultät«; sie hat ihrer Zeit viel Staub aufgewirbelt, weniger wegen der Stellung, die der Redner zu dieser Hauptfrage nimmt, als wegen der nur nebenbei berührten Frage, die freilich mit dem Hauptgegenstand in nächster Beziehung steht, nämlich ob die Vorbildung, welche die Realschule

¹⁾ Vergl. z. B. H. v. Petersdorff: Die Vereine deutscher Studenten. Breitkopf & Härtel. 3. Aufl. Leipzig 1900.

²⁾ Die Frage der Theilung der philosophischen Facultät. Rede zum Antritt des Rectorats in der Aula der Friedrich Wilhelms-Universität zu Berlin am 15. October 1880 gehalten von Dr. August Wilhelm Hofmann. Zweite Auflage mit einem Anhang: Zwei Gutachten über die Zulassung von Realschulabiturienten zu Facultätsstudien, Se. Excellenz dem kgl. Minister des Unterrichts erstattet von der philosophischen Facultät der kgl. Friedrich Wilhelms-Universität in den Jahren 1869 und 1880.

erster Ordnung, das spätere Realgymnasium, gewährt, für das Universitätsstudium ausreiche; diese Frage wird von dem Redner auf Grund seiner langjährigen Erfahrung als academischer Lehrer auf das Entschiedenste verneint.

»Entspricht die philosophische Facultät«, so heisst es in der Einleitung, »in ihrer mannigfaltigen Gliederung, mit ihrer täglich wachsenden Mitgliederzahl, noch den Bedürfnissen der Zeit, oder empfiehlt sich, im Hinblick auf die Verschiedenheit der von ihr vertretenen Zweige des Wissens, eine Scheidung in zwei oder mehr Facultäten? Die Frage drängt sich jedem auf, der da sieht, welchen gewaltigen Aufschwung das Studium der inductiven Wissenschaften an der Berliner Universität, wie an allen anderen deutschen Hochschulen genommen hat, und welch' ein Conglomerat der verschiedensten Fächer in den Rahmen der philosophischen Facultät hineingepresst worden ist. Zwei deutsche Universitäten, Tübingen und Strassburg, haben aus der philosophischen zwei Facultäten gemacht, eine mathematisch-naturwissenschaftliche und eine philosophisch-historische, und an zwei anderen, in München und Würzburg, ist zwar die philosophische Facultät nicht geradezu getheilt, aber die jene heterogenen Wissensgebiete betreffenden Fragen werden in zwei Sectionen verhandelt, was so ziemlich auf das nämliche herauskommt wie die Theilung der Facultät. Die übrigen deutschen Universitäten sind diesem Beispiel nicht gefolgt, obwohl verschiedentlich über den Gegenstand verhandelt wurde.« Es werden nun die für und wider in's Treffen geführten Gründe eingehend erörtert, und dann kommt Hofmann auf die Vorbildung der Studirenden zu sprechen, die für den Universitätsunterricht insofern von höchster Bedeutung erscheine, als der Lehrer Form und Inhalt seines Vortrages dem durch die Vorbildung bedingten Verständniss seiner Schüler anpassen muss. Mangelhafte Vorbildung der Zuhörer nöthige also in den Voraussetzungen herabzugehen; dies muss aber unausbleiblich den Universitätsunterricht auf ein niedrigeres Niveau herabdrücken und damit den Verfall unserer deutschen Hochschulen, der glorreichen Mittelpunkte unseres Culturlebens, herbeiführen. Deshalb plaidirt Hofmann für das humanistische Gymnasium und die Beibehaltung der ungetheilten philosophischen Facultät: »Mit jeder Spaltung einer philosophischen Facultät wird Wasser auf die Mühle der Realschule getragen. Die mächtige Schutzmauer des Gymnasiums ist die geschlossene Phalanx der ungetheilten philosophischen Facultät«!

Die Frage, soweit sie die Vorbildung anlangt, hat für uns die actuelle Bedeutung verloren, nachdem die preussische Regierung für das Studium der Naturwissenschaften und die Zulassung zum Rigorosum das Realgymnasium und die neunklassige Realschule dem humanistischen Gymnasium gleichgestellt hat. Den Einfluss dieser officiellen Entscheidung auf das academische Studium muss die Erfahrung lehren. Für die Gymnasien darf man sich davon einen sehr

segsreichen Erfolg versprechen. Die Leistungen der Gymnasien sind — diese Erfahrung werden wohl die meisten academischen Lehrer gemacht haben — in den letzten Decennien entschieden zurück gegangen. Müssen wir doch wiederholt und wiederholt erfahren, dass auch die auf humanistischen Gymnasien vorgebildeten Schüler nicht im Stande sind, die Resultate der experimentellen Arbeit, die sie unter unserer Leitung angefertigt und tagtäglich mit uns besprochen haben, in einer auch nur einigermaassen erträglichen Form wiederzugeben. In der Regel muss die Doctordissertation bis sie »einreichbar« ist, so vielfach corrigirt werden, dass von der ersten Fassung, die ihr der Candidat gegeben, nicht mehr viel übrig ist. Aber schlimmer als der Mangel an Gewandtheit im Ausdruck und an Kenntnissen ist, dass ein grosser Theil der Schüler humanistischer Gymnasien ohne jedes wissenschaftliches Interesse, ohne Lust und Liebe an wissenschaftlichem Studium zur Universität kommt. Dieser Rückgang scheint aber gerade durch die Vorrechte des Gymnasiums veranlasst und bedingt. Die ausschliessliche Berechtigung des Gymnasiums zur Vorbildung für das Studium gewisser Berufe veranlasste eine Ueberfüllung fast aller dieser Schulen und führte ihnen sehr viele unberufene Elemente zu, die sich nur mit Widerstreben zu den humanistischen Studien bequemen, um nothdürftig das für die Prüfung unerlässliche Minimum von Kenntnissen zu erwerben. Dass das Mitschleifen einer solchen trägen Masse den geistigen Schwung der Schule lähmen muss, liegt auf der Hand. Andererseits führte eben der Umstand, dass Viele das Gymnasium besuchen mussten, für die eine mehr realistische Vorbildung zweckmässiger wäre, zu wiederholten Reglementirungen, die den altsprachlichen Unterricht zu Gunsten lebender Sprachen und anderer, unmittelbar verwerthbarer Unterrichtsgegenstände mehr und mehr einschränkten. Nun mag man über den bildenden Werth des altsprachlichen Unterrichts denken wie man will, so ist es doch pädagogisch nicht zu rechtfertigen und muss die Leistungen herabdrücken, wenn man einen Schüler neun Jahre lang mit dem Erlernen einer Sprache befasst, ohne ihm vollständige Beherrschung dieser Sprache als Ziel zu stecken.

Man darf wohl erwarten, dass das Gymnasium nach dem Schwinden seiner Vorrechte von der grossen Zahl derer, die sich ihm nothgedrungen zuwendeten, befreit, und dass den alten Sprachen wieder ihre frühere Bedeutung als Hauptgrundlage des Gymnasialunterrichtes zuerkannt werden wird.

Eine zweite Rede hielt Hofmann als Rector bei der alljährlichen Feier zum Gedächtniss des Stifters der Universität Berlin am 3. August 1881: »Ein Jahrhundert chemischer Forschung unter dem Schirm der Hohenzollern.« Sie bildet die Fortsetzung einer längeren, aber ein Jahr später am 2. August 1882 zur Stiftungsfeier der militärärztlichen Bildungsanstalten gehaltenen Festrede: »Berliner Alchymisten und

Chemiker; Rückblick auf die Entwicklung der Chemie in der Mark.« Diese schildert die Alchemisten und Alchemistinnen, die seit der Herrschaft der Hohenzollern in der Mark am Hofe und im Lande die Kunst der Goldmacherei betrieben, nach dem Stein der Weisen suchten und die Leichtgläubigen prellten, sowie auch diejenigen, die bis in die Regierung Friedrich's des Grossen hinein sich wissenschaftlich mit Chemie befasst haben. In flüchtigem Umriss, aber fesselnd und unterhaltend werden nach einander die Adepten Thurneisser, Künkel, Böttger, Caetano Ruggiero, Diesbach, Dippel, die Gelehrten Hoffmann, Stahl, Eller, Pott und Marggraf, ihr Leben, ihr seliges oder unseliges Ende dem Hörer vorgeführt, auch werden die Anfänge werthvoller chemischer Entdeckungen in deren Arbeiten gebührend hervorgehoben. In der Einleitung weist Hofmann darauf hin, dass er eine Fortsetzung seiner vorjährigen Festrede nach rückwärts geben, d. h. die Zeit behandeln wolle, die der im Vorjahre besprochenen vorausgehe. Die Letztere behandelt die Berliner Chemiker von Marggraf an bis zur Zeit, in der Hofmann auf den Lehrstuhl für Chemie an der Berliner Universität berufen wurde, also Marggraf und Acharde, die Begründer der Rübenzuckerindustrie, deren Büsten nach Hofmann's Tode an seinem Wohnhause, der Wohnung des academischen Chemikers, Dorotheenstr. 10, angebracht worden sind, ferner Hofmann's Vorgänger, Klapproth, Hermbstädt, Mitscherlich, H. Rose, G. Magnus.

Als Professor der Chemie an den Königl. Militärbildungsanstalten hatte er auch schon früher zur Feier des Stiftungsfestes dieser Anstalten, die Festrede gehalten, so am 2. August 1871. Das Thema lautete: Die organische Chemie und die Heilmittellehre. Anknüpfend an die medicinischen Erfahrungen im französischen Kriege behandelt er die Vortheile, die der Heilmittellehre aus der Entwicklung der Chemie, namentlich der organischen Chemie erwachsen sind. Es werden die verschiedensten Medicamente, vom Kirschchlorbeerwasser bis zum Chloralhydrat, besprochen, dann erörtert er die merkwürdige Veränderung der physiologischen Wirkung, die einige wohldefinierte Gifte dadurch erfahren, dass gewisse Elemente oder Radicale in ihre Zusammensetzung eingeführt werden, z. B. Morphin, Strychnin, Thebain durch Einführung von Methyl. Er vergleicht diese Aenderung mit der Farbenänderung, die in der gleichen Weise bei dem Rosanilin bewirkt wird. Er schliesst mit einem Ausblick in die Zukunft der Heilmittellehre und stellt dieser die Aufgabe, »die physiologische Wirkung, welche sie sucht, nicht mehr ausschliesslich durch Mischung in der Phiole des Apothekers, sondern durch chemischen Umbau des Heilmoleküls zu erzielen«. Welche Fortschritte in dieser, von Hofmann angedeuteten Richtung seitdem gemacht worden sind, ersieht man aus der Masse der tagtäglich von den chemischen Fabriken neu auf den

Markt gebrachten Medicamente, deren nicht wenige auf Grund bestimmter theoretischer Voraussetzungen hergestellt sind.

Hofmann hatte vielfach früher derartige Vorträge gehalten, die alle zu analysiren, zu weit führen würde¹⁾.

Noch sei erinnert an einen historischen Vortrag, den Hofmann vor der Naturforscherversammlung in Bremen im Jahre 1890 gehalten hat.

In dem Wesen der Naturforscherversammlungen war seit dem Jahre 1889 eine Veränderung eingetreten. Die nächste Veranlassung dazu war der grosse Ueberschuss (gegen 28000 *M.*), den die 59. Versammlung in Berlin ergeben hatte und den man nicht einfach den nächstjährigen Versammlungen zur allmählichen Aufzehrung überweisen wollte. Dazu kam die Erwägung, dass ein mit Kapital ausgerüsteter Verein denn doch mancherlei zur Förderung der Wissenschaft zu unternehmen vermag, was eine mittellose, periodische Versammlung unmöglich leisten kann. Es war daher schon in Berlin angeregt worden, die lose, periodische Versammlung in einen bleibenden Verein umzuwandeln. Dieser Gedanke, gelegentlich der beiden folgenden Jahresversammlungen in Köln und Wiesbaden wiederholt erörtert, wurde 1889 in Heidelberg zum Beschluss erhoben. Zum ersten Präsidenten des neuen Vereins war Hofmann erwählt worden; dies bestimmte ihn bei der nächstjährigen Versammlung in Bremen den Eröffnungsvortrag zu halten. Unmittelbar vor diesem hatte er als Vorsitzender dem Bürgermeister und dem ersten Geschäftsführer den Dank der Versammlung auszusprechen; eine Aufgabe, deren er sich mit der humorvollen Gewandtheit, die man an ihm gewohnt ist, entledigte.

»Der Eindruck, den Ihre Begrüßungsreden gemacht haben, ist Ihnen von der Versammlung mit Mund und Hand in einer Sprache ausgedrückt worden, die keines Commentars bedarf. Wir haben Ihnen ein Loblied ohne Worte gesungen, das Sie hoffentlich mit derselben Freude vernommen haben, mit der wir es angestimmt haben.« In

¹⁾ Remarks on the importance of cultivating experimental science in a national point of view; vor der Generalversammlung der Subscriberen des Royal College gehalten und abgedruckt in dem ersten Bericht über die Leistungen des College 1849. — On the importance of the study of chemistry, der siebente in einer Reihe von im South Kensington-Museum gehaltenen Vorträgen, die von dem »Science and art department of the committee of Council on education« veranlasst und unter dem Titel: Lectures addressed to teachers on preparation for attaining science certificates and the method of teaching a science class, London 1861, herausgegeben wurden. Der Band, in welchem sich Hofmann's Vortrag findet, enthält die Vorträge vieler Gelehrten klangvollen Namens aus anderen Fächern, Tyndall, Huxley, Smyth (Mineralogie), Lankester (Botanik), Ramsay, Ridden (Astronomie), Gottfried Kinkel (physikal. Geographie). — Vor der Royal institution of Great Britain hielt Hofmann am 11. April 1862 einen Vortrag über Anilin-Roth und -Violet. — Ein Vortrag »on Ammonia« wurde am 18. Juni 1858 vor der Chemischen Gesellschaft Londons gehalten.

dieser launigen Weise geht es weiter. Er habe den Herren Vorrednern noch besonders im Namen derer zu danken, die hier Vorträge zu halten haben. »Jeder Mensch«, sagt er, »ist mit einer gewissen Dosis — wie soll ich es nennen, Schüchternheit begabt — es giebt allerdings auch Ausnahmen —, und diese Schüchternheit kommt selbst einem alten Professor nicht vollständig abhanden, zumal wenn er in einen so prächtigen Saal tritt und wenn er vor einer so grossen Versammlung spricht, an die er nicht gewöhnt ist, insbesondere aber wenn er sich (auf die oben sitzenden Damen weisend) unter einem leuchtenden Sternenhimmel befindet, an den er ebenfalls nicht gewöhnt ist. Seine Befangenheit ist dann erklärlich, und man begreift, wie glücklich er ist, einer Versammlung gegenüber zu stehen, welche in einer guten Stimmung zum Hören ist. Und diese Stimmung, glaube ich, haben unsere Herren Vorredner uns verschafft. Und von dieser Stimmung, die ich in Ihren Augen lese, will ich gleich profitiren, indem ich meinen Vortrag beginne.« Das Thema war: »Einige Ergebnisse der Naturforschung seit Begründung der Gesellschaft.« In grossen Zügen giebt Hofmann Skizzen von den Fortschritten, welche die verschiedenen Zweige der Naturwissenschaften seit 1822, dem Jahre der Begründung der Naturforscherversammlung, aufzuweisen haben. Den Schluss macht eine humoristische Ausmalung des Themas »Sonst—Jetzt«, welche in launiger Weise die Erlebnisse eines 1822 zur Naturforscherversammlung von Bremen nach Leipzig reisenden Gelehrten schildert und das Bild einer Naturforscherversammlung im Jahre 1950 entwirft.

Wir waren in der chronologischen Folge bis zum Jahr 1881 gelangt. Mittlerweile hatten die »Berichte« alljährlich eine ganze Reihe von Experimentaluntersuchungen Hofmann's aus fast allen Gebieten der organischen Chemie veröffentlicht; ich erinnere nur an die Arbeiten über die Cyanverbindungen und was damit zusammenhängt, über die Isonitrile, die Unterscheidung und Trennung der verschiedenen Klassen von Aminen, Darstellung primärer und secundärer Phosphine, die Untersuchung der schönen Stoffe aus dem Holztheer, die Umwandlung von Piperidin in Pyridin, die Oxydation der Amine mit Brom und Alkali, die Aufspaltung natürlicher Alkaloide mittels durchgreifender Méthylirung, Veröffentlichungen, die zum Theil neue und werthvolle Methoden in die Bearbeitung organischer Substanzen einführen. Daneben erscheint ein nach Hunderten zählendes Heer von Arbeiten der Schüler des Berliner Instituts.

Die Ferien benutzt Hofmann zu Reisen; die Ostern treffen ihn und die Gattin des Oeftern in Italien; sie besuchen zusammen Spanien, Griechenland und den Orient. Die Reise nach Egypten und Jerusalem beschreibt Hofmann eingehend in der Biographie seines Freundes Wurtz, der als Vertreter Frankreichs die Feste zur Er-

öffnung des Suezkanals mitmachte; diese Gelegenheit benutzt Hofmann, um seine eigene Reise theilweise dem Freunde zu unterschieben. Im Jahr 1883 folgt Hofmann der grossartigen Einladung Henry Villard's, die zur Eröffnung der Northern Pacific-Bahn eine Anzahl von Koryphäen der Wissenschaft, Kunst, Literatur, Politik über den Ocean führte.

Diesmal hatte die Gattin zu Hause bleiben müssen, und diesem Umstande ist es zu danken, dass ein ziemlich ausführlicher Bericht über diese Reise vorliegt, denn Hofmann schreibt ihr fast täglich, tagebuchartig seine Erlebnisse zu Papier bringend. Die Einschiffung erfolgte am 15. August auf der »Elbe«, einem der grossen, mit raffiniertem Luxus eingerichteten Schnelldampfer des Bremer Lloyds. Vom Moment der Einschiffung ab geniessen die Geladenen die Gastfreundschaft des amerikanischen Eisenbahnkönigs. Hofmann schreibt am 16. August:

»Der Salon ist prachtvoll decorirt. In der Mitte erhebt sich ein Luftschacht, durch den der solchen Räumen beiwohnende Luftmangel ziemlich gehoben ist. Das Diner war im höchsten Grade opulent; was die Getränke anlangt, so waren für unsere Gesellschaft Bons gedruckt, auf welche wir nur unsere Wünsche zu notiren haben mit Namen und Nummer und sie sind sofort erfüllt.

So weit alles vortrefflich. Das Meer ist ruhig, das Schiff in stetigem Gang, und nichtsdestoweniger ist die elende Seekrankheit nicht ausgeblieben. Aber Schwamm darüber!

Ich habe einen vortrefflichen Schlaf gehabt; Gneist ist der lebenswürdigste Schlafgefährte; er ist von der See unangetastet geblieben. Aus diesem Grunde hat er die obere Stelle genommen, ich die untere. . . . Es steckt doch etwas von einem Abenteurer in mir, wie, glaub' ich, in allen Deutschen, und Du kennst das Wort: olim meminisse juvabit.«

In Southampton kamen weitere Passagiere, auch noch einige Gäste Villard's an Bord, darunter Georg von Bunsen. In der Nähe der Needles begegnete die »Elbe« der von New-York heimkehrenden »Fulda«. Hofmann schreibt darüber am 17. August:

. . . . »Kaum war der Braten servirt, als der Ruf erscholl: »Fulda in Sicht!« Alles stürzte auf Deck; es war ein prachtvoller Anblick, das Schwesterschiff der »Elbe«, reich mit Flaggen geschmückt, so flott und frisch, als ob sie von einer Spazierfahrt zurückkehre, hinter der letzten Needle hervorkommen zu sehen! Es war eine Gelegenheit, die ganze mannigfache Bevölkerung zusammen zu sehen, denn ich glaube, es fehlte Keiner auf dem Deck. Auch auf der »Fulda« war Alles lebendig, und ein grosser Augenblick war es, als sich diese nach vielen Hunderten zählenden Menschen mit einem donnernden Hurrah begrüsst. Wie flatterten die Tücher im Winde, wie wurden die Hüte geschwenkt, als die beiden

stolzen Schiffe an einander vorüber brausten! Das rein Menschliche verfehlt niemals seine Wirkung. Wir kannten ja Keinen auf dem anderen Schiffe und waren den Vorüberfahrenden ebenso fremd, aber wir fühlten mit ihnen die Wonne, nach durchmessennem Ocean die Küste Europa's zu schauen, und wer könnte daran zweifeln, das Wohlwollen der Menschen auf dem anderen Schiffe gehörte auch uns. — wir wünschten ihnen eine ebenso gute, sie uns eine bessere Fahrt, als sie gehabt haben.«

Das Leben an Bord gestaltet sich sehr munter. Die Aelteren kommen nach und nach in nähere Bekanntschaft; die junge Welt amüsirt sich nach Art der Jugend. Nach den Klängen einer aus den Stewards des Schiffes zusammengesetzten Kapelle wird schon Vormittags auf dem Deck fröhlich getanzt.

Am 18. August fängt das Wetter an sich zu ändern; Regenschauer treiben die Gesellschaft in die Kajüte, was das gegenseitige Kennenlernen begünstigt. Ausser mit den schon erwähnten Mitgliedern der Gesellschaft verkehrt Hofmann namentlich mit dem früheren Generalconsul Dr. Rud. Schleiden aus Hamburg, einem Vetter des berühmten Botanikers, mit Director Rose, mit dem durch Humor und schlagfertigen Witz ausgezeichneten früheren Reichstagsabgeordneten und verdienten Mitglied des bayrischen Landtags Dr. v. Schauss aus München, Oberst Xyländer, ebenfalls aus München, dem geistreichen Paul Lindau.

Das Wetter wird immer ungünstiger. Am 19. August heisst es:

August 19. 1883.

»Das war ein unerfreuliches Erwachen heute Morgen. Kein Zweifel, dass in der Nacht stürmisches Wetter eingetreten ist. Das war kein Wiegen mehr, sondern ein regelmässiges Herumwerfen von einer Seite des Lagers zur anderen. Das Aufstehen war ein Kunststück. Ich schätzte mich glücklich, als ich endlich auf dem gegenüberstehenden Sopha sass. Nun musste der Koffer unter dem Sopha hervorgeholt werden, da des Sonntags wegen grosse Toilette gemacht werden sollte. Dieser Anstrengung aber war ich offenbar nicht mehr gewachsen. Jede Kraftäusserung konnte die Krise beschleunigen. Ich rief daher unseren edeln Steward Fritz, der auf meine Anweisung den Koffer öffnete, und die nöthigen Vorbereitungen glücklich zu Stande brachte. Die Toilette gelang endlich in erträglicher Weise, aber nur im Sitzen, denn Stehen war nicht mehr möglich, die Schwankungen fingen an, auch im Sitzen unerträglich zu werden. Die Wellen fingen bereits an, über die Fenster hinweg zu schlagen, sodass es momentan ganz finster in der Kajüte wurde. Plötzlich öffnete sich das Fenster und eine mächtige Sturzwelle brach in den Raum. Da ich aber dicht an der Wand sass, so ging sie über mich weg, ohne mich zu treffen. Das Fenster wurde nun gehörig verschraubt, um solchen Eindringlingen künftighin

den Weg zu versperren. Aehnliches musste sich an anderen Theilen des Schiffes ereignet haben, denn es entstand ein Heidenlärm in den Corridoren und auch auf dem Deck. Die Mannschaft schien nach allen Richtungen die Hände voll auf zu thun zu haben.

Endlich kam der Entschluss zur Reife, auf das Deck zu kriechen. Wie aber dort hin gelangen, war doch der grosse Salon zu passiren. Dort wurde Station gemacht.

Der Anblick des Salons war im Uebrigen keineswegs ein beruhigender. Die Stühle, welche um die Tische stehen, sitzen auf Pfeilern, auf welchen sie sich um ihre Achse drehen. Es ist dies eine vortreffliche Einrichtung, welche das Platznehmen bei Tisch ungeheuer erleichtert. Heute aber waren diese Stühle auch ohne ihre Insassen in lustiger Bewegung, indem sie sich um die Wette um ihre Achsen drehten. Die 24 Lampen des Salons machten die stärksten Pendelbewegungen und ebenso die grossen Gestelle für Flaschen und Gläser, welche über jedem Tische hängen. Ich fühlte, dass ich an den Grenzen meiner Leistungsfähigkeit angelangt war, und zog mich eiligst in's Innere der Gemächer zurück. Nun folgten jammervolle Stunden, während deren mir die Verse durch den Sinn gingen, welche wir in den venezianischen Piombi lasen:

»Il pentirti, il lagnerti nulla ti giova
Ma del valore tuo fa vera prova . . .«

Hofmann's überaus gesunde Nerven hewähren sich auch hier. Der Brief schliesst: »Ich war froh, als am Abend die Uebersiedlung von dem Sopha nach der Koje glücklich gelungen war. Bald hatte mich trotz Wind und Wetter, die forttochten, der Schlafgott meinen Leiden entrückt.«

»Post nubila phoebus«, so beginnt die Aufzeichnung vom 20. August. Man erholt sich rasch; ausgezeichnete Verpflegung, sorgfältige Bedienung, angenehme Gesellschaft, anregende Unterhaltung machen die Fahrt sehr vergnüglich. Am 21. August heisst es:

»Eine Nacht, die nicht behaglicher gedacht werden kann. Gesunder Schlaf von dem Augenblick an, in welchem ich die Vorhänge der Koje geschlossen hatte, bis zum Dressing gong . . .« Dann wird weiter erzählt:

»Um 10 Uhr war eine Versammlung im Salon zusammen berufen, um zu berathen, in welcher Weise die Gesellschaft Hr. Villard ihre Dankbarkeit an den Tag legen könne. Es wurden verschiedene Vorschläge gemacht, aber Jeder wollte etwas Anderes. Ich glaubte in einer Sitzung der philosophischen Facultät zu sein¹⁾. Ein photographisches Album fand noch am meisten Anklang. Für

¹⁾ Ich hatte gedacht, es sei nur bei uns in Halle so. V.
Berichte d. D. chem. Gesellschaft. Jahrg. XXXV.

ein solches sprachen sich 20 gegen 10 Stimmen aus. Man kam eben nur zu dem Entschluss, die endgültige Beschlussfassung zu vertagen.«

Abgesehen von etwa 20 Stunden, während deren das Nebelhorn seine unheimlichen, markerschütternden Töne erschallen liess, blieb das Wetter günstig. Die Reisenden bewundern die Phosphorescenz des Meeres, die prachtvollen Lichteffecte, die Mond oder untergehende Sonne in dem die Fahrbahn des Schiffes bezeichnenden glitzernden Streifen hervorzaubern. Dann wird die Begegnung mit der »Werra«, dem damals grössten Dampfer des Lloyd, beschrieben, ferner ein Rundgang durch alle Räume des Riesenschiffes, unter Führung des Capitäns Willgerodt, der mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit alle Einrichtungen erklärt, endlich die Einfahrt in den Hudson, und der ungeheure Verkehr auf diesem mächtigen Fluss, sowie in den endlosen Strassen der Weltstadt. Der erste Tag in der neuen Welt, der Besichtigung der Stadt gewidmet, endet mit einem grandiosen Bankett, das Hr. Villard seinen Gästen im Union League Club gab; Hofmann hatte seinen Platz zwischen dem präsidirenden Hrn. Holmes und dem Senator Karl Schurz.

Nunmehr folgen die neuen Eindrücke einander so rapide, dass die Berichterstattung nicht mehr nachkommen kann. An Stelle der behaglichen Breite, mit der während der Schifffahrt auch das kleinste Erlebniss geschildert wird, tritt der Lapidarstil der Postkarte. Erst während der langen Eisenbahnfahrten wird wieder ausführlich berichtet, was uns freilich sonderbar vorkommt, denn in dem Eisenbahnzug zu schreiben, erscheint uns als eine Kunstleistung, die man erst extra einüben muss, um sie dann doch vielleicht nicht fertig zu bringen. Aber die sehr langen, schweren Wagen der amerikanischen Bahnen laufen sehr viel ruhiger als die unsrigen; auch waren Villard's Gäste nicht zu acht in einem Abtheil eingepfercht, sondern Jeder hat sein besonderes kleines Zimmerchen, das mit allen erdenklichen Bequemlichkeiten ausgestattet ist und des Abends durch den bedienenden Neger in einigen Augenblicken in ein behagliches Schlafzimmer verwandelt wird; zu gemeinsamem Gebrauch stehen im Zug Salons, Lesezimmer, Speisezimmer zur Verfügung. »Man lebt da wie in einem grossen Hotel«, schreibt Hofmann, »ich glaube, man würde garnicht müde werden, acht oder zehn Tage so zu leben.«

Am 29. Aug. bricht die Karawane auf nach dem Niagara, dessen Besichtigung ein ganzer Tag gewidmet ist. »Ich will Dir auch beichten«, heisst es von dort, »dass ich der Versuchung nicht widerstehen konnte, mich in Kautschuk wickeln zu lassen und unter die Fälle zu gehen.«

In Chicago wird die Gesellschaft von der deutschen Colonie jubelnd empfangen.

»Die Aufnahme, welche uns die Deutschen hier gewährt haben, geht über alle Beschreibung. Wenn man sich nach einer Strasse erkundigt, so geht der Gefragte gleich mit und unterwegs bleibt die Frage nicht aus: »Wollen Sie nicht eine Flasche Champagner mit mir trinken?« Es war dann schwer wieder loszukommen. Der einzige Ausweg war eine Vertröstung auf einen Besuch bei der Rückkehr. Bunsen und ich stiessen auf einen deutschen Baron, der allerdings stark angetrunken war. Er bot seinen Champagner in so dringender Weise an, dass wir einen Augenblick fürchteten, er würde seinen Revolver ziehen. Mich hatte besonders ein Dr. Mahla in's Herz geschlossen, ein prächtiger Mann, der eine chemische Fabrik in Chicago besitzt. An einer Stelle fielen zwei wohlgekleidete Leute, in denen wir Handwerker erkannten, den Pferden in die Zügel, indem sie erklärten, sie müssten den deutschen Gästen die Hand drücken. Als wir Berlin als unsere Heimath nannten, rief der Eine: »Berlin, das ist ja die Hochschule der Tischlerei.« In Eile erzählte er dann, wie er vor 11 Jahren herüber gekommen, mit einer kleinen Schuldenlast anfangend, sich heute durch die Herstellung von Fensterrahmen ein Vermögen von 40000 Dollars erworben hätte!

Abends um 7.20 fuhren wir von Chicago ab, auf dem Bahnhof fanden wir schon einen Theil des Empfangs-Comités von St. Pauls, welches uns die 300 Meilen entgegengefahren kam. Sie hatten eine ganze Ladung Champagner mitgebracht, und nun begann eine unglaubliche Kneiperei während der Nacht. Die ganze Gesellschaft sass in Hemdärmeln und sang deutsche Lieder, bis die Stimmen versagten. Ich hatte mich sehr früh zurückgezogen, aber das Gebrüll drang bis in meine Schlafzelle. Einige von der Gesellschaft sind auch bereits invalide. Ich esse sehr mässig, nicht selten überschlage ich eine Mahlzeit ganz und gar und bin auch sehr vorsichtig im Trinken, obwohl von Zeit zu Zeit ein Glas Champagner bei der furchtbaren Hitze und bei dem ewigen Sprechen gut bekommt. Bis jetzt hat mich keine menschliche Schwäche übermannt. Ich fühle mich so frisch und froh, wie ein Fisch im Wasser. Auf der ganzen Fahrt hat mir noch kein Finger weh gethan. Nun sind allerdings die Finger auch weniger in Gefahr, als der Magen.

Hier will ich anführen, dass ich mit zwei höchst liebenswürdigen Leuten bekannt geworden bin, welche mich mit Freundlichkeit überhäufen, nämlich Karl Schurz und Gustav Schwab. Ersterer ist einer der hervorragendsten Männer der Vereinigten Staaten, den nur seine Geburt in Deutschland verhindert, als Candidat für die Präsidentschaft aufzutreten. Letzterer ist ein prächtiger, süd-deutscher Gemüthsmensch, ein würdiger Sohn seines Vaters.

Doch ich muss den Faden der Reiseerzählung wieder auf-

nehmen. Morgens um 9 Uhr kamen wir in St. Pauls an, einer Stadt von 100000 Einwohnern. Himmelhohe Gebäude überall, die Strassen sind elektrisch beleuchtet, aber noch ungepflastert, dass man eigentlich nur mit Wagen durchkommen kann. Von dem Leben, welches sich hier abspielt, ist es schwer, einen Begriff zu geben. Hundert Wagen standen am Bahnhof bereit. Sowie Einer aus dem Coupé ausstieg, wurde er von kräftigen Armen gepackt und nach einem Wagen geführt, welche hier Buggy genannt werden. Ich gerieth in die Hände eines noch jungen Mannes von vielversprechendem Aussehen, und in wenigen Augenblicken sassen wir in einem eleganten Buggy, welches mit ein paar prächtigen Füchsen bespannt war. Zunächst wurde ich in eine Decke eingehüllt, wogegen ich mich bei der enormen Temperatur etwas sträubte, ich merkte aber bald, dass dies hiesiger Gebrauch ist, und dass es auch absolut nöthig ist, denn sonst würde man über und über mit Koth bespritzt werden. Mein Gastfreund in St. Pauls heisst Bohn, er ist der Sohn eines einfachen Zimmermanns in dem Dörfchen Bebra. Er hat eines der grössten Baugeschäfte, welches in dem morgen zur Aufführung gelangenden Festzuge durch 12 grosse Wagen vertreten sein wird, auf welchen sein Geschäft auf dem ersten Wagen die eben gefällten Baumstämme, auf dem letzten das fertige Haus zur Anschauung bringen wird. Wir fahren durch die Strassen der Stadt, in jeder derselben erhebt sich ein Triumphbogen, die Häuser sind mit Guirlanden und Flaggen geschmückt. Sogar die Wagenpferde tragen auf der einen Seite die Reichsfahne, auf der anderen das Sternenbanner en miniature.«

Von St. Pauls geht die Reise weiter nach Westen über Minneapolis, Minnetonka mit dem schönen See gleichen Namens, Fargon, Bismarck in Dacota, Billings, Gray Cliff, Helena (Montana) nach Gold Creek, wo am 8. September die Eröffnung der Northern Pacific stattfand, die Hofmann freilich nur kurz erwähnt:

Point am Pend d'Oreille, Sept. 9.

»Der gestrige Tag ist glänzend verlaufen. Alles ist nach Wunsch gegangen, Gold Creek ist wundervoll gelegen. Die Vorrichtungen waren höchst gelungen. Menschen aus der ganzen Umgegend auf Hunderte von Meilen waren herbeigeströmt. Es herrschte ein grenzenloser Enthusiasmus, trotz der fast endlosen Reihe endloser Reden, welche ich leider gezwungen war gleichfalls zu vermehren. Die Menschenmenge war aus den verschiedensten Nationalitäten zusammengesetzt. Neger, Chinesen, Indianer, Europäer und Amerikaner. Die Northern Pacific ist nunmehr eingeweiht, der Zweck unserer Amerikafahrt erfüllt.«

Die Brücke über den Snake River war noch nicht fertig, deshalb werden die Wagen auf grossen Dampffähren übersetzt, dann

geht es weiter nach Portland, dem Endpunkte der Northern Pacific. Von da berichtet Hofmann:

»Die Gasthöfe in Portland sind nicht im Stande gewesen, die grosse Anzahl der Gäste zu fassen. Viele sind daher in Privatlogis einquartirt. Ich wohne zusammen mit Paul Lindau in dem Landhaus eines Hrn. Bacon. Der Mann ist vor etwa 40 Jahren mit einem Gespann Ochsen über die Prairie gekommen, um sich hier niederzulassen; heute hat er ein Vermögen von $\frac{1}{2}$ Million Dollar. Das Haus ist auf das Eleganteste eingerichtet, aber Diener scheinen diese Leute nicht zu halten, einen dienstbaren Geist habe ich bisher noch nicht gesehen. Die Thür wird entweder von Mr. oder Mrs. Bacon aufgemacht. Wir bekommen auch nichts zu essen im Hause, sondern müssen nach einem deutschen Restaurant gehen, selbst um eine Tasse Kaffee zu erhalten. Ich bin auf der Reise etwas näher mit Paul Lindau bekannt geworden, der ein recht angenehmer und interessanter Reisegefährte ist. Er hat mir heute einen seiner Feuilleton-Artikel vorgelesen, welche in der National-Zeitung publicirt werden. Ich würde Dir rathen, diese Zeitung zu lesen. Lindau ist ein ausgezeichnete Clavierspieler, heute hat er mir den ganzen Nachmittag vorgespielt, was ich eben wollte. Er spielt nur aus dem Gedächtniss, aber ganze Opern.

Wir leben hier wie die Vögel im Hanfsamen. Die Droschken auf der Strasse sind sämmtlich den Gästen zur Disposition gestellt. Das »Sesam thue dich auf« ist in diesem Falle das Wort: Northern Pacific oder Mr. Villard. Wenn man Jemand einen Augenblick ansieht, so ladet er einen zum Dinner. Heute ass ich mit Hrn. von Chapeau Rouge bei einem Hrn. Oldendorf, dessen Frau eine charmante Dame, die Nichte von Uhland und Justinus Kerner ist. Er selbst war früher Unterrichtsminister der argentinischen Republik, wurde aber vertrieben, verlor sein Vermögen und fing hier als Nothhüsler wieder an, ist bereits wieder ein reicher Mann.«

Den Weg von Portland nach Dacota und Puget-Sund erklärt Hofmann für den interessantesten der ganzen Reise. Auf der Eisenbahnfahrt hat man erst links die klaren Wasser des mächtigen Columbia-Stromes, dann zur Rechten den nördlichen Theil des schneebedeckten Cascadegebirges, dessen höchster Gipfel, der Mount Rainier oder Tacoma, fast unmittelbar aus der Ebene bis zu 4400 m, also höher als die Berner Jungfrau, aufsteigt. Hofmann vergleicht ihn mit den Dreizinnen bei Ampezzo; erst in der Nähe des Sundes schwindet der Ausblick auf das prachtvolle Alpenpanorama. Bei Tacorna wartet bereits die »Queen of the Pacific«, die gewöhnlich zwischen Tacorna und St. Francisco fährt, die Gesellschaft an die schönsten Punkte des Puget-Sundes, einer langgestreckten und weit in das Land einschneidenden Bucht des Stillen Oceans, zu führen. »Das Schiff ist fast so gross wie die »Elbe«,

schreibt Hofmann, »aber noch weit eleganter. Der Luxus ist ein wahrhaft frevelhafter. Was mich besonders interessirte, ist, dass das ganze Schiff elektrisch beleuchtet ist. Der Speisesaal strahlt in einem Meer von Licht, aber auch in jeder Cabine ist eine Glühlampe, die erst Morgens ausgelöscht wird«.

In New York war man am 28. August abgefahren, am 15. September wird wieder die Richtung nach Osten aufgenommen. Zurück nach Portland, wo die Gesellschaft die gleiche Gastfreundschaft findet, wie auf der Reise nach Westen, dann geht es den Columbia-River hinauf zu Schiff und bei Watt-Wells wieder auf die Northern Pacific. Von Livingstone aus macht der grössere Theil der Reisegesellschaft einen mehrtägigen Ausflug nach der ausgedehnten und grossartigen Alpenlandschaft des Yellowstone-Parks, die in der 9500 Fuss hohen Pyramide des Macdonald Peak ihren Höhepunkt erreicht. Den Gipfel dieses Berges, dem man schon sehr nahe gekommen, zu erreichen, wird Hofmann dadurch abgehalten, dass er einem Reisegenossen, der in gänzlicher Erschöpfung liegen bleibt, zurückhelfen muss. Aus der ausführlichen Beschreibung dieser Expedition füge ich das Ende hier ein, als Zeugniß der erstaunlichen Leistungsfähigkeit des damals doch schon Fünfundsechzigjährigen:

»Der Yellowstone-Park ist interessanter, als schön. Wer von Toblach an dem Missurina-See vorbei nach Cortina und Pieve di Cadore gegangen ist, hat auf dem einen Wege mehr Schönes gesehen, als der Yellowstone-Park auf seinen hundert Quadratmeilen aufzuweisen hat.¹⁾ Aber interessant war die Tour, zumal auch wegen der Form des Reisens und wegen der Strapazen, welche auszuhalten waren. Ich habe bei dieser Gelegenheit die angenehme Beobachtung gemacht, dass ich noch etwas aushalten kann. Zunächst wurde die Reise zu Pferde gemacht, und ich war während 4 Tagen durchschnittlich 30 Meilen im Sattel, und wenn eine Ebene erreicht wurde, setzte sich alsbald die ganze Gesellschaft, Karl Schurz an der Spitze, in gestreckten Galopp, an den man sich übrigens schnell gewöhnt. Bei Tage war das Wetter sehr heiss, die Nächte furchtbar kalt. Wir campirten in Zelten unter Decken, aber es war selbst in den Zelten Alles gefroren.

Sir James Hannan, den Du von der Expedition auf den Macdonald Peak her kennst, schlief mit mir in demselben Zelte. Er ist noch ein wenig unpässlich und hatte eine grosse Tasse Milch am Bette stehen; sie war am Morgen vollständig gefroren. Als ich

¹⁾ Die heissen Quellen und Geysir des Nationalparks waren damals wohl noch nicht zugänglich; Paul Lindau beschreibt deren zauberhafte Pracht und Schönheit in enthusiastischen Zügen; ebenso die überaus grossartigen Klammern und Fälle des Yellowstone. Amerikanische Reisen, Volksausgabe 1899 II, 199—309.

Morgens aus dem Zelte trat, waren die Bäume versilbert und trugen lange Eiszapfen. Auch war man schon beschäftigt, ein riesiges Feuer anzuzünden, zu dem ganze Baumstämme herbei geschleppt wurden. Gleichwohl bliesen sie Alle noch nach der Operation des Waschens unter freiem Himmel in die Hände, um die steifen Finger wieder zu beleben. Die ganze Scene erinnert an das schöne Shakespeare'sche Sonnet, das wir mehr als einmal mit einander gelesen haben:

»When icicles hang on the wall
And milk is frozen in the pails
And John brings logs into the Hall
And Jack the shepherd blows his nails.«

Dabei war die Verpflegung eine höchst dürftige. Geistige Getränke waren an diesen Lagerstellen nicht zu haben und die Speisen ungewohnt und sehr wenig schmackhaft zubereitet. Elksteak, das einzige Fleisch, ist von einer Zähigkeit, man glaubt, altes Schuhide vor sich zu haben. Die völlige Abwesenheit von geistigen Getränken war für Viele recht gut, denn Mancher hatte während der Fahrt an Champagner des Guten zu viel gethan. Die Entbehrung war gleichwohl, gerade wegen des vorausgegangenen Ueberflusses, eine recht fühlbare. Die allgemeine Sehnsucht nach wärmenden Getränken hat Veranlassung zu einem hübschen Spass gegeben. Einem mir ausgedrückten Wunsche entsprechend, hatte ich mich entschlossen, einige Geyserswasser zu untersuchen, und zu diesem Ende eine Anzahl Flaschen schon auf dem Zuge hergerichtet. Es waren alte Champagner- und Claret-Flaschen, welche gereinigt und in Kisten verpackt worden waren. Diese Kisten wurden mit einem Wagen nachgeschickt. Eines Abends, als wir auf Wasser und höchstens Milch beschränkt waren, stürzte plötzlich einer der jungen Engländer in das Speisezelt mit dem Ausrufe: »The greatest discovery of the age, a case of Claret, a case of champagne.« Er hatte meine Flaschen gesehen, die Enttäuschung und Ernüchterung war gross. Ich schreibe heute nicht mehr, als dass ich mich nicht erinnere, mich wohler gefühlt zu haben. Gleichwohl muss ich gestehen, dass mir die Rückkehr nach dem State room auf unserer Wagenburg ein ungeheures Behagen gewährt, ein grosser Theil dieses Behagens aber ist, dass jetzt die Locomotive wieder nach Osten gerichtet ist.«

Chicago, Grand Pacific Hotel.
Sept. 30.

» Von heute ab stehe ich wieder auf eigenen Füßen. Gestern Abend sind die Insassen der Wagenburg nach allen Richtungen der Windrose aus einander gegangen. Ein Jeder geht seinen eigenen Zwecken nach. Es war ein interessantes Leben auf dem fliegenden

Gasthof. Derselbe ist in der That in bewunderungswürdiger Weise mit allen Bequemlichkeiten ausgestattet. Die Verpflegung ist eine ganz ausgezeichnete, um nicht zu sagen lucullische, die Bedienung der weiss bejackten und weiss beschürzten Kellner, wenn man sich erst an die schwarzen Gesichter gewöhnt hat, lässt nichts zu wünschen übrig; auch ist es gewiss nicht zu verachten, dass dieser Gasthof überall still steht, wo es etwas zu sehen giebt, und dass dem Ausgestiegenen alsbald gesattelte Pferde und Buggys zur Verfügung stehen, deren er sich nach Belieben bedient, bis die Dampf-tuba zur Weiterreise mahnt. Dabei die liebenswürdigste Gesellschaft, auch sogar eine allerliebste, junge, deutsche Frau, die Frau von Eisendecker — aber 4 Wochen ist eine lange Zeit, und mir ist heute, nachdem ich das volle Gefühl der Freiheit wieder erlangt habe, zu Muthe, als ob ich gestern meine Vorlesungen geschlossen hätte.«

Nachdem unser jugendlicher Greis Nordamerika von Osten nach Westen durchquert hatte und $\frac{3}{4}$ des Weges ostwärts wieder zurückge-
reist war, entschliesst er sich leichten Herzens zu vier Tagen und vier Nächten Eisenbahnfahrt, um einer Nichte, die, an den praktischen Arzt Dr. v. Herff aus Darmstadt verheirathet, in San Antonio in Texas wohnt, einen dreitägigen Besuch abzustatten. Höchste Befriedigung mit seinen dortigen Erlebnissen spricht sich in seinen Briefen aus; von San Antonio schreibt er am 7. October: »Einen glücklicheren Gedanken habe ich nie ausgeführt, als diese Reise nach Texas. In ein solches Vetternnest hineinzufallen, verlohnt sich schon ein paar Tausend Meilen von seinem Wege abzugehen.«

Auf einer Postkarte vom 10. October, auf der Eisenbahn von San Antonio nach Cincinnati geschrieben, heisst es: »Wenn Du diese Karte erhältst, dann schwimme ich wohl schon auf dem grünen Ocean. In San Antonio habe ich herrliche Tage erlebt. Das war eine gelungene Expedition von A—Z.«

Die Rückreise von New York machte Hofmann wieder auf der »Elbe«, die am 4. November glücklich in Bremerhafen anlangte.

Eine schöne Erinnerung an die amerikanische Reise wurde Hofmann bald nach seiner Rückkehr zu Theil: eine Anzahl seiner Lehrer, Freunde, Schüler, liess zum Gedächtniss von Hofmann's Anwesenheit in den Vereinigten Staaten in der Münze in Washington eine goldene Medaille prägen, die einerseits Hofmann's Bildniss aufweist, während der Revers die Inschrift trägt¹⁾:

To A. W. Hofmann
From his friends and admirers
in the United States of America
October 1883

¹⁾ Journal of the American Chem. Soc. 6. April 1884.

Das Jahr 1883 war ein Reisejahr »par excellence«. In der Biographie Sella's lesen wir: »Der Frühling des Jahres 1883 hatte mir die Erfüllung eines lange gehegten Wunsches gebracht, die Reise nach Griechenland. Um die Osterferien voll auszunutzen, entschlossen wir uns, meine Frau und ich, die Reise nur einmal zu unterbrechen und fuhren daher sofort bis Ravenna, das wir bei dieser Gelegenheit kennen lernen wollten.« Dann wird erzählt, wie sie, in der Nacht von Ravenna weiter fahrend, auf der Eisenbahn zufällig mit dem Freund Quintino Sella zusammentrafen.

Die Vorlesungen dürften wohl in diesem Reisejahre ähnlich beschnitten worden sein wie im Jahre 1873, wo wegen der Wiener Ausstellung die ganze organische Chemie in vier Wochen abgehandelt worden war.

Hofmann las in der Regel zwei Stunden hinter einander, auch diese schon ziemlich lange Zeit gewöhnlich oder doch sehr häufig noch weiter »um einige elastische Minuten« ausdehnend. Er war nicht zu ermüden, und die ungemeine Frische und Lebendigkeit des Vortrages wirkte elektrisirend auf den Zuhörer, dessen ganze Aufmerksamkeit fesselnd, sodass er nicht nur mit dem Auge und Ohr, sondern mit dem Geiste an Vortrag und Experimenten theilnahm. Ermüdung der Zuhörerschaft konnte um so weniger aufkommen, als Hofmann seine Vorlesungen verschwenderisch mit wohlvorbereiteten, glänzenden und überraschenden Experimenten auszustatten liebte. Seine Vorlesung gehörte zu den glänzendsten Schaustellungen dieser Art. Man glaubte bisweilen — referirt Dr. Koppe — Zuschauer in einem Theater zu sein, dessen Bühne der Experimentirtisch war. Eines Morgens begann Hofmann seinen Vortrag mit den Worten: »Meine Herren, in der gestrigen Vorstellung — pardon Vorlesung« — allgemeine Heiterkeit.

Hofmann selbst war zwar nichts weniger als gewandt im Experimentiren; er scherzte gelegentlich über seine ungeschickte Hand, an der er fünf Daumen habe. Um so sorgfältiger wurden die Experimente vorbereitet und ausprobiert, und in der Regel mehr von den Assistenten als von ihm selbst ausgeführt. Aber auf das Ersinnen durchsichtiger und überzeugender Experimente, die auch dem Anfänger das Verständniss des erörterten Vorganges vermitteln, verwendete er viele Sorgfalt.

Durch liebenswürdigen Humor wusste er sich in persönliche Beziehung zu den Zuhörern zu setzen. Von dem schönen Bande, das Lehrer und Schüler verknüpfte, gaben die im Sommer eingeschobenen Frühvorlesungen Zeugnis. Diese Vorlesungen wurden schon 6—8 Uhr Morgens gehalten, in Anbetracht der bekannten studentischen Uebersetzung von *aurora musis amica* eine gefährliche Stunde. Aber es galt als Ehrensache unter den Commilitonen, in diesen Vorlesungen zu erscheinen; in der That fehlte kaum einer der Zuhörer. Auch bei

den alljährlich von den Schülern des Laboratoriums veranstalteten Comerssen kommt das fast freundschaftliche Verhältniss zwischen Lehrern und Schülern in allerlei humorvollen, die Chemie oder den Lehrer verherrlichenden chemischen Liedern zum Ausdruck.

Wo möglich brachte Hofmann in seinen Vorlesungen allerlei scherzhaftes Beiwerk zum Vorschein, so z. B. wirklichen Bieraus-schank durch Pression bei der flüssigen Kohlensäure; darauf wird in einem der chemischen Bierlieder Bezug genommen, wo es heisst:

Ach Chemie, ach Chemie, o du schöne Wissenschaft,
Dir verdanken wir des Bieres Gerstensaft, bum bum.
Prächtig uns die Kohlensäure unser Meister demonstriert,
Volle Schoppen in dem Hörsaal; jedes Auge ist gerührt.
Doch für nächstes Jahr, da bittet ganz bescheiden sich das Haus
Noch ein nettes Biermamsellchen dazu aus, bum, bum.

Bei Besprechung der Ester, die zum Aromatisiren von Süssigkeiten dienen, liess er einen Teller mit Himbeerbonbons herumgehen. Die Herren Studirenden griffen herzhaft zu, der Teller leerte sich zusehends und die weiter hinten sitzenden gaben der Befürchtung, dass sie leer ausgehen würden, nach academischem Brauche durch Scharren mit den Füssen Ausdruck. Hofmann hatte derlei vorausgesehen; er zeigte auf einen rückwärts stehenden Reservefonds von Bonbons mit den Worten: »Es sind noch viel mehr da.« Natürlich allgemeine Fröhlichkeit und statt des Scharrens lebhaftes Getrampel. Bei Erwähnung des Vorkommens von Aepfelsäure in den unreifen Aepfeln liess er einige recht unreif und grün aussehende Aepfel ebenfalls auf einem Teller unter den Herren circuliren. Merkwürdig schnell und rubig wanderte der Teller vom Ersten bis zum Letzten und kam gefüllt wie zuvor an den Vortragenden zurück. »Aber weshalb bedienen sich denn die Herren nicht«, klang es vorwurfsvoll aus dessen Mund, was wegen der versteckten Anspielung auf das ganz kurz zuvor erlebte Vorkommniss mit den Himbeerbonbons grosse Heiterkeit im Auditorium zu erwecken nicht verfehlte.

Diesen frischen Humor bewahrte Hofmann bis zur Schwelle des Todes. In seinem letzten Semester, das zu vollenden ihm nicht mehr beschieden war, hatte er im Universitätsverzeichniss seine Vorlesung auf 9 Uhr angesetzt, in seinem Anschlag am schwarzen Brett war aber irriger Weise 10 Uhr als Beginn angegeben. Selbstverständlich entstand dadurch grosse Verwirrung, einige kamen um 9, andere um 10 Uhr, weshalb der alte Hofmann, wie er kurzweg genannt wurde, die Vorlesung mit folgender Ansprache begann: »Meine Herren, wie Sie wissen, ist der Anschlag, den ich am schwarzen Brett gemacht habe, abweichend von dem Vorlesungsverzeichniss. Ich komme nun heute um 9 Uhr hierher und kriege einen furchtbaren Schreck, denn — leergebrannt ist die Stätte! (Mächtiges Getrampel.) Es thut mir das um so mehr leid, als es mir in meinem hohen Alter

angezeigt erscheint, mit der Zeit zu geizen. Ich möchte mir nun erlauben, die Frage an Sie zu richten, wer von Ihnen, meine Herren, zu dieser Vorlesung um 9 Uhr Zeit hat (Getrappel) und möchte die Betreffenden bitten, die Hand zu erheben. (Alle erheben wie es scheint die Hand.) »Um nun gerecht zu sein«, fährt er fort, »muss ich auch die Herren, welche um 9 Uhr keine Zeit haben, ersuchen, die Hand zu erheben.« Unter ungeheurer Heiterkeit der Corona erhebt einer die Hand. »Nun«, fährt Hofmann fort, »da die überwiegende Zahl für 9 ist, fangen wir das nächste Mal um 9 Uhr an.« Es war seine letzte Vorlesung.

Gelegentlich hielt Hofmann auch in Berlin populäre Vorlesungen, so z. B. in dem wissenschaftlichen Verein der Sing-academie. Er hatte darin ja schon früh bei den oben besprochenen working men lectures grosse Uebung erworben. Einen zusammenhängenden Coursus von Vorlesungen hielt er für Damen, und zwar waren es die Schülerinnen des Victoria-Lyceums, welchen er die Rudimente des chemischen Wissens beizubringen sich bemühte. Damals waren bekanntlich weibliche Hörer in den Hörsälen der Universität noch unerhört; so ist es denn nicht zu verwundern, dass sehr viele Praktikanten des chemischen Instituts, wie uns erzählt wird, bei Beendigung jener Vorlesung zufällig sich auf der grossen, zum Auditorium führenden Treppe einfanden; jetzt werden die weiblichen Commilitonen nicht mehr gemustert. Hin und wieder fuhr auch die Patronin des Lyceums, die Kronprinzessin, vor und beehrte die Vorlesung mit ihrer hohen Gegenwart. Sie hatte schon früher in England mehrfach Vorlesungen von Hofmann gehört und für Chemie ein sehr lebhaftes Interesse bethätigt. Hofmann erzählte gern, welchen Fleiss sie entwickelt habe, dass sie sogar, um Alles gründlich zu verstehen, die ihr gehaltenen Vorträge ausgearbeitet habe. Für die hochbegabte und leutselige Schülerin hatte Hofmann eine unbegrenzte Verehrung. Als für Beide charakteristisch fügen wir Hofmann's eigenen Bericht über einen Besuch bei Ihrer Majestät hier ein:

10. Dorotheenstrasse. 1888.

»Es ist eine glückliche Gabe des menschlichen Geistes, die freudigen Eindrücke länger festzuhalten als die schmerzlichen Erinnerungen. Aber es giebt auch traurige Begebnisse, welche uns bis an das Ende unserer Tage nicht aus dem Gedächtnisse schwinden. Ein solches ist mein heutiger Besuch bei der armen Kaiserin Friedrich, der erste nach dem Tode ihres Gatten.

Es war just ein Jahr verflossen, seit ich die hohe Frau zum letzten Male gesehen hatte. Ich war am Morgen vor ihrer Abreise nach England in das neue Palais gekommen, um ihr ein Glückwunschschreiben an die Königin zu überreichen. Die Krankheit des Kronprinzen hatte schon einige Monate angedauert, allein der

Verlauf derselben schien sich damals gerade günstiger zu gestalten. Nach Tagen angstvoller Sorge, von denen mir die Fürstin unter einem Thränenstrom erzählte, war freudiges Hoffen, ja die Beruhigung glücklicher Zuversicht war wieder in ihre Seele eingezogen, und diese Stimmung hat sich gewiss auch in der nächsten Zeit noch ungetrübt erhalten, denn nun folgten die froh bewegten Jubiläumstage, an denen sich der Gatte in gewohnter Frische theiligen konnte. Wer erinnerte sich nicht des Jubels, mit welchem der deutsche Kronprinz -- the first soldier of the time, wie ihn die Engländer nannten -- empfangen wurde, als er in dem Festzuge nach Westminster neben dem Wagen der Königin einharrte. Die Augen von ganz England hafteten an der ritterlichen Gestalt mit dem männlich schönen, von Wohlwollen durchglühten Antlitz. In jenen Tagen mochte wohl auch der letzte Zweifel an einer glücklichen Wendung des Geschickes aus dem Herzen der Gattin geschwunden sein.

Aber es waren die heiteren Sonnenblicke, welche dem Sturm vorangehen. In den nun folgenden Wochen und Monden bringt jeder Morgen neue Sorgen, neue Angst, neue Schrecken. Wer könnte sagen, was die arme Frau gelitten hat, während des Aufenthaltes ihres Gatten in den schottischen Hochlanden, während der Herbstreise in die Alpen, während des schmerzreichen Winters am ligurischen Gestade. Und endlich die Rückreise in die nordische Heimath an der Seite des todtkranken Kaisers, dem es beschieden war, sterbend den Thron seines Vaters zu besteigen. In dem Buch der Geschichte ist kein tragischeres Geschick verzeichnet.

Zu dem heutigen Besuche war ich ebenfalls nach dem neuen Palais -- oder wie es jetzt dem Wunsche des verstorbenen Kaisers entsprechend heisst, dem Schlosse Friedrichskron -- beschieden worden. Es war ein schöner Sommertag wie bei dem Besuch im vorigen Jahre, der Wildpark duftete wie damals, und wieder leuchtete das langgestreckte Schloss in heiterem Sonnenglanze dem aus dem schattigen Laubwald Austretenden entgegen, aber mit wie anderen Gefühlen nahte ich heute der königlichen Heimstätte.

Die Kaiserin empfing mich in einem der Gemächer des Erdgeschosses, welche an der Gartenterrasse liegen. Ich gehöre nicht zu den zartbesaiteten Seelen, und ich glaube fast, seit dem Tode meines Sohnes ist mein Auge nicht mehr feucht gewesen; heute aber, als ich in das abgehärmte Antlitz blickte, welches mir so oft glückstrahlend und noch vor Jahresfrist so hoffnungsvoll erschienen war, vermochte ich eine Thräne nicht zu unterdrücken.

Die Unterhaltung knüpfte naturgemäss an den Besuch im vorigen Jahre an und erstreckte sich über das ganze Passionsjahr und die seit dem Tode des Kaisers verfloßenen Wochen. Ich

will es versuchen, den Inhalt derselben festzuhalten und, soweit mir dies möglich ist, die Worte der Kaiserin wiederzugeben:

»Welche Schmerzen sind mir, seit ich Sie zum letzten Male sah, beschieden gewesen«, sagte die hohe Frau. »Ich spreche nicht von dem unsäglichen Leid, welches der unerforschliche Entschluss Gottes über mich verhängt hat — vor dem hab' ich in Demuth mich gebeugt —, wohl aber von der lieblosen, um nicht zu sagen böswilligen Beurtheilung, welche mir von dem deutschen Volke geworden ist. Niemand wird mich anklagen können, dass ich auf der Höhe des Glückes übermüthig geworden sei; stets bin ich der Lehren der Geschichte von der Wandelbarkeit der Volksgunst eingedenk geblieben, aber ich habe doch nicht geglaubt, dass man die vom grausamen Schicksal darnieder Geworfene noch mit Füßen treten würde.« Ich würde mich einer Unwahrheit schuldig gemacht haben, hätte ich die volle Berechtigung dieser tiefen Verstimmung in Abrede stellen wollen, hab' ich ja doch selber mehrfach empörenden Auslassungen entgeggetreten müssen. Gleichwohl glaubte ich erwidern zu dürfen, dass solche unfreundlichen Stimmen doch nur in engbegrenzten Kreisen laut geworden seien, und dass sie — Niemand kann daran zweifeln — in kurzer Frist beschämt verstümmen würden, denn das deutsche Volk habe sich stets dankbar erinnert und werde sich stets dankbar erinnern, wie lebhaft und verständnisvoll die Fürstin zu jeder Zeit mit Rath und That an allen socialen und sanitären Reformbewegungen sich bethelligt hat. Auch schien es mir angezeigt, der zahlreichen Beweise aufrichtiger Theilnahme und rückhaltloser Bewunderung zu gedenken, welche der heldenmüthigen Pflegerin des kranken Gatten in allen Gauen Deutschlands gegeben worden sind; endlich müsste denn doch auch dem ungerechten Gebahren einzelner unserer Landsleute gegenüber die einmüthige sympathische Auffassung der ganzen civilisirten Welt in die Wagschale fallen. Ich erzählte ihr von unserer Frühjahrswanderung längs der Küste des Mittelmeeres, und wie uns die Arbeiter am Wege und der Bootsmann am Gestade angehalten haben, um die letzte Kunde von dem Kaiser und seiner Gattin zu erhalten, und wie später, während der festlichen Tage in Bologna, dieselbe Frage auf Aller Lippen geschwebt habe. Auch durfte ich schon, im Hinblick auf die Anklage, welche die Kaiserin selber erhoben hatte, mir gestatten, ein schönes Wort zu wiederholen, mit welchem die Königin von Italien die Sendboten der deutschen Universitäten erfreut hatte. Bei dem grossen Empfang in Bologna hatte sie einem derselben gesagt: »Nächst meinen Landsleuten gehört meine Sympathie zunächst den Deutschen, mit Ausnahme derjenigen, welche klein von ihrer Kaiserin denken.« »Sie haben recht«, erwiderte die hohe Frau. »Ich sollte mir eigentlich die Unbill, die mir widerfahren ist und noch alltäglich widerfährt, nicht so zu

Herzen nehmen, wie ich es thue. Haben mir ja doch in der That mitfühlende Menschen jeder Zeit zur Seite gestanden. Wie viele liebevolle Kundgebungen sind mir aus dem deutschen Vaterland, aus meiner englischen Heimath, aus allen Theilen Italiens zugegangen. Aber auch Frankreich, das uns seit dem Kriege völlig entfremdete Frankreich, ist mit wohlwollender Trostspende nicht zurückgeblieben. Viele französische Damen zumal haben mir brieflich Rathschläge ertheilt, einige sogar verschiedene Heilmittel übersendet, mit welchen sie die tückische Krankheit zu bekämpfen hofften, ja selbst das Wasser der heiligen Grotte von Lourdes hat seinen Weg zu uns gefunden, allerdings nur in Flaschen, aber es waren ihrer so viele, dass wir hätten Bäder daraus herstellen lassen können.«

Seltsame, aber glückliche Eigenart des menschlichen Herzens: in schmerzlichster Trauer befangen, hat es immer noch, wenn auch nur vorübergehend, Raum für einen erheiternden Gedanken. Bei der Erinnerung an das heilige Wasser von Lourdes erhellte sich das Antlitz der hohen Frau und leuchtete für einen Augenblick wieder in dem bezaubernden Glanze, der ihm in guten Tagen eigen war, um sofort wieder den tiefbekümmerten Ausdruck anzunehmen; so öffnet sich der Wolkenschleier für den Strahl der Sonne, um ihn im nächsten Augenblick wieder zu verhüllen.

»Aber«, fuhr die Kaiserin fort, »wenn ich auch, angesichts der mir von so Vielen bekundeten Theilnahme, die mir persönlich von Wenigen — wie Sie sagen — es sind aber leider doch nicht Wenige — zugefügte Unbill vielleicht verschmerzen kann, vergessen kann ich und will ich nicht die traurigen Versuche, das Andenken des edelsten Kaisers im Volksbewusstsein zu verkleinern. Was soll man von einem Historiker sagen, der das deutsche Volk überreden will, dass Kaiser Friedrich die Fühlung mit der gewaltig aufstrebenden Zeit verloren habe, dass er ihren neuen Gedanken nicht mehr folgen konnte?«

Wer die hochstrebende Fürstin kennt und weiss, wie sie für den Fortschritt der Menschheit auf allen Gebieten begeistert seit Jahrzehnten gemeinschaftlich mit ihrem Gatten für die grossen Bewegungen der Zeit eingetreten war und dieselben mit Anspannung aller Kräfte zu fördern gestrebt hatte, der wird verstehen, wie sie sich durch eine solche Aeusserung in ihrem innersten Wesen verletzt fühlen musste.

Die Kaiserin erzählte nun noch Vieles von dem Kaiser. Es war ihr offenbar eine Wohlthat, von dem Verklärten zu sprechen. Mehr und mehr hatte die Bitterkeit in ihrer Seele einer mildereren Stimmung Platz gemacht. Ich erfuhr aus ihrem Munde Manches, was ich aus anderer Quelle bereits wusste, Manches auch, was mich freute zu erfahren. Bekannt ist, wie sich Kaiser Friedrich für

die Weiterentwicklung der Universitäten interessirte, stand er doch selbst als Rector magnificentissimus an der Spitze der alten Albertina. Eine seiner letzten Kundgebungen war ein Festgruss an die Universität Bologna gelegentlich ihres 800-jährigen Stiftungsfestes. Er ist bei der Eröffnung der grossen Sitzung im Archiginnasio, zwei Tage vor des Kaisers Tode, verkündet worden. Für den folgenden Abend hatte unser Consul in Bologna sämmtliche deutschen Professoren und Studenten zu einem Gastmahl geladen. Im Laufe des Tages aber waren schon höchst beunruhigende Telegramme aus Deutschland eingelaufen, und es schien, als ob man das Bankett werde abstellen müssen. Da benachrichtigte der König den Consul, dass er hoffnungsvollere Nachrichten erhalten habe. In gedrückter Stimmung setzten wir uns zu Tische, denn Aller Gedanken waren bei dem königlichen Dulder in der Heimath, und nie ist wohl der Ruf: »Es lebe der Kaiser!« mit grösserer Innigkeit aus deutscher Brust zum Himmel aufgestiegen. Die Segenswünsche der Versammlung wurden sofort nach Friedrichskron gesendet, aber schon am Morgen des folgenden Tages war der Kaiser aus dem Kreise der Lebenden geschieden, und wir hatten nie in Erfahrung bringen können, ob unser Gruss noch zu seiner Kenntniss gelangt war. Heute hörte ich aus dem Munde der hohen Frau, dass der sterbende Kaiser den Festgruss noch erhalten und seine Freude darüber zu erkennen gegeben habe.

Der heutige Besuch hat schliesslich noch eine neue Beziehung zu der Kaiserin Friedrich eingeleitet, deren weitere Ausgestaltung die nächste Zeit zeigen muss. Beim Durchlesen der Briefe, welche Lepsius im Jahre 1869 während seines Aufenthaltes in Aegypten an die Seinigen geschrieben hatte, war mir eine bemerkenswerthe Aeusserung über den damaligen Kronprinzen Friedrich Wilhelm zu Gesicht gekommen. Lepsius ist auf einer dreiwöchentlichen Nilfahrt Begleiter desselben gewesen und schildert in einem der Briefe den Eindruck, welchen der Prinz auf ihn gemacht hatte. Dieser Brief ist dem Aufsatz über Wurtz als Anhang beigegeben. Ich hatte vor einiger Zeit ein Exemplar dieses Aufsatzes an die Kaiserin gesendet, welche auf diese Weise mit dem Lepsius'schen Briefe bekannt geworden war. Es braucht nicht hinzugefügt zu werden, dass sie ihn mit der tiefsten Bewegung gelesen hatte. In der Natur der Sache lag es nun, dass bei dem heutigen Besuche auch die Wurtz'sche Lebensskizze und ebenso schliesslich die Sammlung der Gedächtnissreden, mit deren Drucklegung ich beschäftigt bin, in der Unterhaltung berührt wurde. Die hohe Frau begrüsst das von dieser Sammlung angestrebte Ziel mit solchem Wohlwollen, dass mir der Gedanke kam, meine erlauchte Schülerin, welche der Wissenschaft und ihren Pflegern stets ein so warmes Interesse entgegenbrachte, zu bitten, die Widmung dieses Buches

anzunehmen, war doch schon mehr als einmal früher der Wunsch in mir aufgestiegen, der edlen Frau ein Zeichen meiner ehrerbietigen Dankbarkeit zu geben: der das Feld der chemischen Einzel-forschung Bestellende zeitigt aber nur selten eine Frucht, welche würdig wäre, einer Fürstin zu Füßen gelegt zu werden.

Durch die sofortige huldvollste Gewährung meiner Bitte war mir Erfüllung auch dieses Wunsches noch geworden.

Ich verabschiedete mich in minder gedrückter Stimmung, als ich gekommen war. Aber indem ich den Eindruck des heutigen Tages in stiller Abendstunde nochmals an mir vorüberziehen lasse, erfüllt mich doch wieder eine namenlose Traurigkeit. Eine verschwenderisch ausgestattete Natur, von der Vorsehung für die höchste Stufe der Gesellschaft bestimmt und durch eigene Kraft und jahrelang fortgesetzte Arbeit für den grossen Beruf würdig vorbereitet, wird in dem Augenblicke, in welchem sich die Pforte einer langersehten Wirksamkeit öffnet, durch ein grausames Verhängniss der Sphäre entrückt, in welcher die reiche Begabung und der lebenslange Erwerb der Menschheit zu Gute kommen sollen. Aber in die Nacht der Trauer, welche sich bei dem Gedanken an das herbe Schicksal niedersenkt, blickt trostbringend der Morgenstrahl der Hoffnung. Eine so reich angelegte Natur, weit entfernt, sich in unfruchtbarem Schmerz zu verzehren, wird neue Bahnen einschlagen, auf denen das von der Vorsehung verliehene und durch unablässigen Fleiss gemehrte Pfund menschenveredelnd und menschenbeglückend gleichwohl zur Verwerthung gelangt.«

Die oben berührte Sammlung von Gedächtnissreden¹⁾ ist im November 1888 erschienen; sie enthält die sämmtlichen, bis dahin von Hofmann verfassten, ausführlichen und auch einige der kürzeren Biographien. Wie in der Geschichte des Hofmannhauses erwähnt ist, benutzte Hofmann das sehr vornehm ausgestattete, dreibändige Werk, um denen, die zu der Hofmann-Stiftung beigesteuert hatten, seinerseits durch eine Gegengabe seinen Dank abzustatten.

Der Brief, in welchem die Kaiserin Friedrich für Widmung und Uebersendung der Erinnerungen ihren Dank ausspricht, ist für den Ernst des Denkens und Strebens der hohen Frau so charakteristisch, dass wir ihn hier einfügen wollen.

Königliches Schloss Kiel, den 14. März 1889.

Verehrter Professor!

Vor einigen Tagen sind mir die Bände Ihres neuerschienenen Werkes: »Zur Erinnerung an vorausgegangene Freunde«, zugegangen.

Nehmen Sie meinen besten und herzlichsten Dank für diese Sendung entgegen. Sie wissen, wie werthvoll dieselbe für mich ist. — Wie passen Titel und Inhalt dieses Werkes zu meiner Stimmung.

¹⁾ Zur Erinnerung u. s. w. vergl. S. 15.

In tiefem unheilbarem Schmerz beschäftigen sich die Gedanken stets und immer mit den »Vorangegangenen«. Mit ihrem Lebenslauf, mit ihrer Arbeit, ihren Lebensaufgaben!

Einigen unserer Lieben wurde es vergönnt, den Lohn ihrer Mühen, das Resultat ihres Denkens und Schaffens zu sehen, die Fragen, die sich ihnen gestellt, fast fertig zu lösen und sich dann befriedigt zur wohlverdienten Ruhe zu legen. — Andere aber wurden abberufen, als sie am nöthigsten schienen, als des Schicksals Ruf an sie kaum erschallte, als ihr Geist zur vollen Blüthe, ihre Kraft zur vollen Reife gelangt war! — Dass ich dabei an deutsche Männer denken muss, die Ihnen auch von Herzen wohlwollten — an meinen unvergesslichen Vater, und an den edelsten aller Kaiser, das werden Sie natürlich finden! Waren sie auch nicht Männer der Wissenschaft, so liebten, förderten und verehrten sie dieselbe! —

Sie selbst haben in Ihrem Leben viel gelitten und viel verloren, haben an Gräbern gestanden, die Ihr ganzes irdisches Glück bargen.

Ihre Wissenschaft hat Ihnen in jenen Zeiten schwerer Prüfung treue Dienste geleistet. Die Arbeit war Ihnen eine Krücke, an welcher Sie sich aufrecht hielten, sie war Ihnen Trost und Stärkung zugleich. Die Beschäftigung mit der Wissenschaft, das Eindringen — sei es noch so wenig — in das unerschöpfliche geheimnissvolle Reich der Natur trägt den Geist in Regionen, wo er sich gezwungen findet, sich auf ewige Dinge zu richten; — das bittere furchtbare Gefühl der Vereinsamung und Verlassenheit vermindert sich; der Gedanke an die Unsicherheit und die Vergänglichkeit alles Irdischen scheint an Qual zu verlieren, wenn man im Stande ist, den Rath Goethe's befolgen zu können: »Dem grossen Ganzen schliess dich an.« —

Sie kennen meine Liebe zur Natur, meine Begeisterung für die Wissenschaft und mein tiefes Interesse an ihren Forschungen; daher hat mich die Widmung Ihres Buches mit wehmüthiger Freude erfüllt, und ich bin stolz, meinen Namen auf der ersten Seite des Werkes eingeschrieben zu lesen. —

Ihre Worte mahnen an schöne vergangene Tage, an eine Zeit, die der Pläne und Hoffnungen voll war! Von dem Allen sind mir nur theure, heilige Erinnerungen geblieben. — Einige derselben können Sie mit mir theilen.

Leben Sie wohl, verehrtester Professor und Lehrer; in der Hoffnung, Ihnen bald mündlich meinen Dank wiederholen zu können, bin ich

stets Ihre

Victoria, Kaiserin und Königin Friedrich.

Auch unser verehrter alter Kaiser Wilhelm hatte Hofmann seine Gunst zugewendet und zog ihn hin und wieder in seine Nähe.

Wenn eine neue Entdeckung über die Grenzen der chemischen Welt hinaus Aufsehen erregte, so wurde Hofmann wohl aufgefordert, vor einer geladenen Hofgesellschaft über den Gegenstand Vortrag zu halten:

Hofmann'sche Tropfen.

10 Dorotheenstrasse. Januar 17. 1879.

»Die Verflüssigung des Sauerstoffs von Pictet und Cailletet hat, wie es scheint, in nichtwissenschaftlichen Kreisen noch mehr Aufsehen erregt, als in der Gelehrtenwelt, in welcher man in gewissem Sinne für dieses Ergebniss vorbereitet war. Ich schliesse das aus einer Vorlesung, die ich gestern Abend gehalten habe. Kurz nach Neujahr besuchte mich Legationsrath Meyer. Wenn der auf der Bildfläche erscheint, so weiss ich, dass etwas im Werke ist, wobei meine Mitwirkung gefordert wird. So war es denn auch. Nach einer kurzen Einleitung war er *medias in res* eingetreten. Er erzählte mir, der Kaiser habe mit lebhaftem Interesse von der merkwürdigen Entdeckung der Verflüssigung des Sauerstoffs Kenntniss genommen und wünsche, um sich eine besondere Vorstellung von der Erscheinung zu machen, das Experiment selber zu sehen. Am 16. Januar sei eine Abendgesellschaft im Palais; er sei von Sr. Majestät beauftragt, mich zu ersuchen, bei dieser Gelegenheit einen Experimentalvortrag über die Verflüssigung des Gase zu halten. Ich lasse es dahingestellt, ob dieser Wunsch wirklich aus der Initiative des Kaisers hervorgegangen ist, oder ob Legationsrath Meyer ihn nur veranlasst hat, diesen Wunsch auszusprechen. Meyer ist in der Kaiserlichen Familie mit Recht ein gern gesehener Mann. Er tritt nicht viel in die Oeffentlichkeit, ist aber der Familie von grossem Nutzen, insofern er fortwährend auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft Umschau hält, um den Kaiser und die Kaiserin auf Dinge aufmerksam zu machen, welche die Herrschaften interessiren oder jedenfalls interessiren sollten. Wahrscheinlich hat Meyer gedacht, die Verflüssigung des Sauerstoffs sei eine so bemerkenswerthe Thatsache, dass Kaiser und Kaiserin Kenntniss davon nehmen müssten.

Wie dem aber auch sei, es versteht sich von selbst, dass ich sofort meine Bereitwilligkeit aussprach, die Vorlesung zu übernehmen, und sie ist denn auch gestern Abend glücklich zu Stande gekommen. Es ist kaum nöthig zu bemerken, dass ich in der Vorlesung keinen Sauerstoff verflüssigt habe. Hätte ich so Grosses unternehmen wollen, ich würde es nicht haben ausführen können, denn wem stehen heute schon die complicirten und kostspieligen Apparate zur Verfügung, mit deren Hilfe die Verflüssigung des Sauerstoffs gelungen ist. Für den Zweck der von mir gewünschten Vorlesung war es völlig ausreichend, die Kohlensäure zu verflüssigen. Diesen Versuch stelle ich jedes Jahr in meiner Vorlesung an und

zwar in der Regel in ziemlich grossem Maassstab. Es waren also gar keine grossen Vorbereitungen zu treffen. Indessen schien es doch wünschenswerth, einen Körper zu haben, welcher, bei gewöhnlicher Zimmertemperatur gasförmig, sich sowohl durch gelinde Temperaturerniedrigung, als auch durch geringe Druckerhöhung verflüssigen lässt. Eine solche Substanz fand ich nach einigem Suchen in dem Chloräthyl, welches bei 13° siedet. In dem weiten Schenkel einer U-Röhre wird es durch eine Quecksilbersäule von $\frac{1}{2}$ Meter Höhe und Abkühlung durch Aufspritzen von Aether verflüssigt. Alle Versuche waren gehörig durchprobirt; überdies hatte ich in Dr. Will einen prächtigen Aide de camp, der bei dieser Gelegenheit neben seiner experimentalen Geschicklichkeit auch noch ein Stück Patriotismus mit einsetzte. Die Vorlesung ist denn auch vor einer sehr eleganten Hofgesellschaft, welche zu dem Ende in einem der oberen Räume des Palais versammelt war, in erwünschter Weise von Statten gegangen. Die Kaiserliche Familie war zugegen, mit Ausnahme des Prinzen Wilhelm, der bereits wieder nach Bonn zurückgekehrt ist, ausserdem der Herzog von Connaught mit seiner Braut, der Tochter des Prinzen Friedrich Carl. Seit dem scheusslichen Mordanfall habe ich den Kaiser gestern zum ersten Male wieder gesprochen; er trägt den Arm noch in der Binde. Im Uebrigen ist er mir ganz unverändert erschienen. Seine herzwinnende Freundlichkeit übt nach wie vor ihren unwiderstehlichen Zauber. Im Verkehr mit seiner militärischen Umgebung nimmt seine Leutseligkeit gelegentlich den Charakter schalkhafter Laune an. Als die Gesellschaft am Schluss der Vorlesung an den improvisirten Experimentirtisch herantrat, um sich den übrig gebliebenen Vorrath von starrer Kohlensäure anzusehen, hatte Dr. Will den Kaiser darauf aufmerksam gemacht, dass man den Kohlensäureschnee nur lose zwischen den Fingern halten darf, weil sonst die Abkühlung zu stark ist. Gleich darauf nahm Graf v. d. Goltz, der die Warnung überhört hatte, ein Stück der Kohlensäure in die Hand. »Sie müssen fester zufassen, lieber Graf«, sagte der Kaiser, »sonst fühlen Sie nicht.« Die Folge war begreiflich, dass der treffliche General durch einen leichten Aufschrei und eine mehr als lebhafteste Handbewegung die Gesellschaft in Heiterkeit versetzte.

Auch als wir uns nach dem Schlusse der Vorlesung zum Thee setzten, gab der Kaiser wieder eine Probe seines köstlichen Humors, aber auch seiner scharfen Beobachtungsgabe. Ich hatte mich begreiflich gehütet, in der Vorlesung vor so hoher Gesellschaft unlieb-same Düfte zu verbreiten, wie mir das früher einmal bei einer ähnlichen Gelegenheit passirt war. Ohne einen mässigen Aetherverbrauch bei den Gefrierversuchen liessen sich aber die Erscheinungen doch nicht zu Stande bringen. »Wir sind«, sagte der Kaiser beim Thee, »unserem Professor noch zu besonderem Dank dafür ver-

pflichtet, dass unsere Nasen während der ganzen Vorlesung so glimpflich weggekommen sind. »Ein wenig«, fügte er mit dem Finger schalkhaft drohend hinzu, »ein wenig hat es aber doch nach Hofmann'schen Tropfen gerochen.« Der Kaiser hatte in dem Aether schnell einen wesentlichen Bestandtheil des bewährten Hausmittels erkannt.«

Ein Muster populärer Darstellung, das zugleich sehr charakteristisch ist für den verbindlichen und humorvollen Ton, den Hofmann bei seinen Reden anzuschlagen wusste, wollen wir, zeitlich vorgehend, gleich hier besprechen; ich meine die Rede, mit der Hofmann gelegentlich des fünfundzwanzigjährigen Jubiläums von Kekulé's Benzoltheorie am 3. März 1890 die Festsitzung im Berliner Rathhause saale eröffnete¹⁾. Nach Begrüssung der Versammlung werden einige Beispiele von Festlichkeiten aufgeführt, die in ähnlicher Weise die fünfzig- oder hundert-jährige Wiederkehr eines wissenschaftlich besonders wichtigen Datums feiern. Die jetzige Feier sei ein Benzolfest. Die Gegenwart der schönen Festgenossinnen, zu denen seine schüchternen Blicke sich erheben, erfordern eine Erklärung dieses Schlagwortes, und damit geht Hofmann auf die Geschichte des Benzols ein. Er erzählt, wie Faraday in der Flüssigkeit, die sich bei Aufbewahrung des comprimierten Leuchtgases aus diesem ausscheidet, das Benzol entdeckt habe. »Obwohl aus dem Leuchtgas entstanden, war seine Herkunft dunkel; von seinen Anverwandten oder gar seinen Abkömmlingen war nichts bekannt.« Es wird dann weiter erzählt, wie die schon lange bekannte, in weissen Krystallen aus dem Benzoëharz sublimirende Säure von Mitscherlich genauer untersucht wurde und in seiner kundigen Hand sich spaltete in das farblose, flüchtige Gas, das im Champagner aufperlt, und in eine flüchtige Flüssigkeit, in welcher der glückliche Experimentator alsbald den Faraday'schen Kohlenwasserstoff erkannte. »Mit seiner Entstehung aus Benzoësäure war alsbald ein Fingerzeig für die Erkenntniss seiner wahren Natur gegeben, seine einfache Beziehung zu dieser Säure war erkannt, und zum ersten Male klingt der Name Benzol an unsere Ohren.« Daran schliesst sich die Ueberführung in Nitrobenzol und Anilin, und weiter wird die Wandlung in der Kunst des Färbens besprochen, die eine Folge der Entdeckung des Anilins ist. »Dieser brennende Purpur, dieses gesättigte Violet, dieses leuchtende Grün, dessen Glanz selbst im Strable des elektrischen Lichtes nicht erbleicht, diese zarten Blumenfarben, in denen wir heute unsere Frauen und Jungfrauen bewundern, — sind Kinder des Anilins«. Der Redner wirft dann einen Blick auf die neue Industrie der Theerfarben, die sich in wenigen Jahren entwickelt hat. »Noch möcht' ich Ihnen eine Andeutung geben«, fährt er fort, »welcher Riese aus dem Kindlein

¹⁾ Diese Berichte 23, 1265 [1890].

Benzol geworden ist«, und nun zeigt er der Versammlung die kleine Probe Benzol, das Originalpräparat, das Faraday 1828 aus dem Gas gewonnen hat und bei Hofmann's Abschied aus England diesem zum Geschenk gemacht hatte. »Die Röhre enthält vielleicht 3 g Benzol. Heute beläuft sich, wie mir heute Morgen von kompetenter Seite mitgetheilt worden ist, die gesammte Jahresproduction von Benzol auf 200000 Ctr.¹⁾«. Den Schluss der Eröffnungsrede kann ich mir nicht versagen, wörtlich beizufügen:

»Verehrte Festgenossen! Ich habe sie eilenden Fusses der Laufbahn des Benzols entlang geführt. Nur bei wenigen Etappen derselben haben wir uns kurz aufgehalten. Der beste Theil der Geschichte kommt aber, wie immer, zuletzt. Noch haben Sie zu erfahren, wie das Benzol in die Hände Kekulé's gelangt ist, und was dieser geniale Forscher aus demselben gemacht hat. Prof. v. Baeyer wird Ihnen zeigen, wie der Scharfsinn dieses Mannes bis in die Eingeweide des Benzols eingedrungen ist, wie sich seinem geistigen Auge die Lagerung der Atome in diesem Körper erschlossen hat, wie er erkannt hat, dass sich diese Atome, eines nach dem anderen, durch anderweitige Atome oder Atomcomplexe ersetzen lassen, und wie das Benzol durch diese Erkenntniss die Muttersubstanz eines grossen Theiles der in dem Thiere und der Pflanze auftretenden Verbindungen geworden ist. Er wird Ihnen das Benzol als die Fackel schildern, welche in dem letzten Vierteljahrhundert den Pfad der in das Gebiet der chemischen Erscheinungen Eindringenden erhellt hat, als das leuchtende Sternbild, nach welchem die chemischen Forscher auch kommender Zeiten dankbar ihren Curs steuern werden.«

Der begeisterte Ausdruck neidloser Anerkennung der grossen Verdienste des einzigen Fachgenossen, der damals Hofmann die erste Stelle unter den Chemikern nicht nur Deutschlands, man darf fast sagen, der Welt streitig machen konnte, verdient unsere volle Bewunderung. Dies um so mehr, als in der Verherrlichung Kekulé's keineswegs eine der bei Festreden üblichen Uebertreibungen zu erblicken ist, die der Zuhörer, wie Hofmann an anderem Orte bemerkte, alsbald auf ein legitimes Maass zurückführt, sondern wirkliche Werthschätzung Kekulé's. Hofmann war sich selbst sehr wohl bewusst, dass er seine grossen Erfolge nicht sowohl genialer Veranlagung, als vielmehr seinem unermüdlichen Fleisse und seiner, alle Schwierigkeiten zuletzt überwindenden Energie verdanke; er hat dies mir und Anderen gegenüber wiederholt ausgesprochen. Als er um die Jurysitzung in der Concurrenz für das Liebig-Denkmal zu leiten, in München war, verkehrten wir viel mit einander, und gelegentlich kam die Sprache auf Kekulé, der auch Mitglied der Jury und sofort nach

¹⁾ jetzt nahezu dreimal so viel, vergl. Brunck, diese Berichte 33, Sonderheft S. LXXVII.

der Sitzung abgereist war. Da sagte Hofmann zu mir: »Alle meine Entdeckungen gäbe ich hin gegen den einen Gedanken Kekulé's.«

Die schöne Eröffnungsrede konnten leider nur wenige der Zuhörer geniessen, am wenigsten der schönere Theil, für den zwar nach des Redners eigener Angabe die Rede in erster Linie, aber nach der Festordnung keine der ersten Stuhlreihen bestimmt war. Der Berliner Rathhaussaal ist nämlich so ausgesucht unakustisch, dass der Redner nur von seiner nächsten Umgebung verstanden wird. Unbekannt mit dieser Eigenschaft des Saales hatte ich, da mir das rednerische Menu der Festsitzung für mein Fassungsvermögen etwas zu reichhaltig erschienen war, meinen Platz mehr nach rückwärts gewählt, um mir die Möglichkeit des Entweichens zu sichern. Meine Vorsicht strafte sich alsbald. Ich verstand von der ersten Rede gerade so viel, dass ich lebhaft bedauerte, nicht Alles zu verstehen, von den folgenden Reden noch weniger, trotz gespanntester Aufmerksamkeit, eigentlich keinen einzigen Satz vollständig. Im Begriff mich zurückzuziehen, traf ich im Hintergrund des Saales drei hochgewachsene Frauen, die ich von München her kannte und verehrte; die im Flüstertone geführte Unterhaltung hielt mich zurück und entschädigte mich für den Verlust der nachfolgenden Rede, der die Tochter des Redners ebenso wenig zu folgen vermochte wie ich. Der Saal ist offenbar nicht für rednerische, sondern nur für decorative Feierlichkeiten bestimmt.

Im Frühjahr 1884 wird Hofmann eingeladen, in London einem Festmahl zu präsidiren, das die chemische Gesellschaft zu Ehren ihres damaligen Präsidenten Perkin geben wollte. Er verhandelt mit Sir Frederik Abel über den dafür gelegenen Zeitpunkt. »Meine Ferien«, schreibt er, »beginnen am 16. März; für den 21. habe ich zugesagt, die Hochzeit meines Schwagers Prof. Tiemann mitzumachen; am 27. muss ich der Confirmation meines Sohnes beiwohnen; für den 8. April bin ich zu einer wichtigen Gerichtsverhandlung in Sachen meines Freundes Martius vorgeladen, und am 15. und den darauf folgenden Tagen muss ich an den Sitzungen einer vom Reichskanzler ernannten Wein-Commission theilnehmen. Es bleibt also nur die Woche vom 20. zum 26. April verfügbar.« In einem weiteren Schreiben an Abel heisst es: »Am I actualy to be in the chair?« Wenn so, dann habe er wohl ausser dem Toast auf Perkin (the toast of the evening) den auf die Königin und die königl. Familie auszubringen, was ihm willkommene Gelegenheit biete, dem Prinzen von Wales, der ihm mit Uebersendung der Albert-Medaille einen so hübschen Brief geschrieben, und der deutschen Kronprinzessin, der er verschiedentlich auf's tiefste verpflichtet sei, einige Liebenswürdigkeiten zu sagen.

Dass diese Osterferien keinen Raum liessen für eine Reise nach dem Süden ist nicht zu verwundern. In den Herbstferien dagegen reist er mit seinem Sohne Albert und Dr. Geyger nach Südtirol,

man wollte über die Berge nach Italien, aber die Grenze war durch die Choleraquarantäne verschlossen. Hofmann schwelgt in Naturgenuss, namentlich Bergbesteigung ist ihm eine Wonne; je schwieriger der Stieg, je erbärmlicher die Quartiere, desto erfrischer fühlt er sich. Entzückt schreibt er von einer Besteigung des Monte Baldo am Garda-See. Wundervolle Beschreibungen der Landschaft erhält jeden Tag als Morgengruss die Gattin, die ihn diesmal im Stich gelassen hatte, ihm aber dafür zur Entschädigung im October ein Töchterchen schenkt, die jüngste Tochter, an der er bis zum letzten Athemzuge mit sorgender Liebe hing; mit ihr beschäftigte er sich mehr als mit seinen anderen Kindern; so schrieb er ihr kleine Briefe in deutscher Schrift, als sie die lateinischen Buchstaben noch nicht kannte.

Im Winter 1884/85 wird fleissig gearbeitet an der Fortsetzung der schönen Untersuchungen über die Oxydation der Amine mit Brom und Alkali, über die Constitution des Coniins, über Derivate des Melamins, die Vollendung der meisterhaften Lebensbeschreibung von Dumas nimmt Zeit und Arbeit reichlich in Anspruch. Dazu kommen die Vorarbeiten für eine ganze Anzahl von Nekrologen, darunter die schon erwähnte herrliche Lebensbeschreibung von Wurtz; das Sammeln der Notizen ist höchst mühselig und zeitraubend, indem es eine in's Ungemessene anwachsende Correspondenz veranlasst.

Um so freudiger wird der Frühling 1885 begrüsst; er bringt die Verwirklichung eines lange gegebten Planes: die Reise in das Land der Pharaonen, das für Hofmann ein Land der Sehnsucht und der Träume geworden war; doppelt erfreulich, da die Gattin ihn begleitet. In Triest schiff man sich ein, um nach fünf Tagen in Alexandrien zu landen. Das Paar wird von Freunden in Empfang genommen und durch das ganze Land geleitet. Die Cheopspyramide wird erstiegen; auf Eseln macht die Gesellschaft einen Abstecher in die Wüste und zu den berühmten Tempeln und Apisgräbern von Sakkara. Ueberall finden sich alte Schüler, die, als Aerzte dort angesiedelt, bereitwilligst die Führung des berühmten Lehrers übernehmen. Von Cairo nach Ismaila und von dort durch den Suezcanal nach Port Said war damals noch eine sehr mangelhafte Verbindung, aber in dem begeisterten Studium der uralten Cultur achtet Hofmann keinerlei Mühseligkeit. Von Port Said geht es zu Schiff nach Jaffa, von da nach Jerusalem, aber welche Enttäuschung, es ist die Stadt, »wo man mit Religion Handel treibt!« Unsere Reisenden besuchen alle aus der Bibel uns bekannten Stätten; vom Oelberg erblicken sie in weiter Ferne den Jordan, den sie aber nicht mehr erreichen. Nach dem Besuch von Bethlehem und Gethsemane wird der Rückweg angetreten, auf dem man mehreren Karawanen begegnet, die Pilger vom Osterfest nach dem Meere zurückführen. In Jaffa schiffen sich die Reisenden wieder ein nach Beirut; dann wird zu Wagen der Libanon und Antilibanon überschritten, bis der rauschende Barrada, von den Alten der gold-

führende, *χρυσόδοξας*, genannt, den Weg nach Damascus zeigt. Auf dem Rückwege wurde noch ein Abstecher nach Baalbeck, der Sonnenstadt, Heliopolis der Griechen, gemacht, wo Hofmann mit intensivstem Interesse die Trümmer von drei aufeinander folgenden Culturstätten studirt; er hätte, wie seine Frau berichtet, gern jeden Stein untersucht, aber die Zeit drängt, in Beirut musste das Schiff nach Konstantinopel erreicht werden. Es war nur noch ein einziger Platz erster Cajüte zu bekommen und dieser wurde natürlich der Frau überlassen. Hofmann liess sich ohne Beeinträchtigung seines Humors in die zweite Cajüte stecken. Die Fahrt war stürmisch, und als die Gattin angstvoll, um nach ihrem Manne auszuschauen, auf das Verdeck kletterte, sah sie eine Gestalt auf allen Vieren auf sich zu kriechen: siehe da, es war Hofmann, der, von gleicher Besorgniss gequält, sich von dem Befinden seiner schöneren Hälfte überzeugen wollte, aufrecht aber sich nicht halten konnte. In Cypren wurde gelandet und »edler Cypserwein« gekostet, Rhodus wird angelaufen; in Smyrna gestattete ein 24-stündiger Aufenthalt, einmal wieder an Land die Glieder zu strecken und das gestörte Gleichgewicht etwas herzustellen. Ein achttägiger Aufenthalt in Konstantinopel beschloss die Orientfahrt, und mit leidenschaftlichem Feuereifer wurde in Berlin die Arbeit wieder aufgenommen.

Im Herbst desselben Jahres unternahm Hofmann mit Dr. Geyger, der auf vielen Reisen sein Begleiter war, und Dr. Borgmann eine Wanderung in die Abruzzen. Ueber seine Besteigung des Gran Sasso d'Italia sendet er der Gattin ausführlichen Bericht.

Der Expedition schlossen sich ein italienischer Militärarzt Tursini und dessen Bruder, sowie der Apotheker Borone, den Hofmann als sehr liebenswürdig schildert, in Camarca an. Man beschaffte Maulesel und Pferde, und begleitet von zwei Führern zog die Cavalcade den Berg hinauf. Jenseits des ersten Bergsattels, Portella, senkt sich das Terrain wieder und die Gegend wird sehr einsam. Man begegnet nur dann und wann Karawanen von Maulthieren, die beladen mit Eis vom Gran Sasso herabkommen. Man hatte sich in Camarca beim Frühstück etwas zu lange aufgehalten, es wurde dunkel und bitter kalt; mit Freuden wurde daher Lichtschein und Hundegebell begrüsst.

»Es waren ein Paar Schafhütten, auf die wir trafen, und wo wir eine Gesellschaft italienischer Alpinisten kennen lernten. Nun wurde ausgepackt und ein grosses Feuer angezündet. Wir assen und tranken wie Könige. Nach dem Mahle wurden italienische und deutsche Lieder gesungen, und Dr. Borgmann's hoher Tenor elektrisirte die Italiener.«

Nach dem Abzug der Italiener begaben sich unsere Reisenden in der Schafhütte zur Ruhe, die jedoch durch springende und beissende Einquartirung vielfach gestört und durch frühzeitigen Abmarsch unter-

brochen wird. Der Weg auf den Berg ist sehr steil, steinig und mühsam, und die Begleiter wären sehr gern umgekehrt. »Ma questa salita è terribile,« seufzte der etwas corpulente Doctor. Die Hoffnung, der alte Herr würde die Anstrengung des Steigens denn doch etwas zu gross finden, wird aber an dessen zäher Ausdauer zu Schanden.

»Ich stieg 100 Secunden (durch leises Zählen festgestellt) und ruhte dann wieder 100 Secunden. Aber ich fühlte meine Verantwortung, wäre ich einen Augenblick zweifelhaft geworden, so wäre die Expedition verunglückt, denn Dr. Geyger sowohl wie Doctor und Apotheker wären froh gewesen, wenn ich nachgegeben hätte.«

So kam also die ganze Gesellschaft zum Gipfel, wo sie durch entzückende Aussicht belohnt wurde.

»Wir waren etwa 14 Stunden unterwegs gewesen«, schreibt Hofmann, »etwa 9 Stunden auf unseren Beinen und 5 im Sattel. Ich bin mit meiner Leistung zufrieden, denn ich bin eigentlich nicht erschöpft, aber die Anstrengung war doch so gross, dass ich den ganzen Tag nichts essen konnte, die Tour also ganz nüchtern gemacht habe.«

Dass in Camarca der Reisenden ein köstliches Diner wartet, erschreckt ihn, aber schon nach der Suppe ist er wieder ganz bei der Hand, sodass er seine Nachbarinnen, »von denen eine wunderschön war, wirklich so schön, dass ich alle meine Müdigkeit vergass«, auf das angelegentlichste unterhält.

»Heute Morgen«, heisst es weiter, »habe ich bis 9 Uhr geschlafen und bin kerngesund aufgestanden; kein Schnupfen, kein Husten und keine Spur von Müdigkeit, weder in den Beinen, noch in demjenigen Theile des Körpers, der zum Reiten dient. Meine Stiefel dagegen haben stark gelitten, auf dem einen ist die Sohle durchgelaufen, auf dem anderen fehlt der Absatz; es sind aber die alten, welche schon im Orient waren.

Morgen gehen wir nach Rom; der Gesundheitszustand ist überall gut, mit Ausnahme von Spezia, welches wir deshalb vermeiden. Nun aber adio.«

Im Winter 1886 verlor Hofmann den einzigen geliebten Bruder Fritz. Der letzte an diesen gerichtete Brief, der uns vorliegt, fordert den Bruder dringend auf, nach Berlin zu kommen, um sich wegen seiner asthmatischen Beschwerden eingehender ärztlicher Untersuchung und Behandlung zu unterziehen. Hofmann schreibt, er habe sich nach den geeignetsten Aerzten erkundigt, es seien ihm Leyden und Frenzel genannt worden; der Letztere, sein Hausarzt, zu dem er grosses Zutrauen habe, sei gern bereit, den Bruder in Steinfurt zu besuchen, rathe aber dringend, dass dieser lieber nach Berlin komme, wo längere Beobachtung, auch ärztliche Consultation, möglich sei. Frenzel meine, nach dem ihm geschilderten Krankheitsbilde könne

bei geeigneter Behandlung noch für Jahre hinaus ein ganz leidlicher Zustand hergestellt werden. Hofmann giebt sodann die eingehendste Anweisung, wie die Reise mit der geringsten Belästigung des Patienten auszuführen und welche Diät einzuhalten sei; er theilt Recepte mit und giebt sich die denkbarste Mühe, den Bruder zu der Reise zu bewegen. Es ist eine geradezu rührende Sorgfalt, die sich in dem Briefe ausspricht.

Hofmann war tief niedergedrückt durch den Tod des Bruders, an dem er mit schwärmerischer Verehrung hing. Aber elastisch wie immer, giebt er sich dem Schmerz nicht lange hin und trifft alsbald die Vorbereitungen zu einer Reise nach Italien.

Hier wie häufig in Hofmann's Erlebnissen überrascht der auffällige Contrast zwischen Intensität und Dauer der Empfindung. Als ich Hofmann's Familienbriefe zuerst zu Gesicht bekam, konnte ich mich des Gedankens nicht erwehren, er gebe seinen Empfindungen einen stark übertriebenen Ausdruck. Lernt man jedoch Hofmann's Charakter genauer kennen, so weist man diesen Gedanken gänzlich von der Hand; man überzeugt sich alsbald, dass er auch in seinen Briefen durchaus wahr und aufrichtig ist. Er hat sich eben, worauf ich schon anderweit hinwies, eine gewisse Kindlichkeit des Empfindens bewahrt, die in vieler Hinsicht die Grundlage bildet für seinen frohen Wagemuth, seine ungetrübte Heiterkeit, seine ungemaine Liebenswürdigkeit, die ihn den Schönheiten der Natur und der Kunst gegenüber so eminent genussfähig macht; sie kommt auch in dem sehr raschen Abflauen intensivster Gefühlserregung zu Tage.

Zu der italienischen Reise ladet er die jüngste Tochter des Bruders ein, um ihr durch Zerstreung über den ersten Kummer hinwegzuhelfen. In den Osterferien finden wir ihn mit Frau und Nichte und dem treuen Reisebegleiter Dr. Geyger in Italien. Der Vesuv wird zu Fuss erklimmen und zwar unter erschwerenden Umständen, da durch erstickende Schwefeldämpfe der gewöhnliche Weg ungangbar geworden war. Auf dem Rückweg wurde längerer Aufenthalt in Rom genommen. Die gründliche Erholung war um so nothwendiger gewesen, als den Zurückgekehrten alsbald die Vorbereitungen für die Naturforscherversammlung in Anspruch nahmen, für die Hofmann mit Virchow das Präsidium zu führen hatte.

Es war keine kleine Aufgabe; der Besuch der Versammlung war ein enormer. Der grosse Raum des Circus Renz war bis auf den letzten Platz besetzt von den aus allen Theilen Deutschlands herbeigeströmten Gelehrten und Aerzten. Wie freuten wir uns der jugendlichen Frische, der immer bereiten Geschäftsgewandtheit, der eleganten und verbindlichen Beredsamkeit des chemischen Präsidenten. Zur Erholung von den Anstrengungen der Naturforscherversammlung machte Hofmann noch im October einen Ausflug nach Chamonix.

Im Winter 1886/87 war die Wurtz-Biographie zu vollenden und im darauf folgenden Frühjahr wurde Hofmann als Experte in einem Vergiftungsprocesse in Anspruch genommen, so dass die gewohnte Ferienreise ausfallen musste. Dafür wird im Herbst längerer Aufenthalt in Tarasp genommen, von wo man durch das Oberengadin und Bergell nach dem Comersee wandert, um zuletzt in Venedig längere Station zu machen.

Auf dieser Reise, und zwar gelegentlich einer Besteigung des Schafberges bei Pontresina, wird Hofmann zum ersten Mal von den heftigen Beklemmungen befallen, die, auf ein Herzleiden hinweisend, zu grösster Vorsicht mahnen. Freilich folgt der Patient, sobald der Anfall vorüber und das alte Kraftgefühl wiedergekehrt ist, den Anordnungen des Arztes nur mit Widerstreben und gelegentlichen starken Ausschreitungen.

Im November desselben Jahres nahm Dr. Geyger, der so oft Hofmann's treuer Reisebegleiter gewesen war und auch die gerade besprochene Reise mitgemacht hatte, zu Hofmann's tiefster Bekümmerniss sich das Leben; man weiss nicht sicher, welche Umstände diesen verzweifelten Entschluss veranlasst haben¹⁾.

Zur Eröffnung der letzten Sitzung der Deutschen chemischen Gesellschaft vor den Osterferien 1888 am 12. März giebt Hofmann dem tiefen, ganz Deutschland durchzuckenden Schmerz über das Hinscheiden des allverehrten Kaisers Wilhelm in kurzen tief ergreifenden Worten Ausdruck²⁾.

Nicht sei hier der Ort, sagt er, zu reden von dem weltgeschichtlichen Wirken des Kaisers, von den Grossthaten des ruhmgekrönten Feldherrn, der den Traum unserer Väter, die Einigung der deutschen Stämme in dem wiedererstandenen deutschen Reiche glanzvoll verwirklicht hat.

»Aber ich darf und will Sie daran erinnern, wie der gewaltige Kriegsherr, mit dem Lorbeer des Siegers um die Schläfe, stets bedacht gewesen ist, die Segnungen des Friedens zu sichern, welche uns gestattet haben, ungestört das Feld der Wissenschaft zu pflügen, wie der mächtige Völkerbeherrscher, mit dem Steuer des Staates in der Hand und mit der Sorge um den Ausbau des neu begründeten Reiches im Herzen, stets ein offenes Auge für die Wissenschaft behalten hat, wie es ihm stets ein Anliegen gewesen ist, dass der wissenschaftliche Ruhm unseres Vaterlandes gleichen Schritt halte mit dem Ruhm seiner Waffen, wie unter seinem Scepter auf allen unseren Hochschulen ragende Paläste und Tempel der Wissenschaft erstanden sind, reich ausgestattet mit allen Mitteln der Forschung, und wie der glorreiche Zurückeroberer der deutschen

¹⁾ Vgl. diese Berichte 21, II, 3025; Erinnerungen, III, 159 ff.

²⁾ Ibid. 21, I, 775.

Westmark keinen Augenblick gezögert hat, die alte deutsche Universalität Strassburg zu neuem Leben zu erwecken in der festen Zuversicht, dass sie die Fackel werden wird, an der sich die Liebe des wiedergewonnenen Volksstammes zu dem deutschen Volksstamme von Neuem entzündet.

Aber Kaiser Wilhelm war nicht nur der Beschützer der Wissenschaft, nicht minder dürfen wir in ihm den Freund der Wissenschaft, welcher jeden ihrer Fortschritte mit lebhafter Theilnahme begrüßte, bewundern und verehren. Keine hervorragende Erscheinung auf wissenschaftlichem Gebiete, insbesondere wenn sie sich in den Dienst des Lebens zu stellen versprach, welche nicht alsbald die Aufmerksamkeit des Fürsten erregt, über welche er nicht alsbald näheren Aufschluss begehrt hätte.«

Hofmann erinnert sodann an die Vorlesungen, die er selbst Sr. Majestät halten durfte, die oben schon besprochene, über Verflüssigung von Gasen, über Anilinfarben, über Spectralanalyse; an die Letztere knüpfte er die Erzählung einer Episode, aus der man ersieht, wie ernstlich das Interesse war, das der Kaiser diesen wissenschaftlichen Dingen entgegenbrachte. Am Schlusse der Vorlesung sei der Kaiser an den Experimentirtisch herantreten, um ein freundliches Wort an den Docenten zu richten:

»Ich freue mich«, sagte der Kaiser, »ein besseres Verständniss dieser bewunderungswürdigen Ergebnisse deutscher Forschung gewonnen zu haben, von denen ich schon soviel gehört hatte; ich darf aber auch versichern, dass ich redlich bemüht gewesen bin, mich für diesen Abend vorzubereiten. Man hatte mich darauf aufmerksam gemacht, dass das Sonnenspectrum in dem Vortrage eine Rolle spielen werde; da nun aber die Sonne des Abends nicht zu scheinen pflegt, so bin ich heute Mittag nach der Sternwarte gefahren und habe mir dort das Sonnenspectrum zeigen lassen.«

In das Jahr 1888 fällt Hofmann's 70. Geburtstag. Dass dieser Tag Veranlassung gab, dem gefeierten Forscher, dem allverehrten und geliebten Lehrer von allen Seiten, von Nah und Fern Ovationen darzubringen, ist selbstverständlich.

In erster Linie natürlich beglückwünschte ihn die Familie; sie versammelte sich früh 9 Uhr in den festlich geschmückten Räumen und beschenkte den pater familias mit einem schönen Familienalbum.

Dann folgten die Assistenten, die ja, wenn auch nur vorübergehend, zu der Familie des Professors zu gehören pflegen; sie überreichten gleichfalls ein Album.

Bald aber strömen von allen Seiten Freunde, Verehrer, frühere Schüler dem Hause Dorotheenstrasse 10 zu, dem Jubilar ihre Glückwünsche darzubringen. Gratulationsschreiben und Telegramme von Nah und Fern liefen in ununterbrochener Reihe ein. Kaiser Friedrich

sendete ein Handschreiben mit seinen Glückwünschen und verlieh Hofmann für seine grossen Verdienste um die Wissenschaft den erblichen Adel. Die Kaiserin Friedrich sendete ihr mit eigenhändiger Widmung versehenes Portrait. Auch die Königin von England hatte mit einem Glückwunsch ihr Portrait geschickt. Der Prinzregent von Bayern ehrte Hofmann durch Verleihung des St. Michaelsorden 2. Kl. mit Stern.

Eine besondere Feier hatte die Deutsche chemische Gesellschaft zu Ehren ihres Präsidenten vorbereitet.

Schon im Winter des Vorjahres war der Vorstand der Gesellschaft mit den Vertretern der englischen, italienischen, niederländischen und amerikanischen Chemiker, Sir Frederik Abel, Prof. Stanislaw Cannizzaro, Dr. van Dorp und Prof. Wolcott Gibbs, zu einem Comité behufs Vorbereitung dieser Feier zusammengetreten. Um der Huldigung für den Gefeierten bleibenden Ausdruck zu geben, war man übereingekommen, Hofmann's Portraitbüste in Marmor von berufenster Künstlerhand herstellen zu lassen und ausserdem für eine Hofmann-Stiftung ein Capital zu sammeln, dessen Verwendung zu bestimmen, dem Jubilar überlassen werde.

Der Anruf des Comité's zur Unterstützung dieses Unternehmens fand in den weitesten Kreisen freudiges Entgegenkommen.

Am Morgen des 8. April erscheint also der Vorstand der Gesellschaft Dorotheenstrasse 10. Ein studentischer Chor trägt zur Begrüssung des Jubilars eine von Emil Jacobsen gedichtete Hymne vor:

In dem Bund erlauchter Geister,
Deutschen Wissens weiser Meister
Strahlt Dein Name hell und klar.
Deine Schüler und Verehrer
Bringen heute ihrem Lehrer
Heisse Segenswünsche dar.

Nimm für Das, was Du gegeben,
Uns in arbeitsreichem Leben,
Schaffensfrohem Forscherdrang,
Nimm der Erdengaben beste,
Nimm zu diesem Jubelfeste
Freier Männer freien Dank.

Nachdem der Gesang verklungen, verliest der Vicepräsident unserer Gesellschaft eine Ansprache, welche Hofmann's unschätzbare Verdienste um Wissenschaft und Industrie, sowie insbesondere um die Förderung unserer Gesellschaft in den wärmsten Worten hervorhebt; am Schluss seiner Rede überreicht er dem Jubilar eine mit allegorischen, auf Hofmann's wissenschaftliche Arbeiten bezüglichen Figuren reich geschmückte Adresse, deren künstlerische Ausstattung von dem Maler Röhling herrührt.

Sodann findet die Enthüllung der von Professor Schaper meisterhaft gearbeiteten Marmorbüste statt, die Hofmann's Züge mit vollendeter Aehnlichkeit in geistvoller Auffassung wiedergiebt; sie wird der Familie als Geschenk übergeben.

Nun folgt eine kurze Ansprache des Schatzmeisters der Gesellschaft, Hrn. Dr. J. F. Holtz, der den Ertrag der für die Gründung einer Hofmann-Stiftung veranstalteten Geldsammlung in einer geschmackvoll ausgestatteten Cassette dem Jubilar überreichte. Mit Beiträgen hatten sich Schüler, Freunde, Verehrer Hofmann's aus allen civilisirten Nationen der Erde betheiligt; es waren etwa 35000 *M*

Tiefbewegt dankte Hofmann für die zahlreichen Beweise der Liebe und Verehrung; anknüpfend an das Goethe'sche Wort:

Seh' ich die Werke der Meister an,
So seh' ich das, was sie gethan,
Betracht' ich meine Siebensachen,
Seh' ich, was ich hätte sollen machen. —

bezeichnet er die Würdigung seiner Leistungen für Wissenschaft und Technik als weit über sein Verdienst hinausgehend. Die Anerkennung dürfe er für sich in Anspruch nehmen, dass sein Leben ein arbeitsreiches gewesen sei, und dass er stets mit Eifer sich bemüht habe, der Wissenschaft zu dienen. Das Ergebniss dieses Strebens bleibe aber weit hinter dem zurück, was Andere erreicht haben und lasse sich kurz dahin zusammenfassen: *multa non multum*.

Mit dieser bescheidenen Auffassung der eigenen Verdienste im Widerspruch stand die begeisterte Huldigung, welche die italienischen Vertreter unserer Wissenschaft durch Professor Dennstedt Hofmann darbrachten, denen sich in gleicher Weise die Universität Göttingen, vertreten durch Victor Meyer, anschloss. Es folgten dann die Gratulationen und Ehrenbezeugungen einer schier unendlichen Reihe von academischen und wissenschaftlichen Deputationen, deren Gedanken einmüthig in dem Wunsche gipfelten, dass es dem Jubilar noch lange Jahre vergönnt sein möge, in der bisherigen Jugendfrische die Früchte seiner Geistesarbeit der Wissenschaft wie der Industrie dienstbar zu machen.

Seinen Dank spricht Hofmann dem Comité darnach nochmals schriftlich aus. Was die Hofmann-Stiftung anlangt, so ergänzt er aus eigenen Mitteln das Capital auf 50000 *M*. Das so — um einen von dem bayrischen Minister Lutz in den deutschen Sprachschatz eingeführten Ausdruck zu gebrauchen — aufgerundete Capital schlägt er vor, der Unterstützung experimenteller Forschung auf dem Gebiete der Chemie zu widmen. Es sei ihm ein angenehmer Gedanke, sich in den Sommerferien mit der Feststellung des Statuts zu beschäftigen. Jedenfalls, meint er, seien zwei Gesichtspunkte festzuhalten: 1. dass der Vorstand der Deutschen chemischen Gesellschaft in letzter Instanz

darüber zu entscheiden habe, wie der experimentellen Forschung jeweilig am besten gedient werde, 2. dass die Mittel einer aus internationalen Beiträgen errichteten Stiftung unabhängig von jeder nationalen Beschränkung zur Verwendung gelangen.

Zu dieser beabsichtigten Ausarbeitung des Statuts ist Hofmann nicht mehr gekommen. Ein Theil des Capitals ist bekanntlich für das Hofmann-Haus verwendet worden, eine Verwendung, die sicherlich den Intentionen Hofmann's nicht widerspricht, denn die Deutsche chemische Gesellschaft hat längst internationale Bedeutung gewonnen.

Am Tage nach dem Geburtstage wurde Hofmann von der Kaiserin-Mutter in Audienz empfangen, die ihm dabei ihr Bildniß, sowie das des Kaisers Wilhelm in schöner Umrahmung überreichen liess.

Von den Strapazen der Geburtstagsfeier sucht Hofmann Erholung in dem geliebten Italien. Mitte April finden wir ihn in Begleitung seiner Gattin in der palastreichen Stadt, die vom Strande des blauen Meeres an steilem Bergeshang amphitheatralisch emporsteigt und den mastenstarrenden Hafen wie mit liebenden Armen umfasst, in Genua. Eine dreitägige Fusswanderung die Riviera di levante entlang nach Sestri entzückt ihn derart, dass er sie drei Jahre später, von zwei Söhnen und zwei Töchtern begleitet, wiederholt. Von Florenz eilt man zurück; das Semester hat längst begonnen, es ist schon Mitte Mai.

Die Studentenschaft hatte nur auf seine Rückkehr gewartet, um seinen Geburtstag nachträglich mit einem festlichen Commerc zu feiern¹⁾. Es war eine illustre Gesellschaft, die sich zu diesem Commerc am 31. Mai in dem Wintergarten des Centralhotels versammelte.

Der festliche Raum prangte im reichsten Schmucke. Auf der Bühne stand zwischen den Büsten Kaiser Friedrich's und des Kronprinzen, umgeben von exotischen Pflanzen, der Gypsabguss der Schaper'schen Büste Hofmann's. Die Banner der Universität und der militärärztlichen Bildungsanstalten, sowie die Fahnen vieler studentischer Verbindungen umgaben in weitem Bogen die Gruppe der Büsten. Der weite Raum war bereits dicht gefüllt, als gegen 8 $\frac{1}{2}$ Uhr unter dem Jubel der festlichen Versammlung Hofmann mit seiner Familie eintrat. Während Gattin und Töchter, mit reichen Blumenspenden empfangen, auf der den Damen eingeräumten Estrade Platz nahmen, wurde Hofmann selbst nach der Tafel der Ehrengäste geleitet, wo ein Kreis hervorragender Männer seiner harrte. Von der Universität waren da der Rector, der Decan der philosophischen Facultät und eine stattliche Anzahl von Collegen, darunter v. Helmholtz, Bardeleben, Virchow, v. Gneist, v. Richthofen, Dubois Reymond; weiter waren Vertreter der landwirthschaftlichen und der thierärzt-

¹⁾ Aus «Die Post» Nr. 149 vom 2. Juni 1888.

lichen Hochschule, sowie der Bergacademie erschienen. Die Academie der Wissenschaften war durch ihren ständigen Secretär Curtius vertreten; auch das Reichsgesundheitsamt, die chemische und die polytechnische Gesellschaft, sowie der deutsche Apothekerbund hatten zu der Feier Vertreter gesendet. Von auswärts waren erschienen die beiden chinesischen Gelehrten Knei-Sin und Pan-Fei-Shing, der japanische Docent Tetsenfiro Inonije und der Scheik Hassan Taufik. Amerika war durch Karl Schurz vertreten, der einige Jahre vorher bei der Eröffnung der Northern Pacific mit Hofmann enge Freundschaft geschlossen hatte und eigens zu dieser Feier nach Berlin zurückgekehrt war; Hofmann behielt ihn während des ganzen Abends an seiner Seite. Alle Berliner Hochschulen hatten Mitglieder ihrer Ausschüsse zum Commers entsendet. Von den Körperschaften der Universität hatten sich nur die Corps und der Verein deutscher Studenten fern gehalten.

Um 9 Uhr eröffnete der Vorsitzende des Aüsschusses stud. theol. Siegesmund den Commers mit dem Salamander auf Kaiser Friedrich. Sodann feierte stud. phil. Paul Fittig Hofmann als Mann, als Gelehrten und als Redner, und brausend durch den Saal erklang's:

»Stosst an, Hofmann soll leben, Hurrah, Hoch!«

Unter stürmischem Beifall nahm nun Hofmann das Wort, um herzlichen Dank zu sagen für die ihm dargebrachten Ovationen, daneben aber auch dafür, dass das Comité weit über den Kreis der academischen Collegen hinaus auch alle diejenigen geladen, mit denen er seit Jahren in vertrautestem Verkehr stehe und deren Anwesenheit ihn gerade heute hoch beglücke. Er verwies in dieser Beziehung besonders auf Karl Schurz, mit dem er einst den amerikanischen Continent durchmessen und den er hier nun zum ersten Mal seit jener Zeit wiedersehe. »In der That«, so fuhr er fort, »für den Eindruck, den meine Seele aus diesem Saale mitnimmt, ist die Arbeit eines Menschenlebens kein zu hoher Preis gewesen.« Er schilderte dann, wie er eine Zeit lang im Zweifel gewesen sei, ob er unter den ernstesten Zeitverhältnissen der Einladung Folge geben solle, die günstigen Nachrichten aus Charlottenburg hätten schliesslich seine Bedenken besiegt. »Hoffen wir, dass die Gesundheit des Kaisers, welche gleichbedeutend ist mit der Wohlfahrt des Vaterlandes, recht bald wieder hergestellt sei, dann wollen wir einen Commers feiern, wie ihn die Berliner Universität noch nicht erlebt hat.« Mit köstlichem Humor bespricht er sodann die Bedenken, die sein hohes Alter ihm bezüglich der Einladung zum Commers bereitet. »Das Alter ist eine unliebsame Erfindung; es will wohl Jeder alt werden, aber Keiner alt sein. Wenn es wahr wäre, dass der 70-jährige schon der Vergangenheit angehört, dann sollte man eigentlich den 70. Geburtstag garnicht besonders feiern; aber ich meine, es ist auch dem 70-jährigen nicht benommen,

an dem Fortschritte der Wissenschaften noch Theil zu nehmen, und da mir ein junger Commilitone mittheilte, dass im Falle meiner Ablehnung das Semester ganz commerslos verlaufen würde — Dubois und Bardeleben sind nämlich, wie er sich ausdrückte, erst im nächsten Wintersemester fällig —, so habe ich die Einladung angenommen in der Erwägung, dass ein Commers mit Sang und Klang den immerhin schweren Eintritt in die achte Dekade etwas erleichtert. Sie wissen, das Recept des Steines der Weisen mit seiner verjüngenden Kraft ist verloren, aber ein Trost ist uns geblieben, ich habe ein Surrogat gefunden, und dieses verjüngende Surrogat ist der Verkehr mit der Jugend, mit der Jugend, welche mit vollem schäumendem Becher in der Hand das Auge nach den höchsten Aufgaben der Wissenschaft hinrichtet und die schaffende Geisteskraft, die in ihr waltet, einsetzt, um diese Aufgaben zu lösen. Dieser wahren, edlen, gottbegeisterten, goldenen Jugend ein Hoch, einen feurigen Salamander!«

Minutenlang dauerte der Jubel an, welcher der Rede folgte.

Wie eine Variation auf das von Hofmann angeschlagene Thema erklang das von Prof. F. R. Maercker eigens für den Hofmann-Commers gedichtete Lied:

Alt ist die Welt und doch so jung,
 Sie glänzt wie neugeboren,
 Seht, Alles rollt in frischem Schwung,
 Nichts geht der Kraft verloren.
 Wie freudig lacht der Sterne Schein,
 So müsst auch Ihr es treiben,
 Du musst verstehen alt zu sein
 Und dennoch jung zu bleiben!

Wie schnellt der Strom, wie sprosst der Wald,
 Das sind des Frühlings Zauber,
 Das ist der Jugend Gottgewalt,
 Süß girren Taub' und Tauber.
 So müsst Ihr Eure Namen fein
 In's Buch des Lebens schreiben,
 Du musst verstehen alt zu sein
 Und dennoch jung zu bleiben!

In ew'gen Bahnen schafft Natur
 Mit alter Macht die Welten,
 Wie sie des Himmels sonn'ge Flur
 Seit Anbeginn erhalten.
 So lasst auch Eures Herzens Schrein
 Stets neue Blüthen treiben,
 Natur, du lehr' uns alt zu sein
 Und dennoch jung zu bleiben.

Das Hoch auf die academischen Lehrer brachte stud. phil. Wilh. Zemke aus. Nach ihm betrat Professor von Gneist die Tribüne, um Karl Schurz zu feiern, der den deutschen Namen jenseits des Oceans mit Ruhm bedeckt, und dessen Wirken die Gewissheit gebe, dass die amerikanische Riesenrepublik nie vergessen werde, was sie dem deutschen Element, dem deutschen kategorischen Imperativ, dem deutschen Idealismus der Staatsideen verdanke. Mit Begeisterung stimmte die Festversammlung in das Hoch auf Karl Schurz ein und jubelte ihm zu, als er bald darauf selbst auf der Tribüne erschien.

»Commilitonen. Ich kann Sie so nennen«, so begann Karl Schurz, »denn auch ich bin ein deutscher Student gewesen. Mit der Einladung, die mich hierher gerufen zu diesem Fest, ist mir eine grosse Ehre geworden, und die Form der Grüsse, mit der Sie mich empfangen, hat diese Ehre vergrössert, sodass diese Stunden hier mir stets eine theure Erinnerung bleiben werden. Aber wir dürfen uns nicht erlauben, den Zweck dieses Festes auch nur für einen Augenblick aus dem Auge zu verlieren. Ich stehe hier und bin stolz darauf, zu der Huldigung, welche Sie unserem Jubilar dargebracht, noch den Tribut hinzuzufügen, den ihm seine zahlreichen Schüler, Freunde und Verehrer aus der neuen Welt senden. Es ist mir besonders der ehrenvolle Auftrag geworden, im Namen der amerikanischen Studenten an der Berliner Universität — es sind deren 160 — dem Professor zu danken für die Güte und Freundlichkeit, mit der er als ihr Lehrer sie empfangen und geführt hat. Sie hören es nicht selten sagen, dass das amerikanische Volk aus Leuten bestehe, deren ganzes Leben in der Jagd nach dem allmächtigen Dollar aufgehe, die für nichts Sinn haben, als was sich in baare Münze umsetzen lasse. Ich bitte Sie, glauben Sie das nicht. Ein Volk, das sich die wilden Nationen eines grossen Continentes unterjochen musste, um sich einen Wohnsitz zu schaffen, hatte in der That materielle Probleme zu lösen und musste sich den harten Aufgaben des Tages widmen, aber es weht jetzt ein geistiger Hauch dort, der Jedem Achtung abnöthigt, der ihn kennt. Auch wir Amerikaner kennen und ehren den Mann, der in der stillen Werkstatt der Wissenschaft schafft. Wohl kein hervorragender Vertreter der Wissenschaft in der Welt ist den Amerikanern fremd, und hoch, besonders hoch schätzen sie auch den grossen Meister auf seinem Gebiete, den Sie heute Abend feiern, der nicht zu denen gehört, welche glauben, ihrer Würde etwas zu vergeben, wenn sie als Gelehrte verständlich sind. Wir Amerikaner verehren Hofmann vornehmlich, weil das, was er als Gelehrter gesagt, nicht erst aus dem Gelehrtenstil in das Menschliche übersetzt werden muss, weil er die grosse Kunst versteht, die Wissenschaft zu popularisiren, ohne sie zu verflachen. Wir verehren ihn aber auch als einen im

höchsten Sinne des Wortes ehrenwerthen und in unwiderstehlichstem Maasse liebenswürdigen Menschen. Wie er auf seinem Gebiete der Wissenschaft nicht allein ein Fürst, sondern auch ein Volksmann ist, so ist er als Mensch einer von denen, denen es eine Lust ist, aller Menschen Freund zu sein, und von dem Freund genannt zu werden, für Jeden eine Ehre ist. Vor einiger Zeit mögen Einige von Ihnen gelesen haben, dass Fürst Bismarck mir gegenüber äusserte: »Die ersten 70 Jahre des Lebens sind doch die besten.« Lassen Sie mich beiläufig bemerken, dass Sie das, was sonst über jene Conversation geschrieben und gedruckt ist, nicht zu glauben brauchen, wenn Sie nicht wollen, aber für diese Aeußerung des Fürsten stehe ich ein. Die ersten 70 Jahre sind allerdings in den meisten Fällen die besten, aber hoffen wir, dass bei dem Fürsten, wie bei dem Jubilar die zweiten den ersten gleich kommen. (Beifall.) Erlauben Sie mir nur noch ein Wort. Es ist das erste Mal, dass ich in einem grösseren Kreise mit deutschen Studenten zusammenkomme, seitdem ich vor 40 Jahren die Universität verliess. Viel Zeit ist seitdem verflossen und viel Lebenserfahrung hat sich mittlerweile aufgehürmt. Wenn ich aber diese Versammlung sehe, dann werden in mir jene Gefühle wieder wach, die damals mein akademisches Leben erfüllten, jener heisse Idealismus, der nicht an Unerreichbares glauben wollte, wenn es an die grossen Aufgaben des Lebens ging, jener Idealismus, den ich um keinen Preis aus meinem Gedächtniss streichen möchte, der in meinem langen Leben zur steten Inspiration meines Strebens und Wirkens geblieben. Und wenn ich jener Tage gedenke und das, was ich damals erfuhr, prüfe an dem Prüfstein der seither gesammelten Lebenserfahrungen, dann steigt in mir das Bild der deutschen Universitäten auf in der alten Glorie, der deutschen Universitäten, die eine der grossen Rüstkammern in der Geschichte des Volkes waren, in welcher der Deutsche seine Waffen holte, mit denen er die grossen Siege auf den Schlachtfeldern des Gedankens erkämpft hat (Beifall), jener Universitäten, die zugleich Hochschulen der Welt geworden, zu denen Schüler kommen aus beiden Hemisphären. Erlauben Sie mir als einem, der einem neuen Vaterlande angehört, aber dem alten keineswegs entfremdet ist, ein Hoch auszubringen auf das, was mir theuer ist, wie Ihnen, auf die deutschen Universitäten.«

Wohl selten wurde ein Hoch begeisterter aufgenommen, als dieses, und lange dauerte es, ehe die Wogen des Beifalls verrauschten. Der Rector Prof. Schwendener beantwortete sodann noch den den Professoren gewidmeten Toast mit einem Salamander auf die begeisterungsfähige, wissenschaftlich strebsame, academische Jugend, worauf der vom stud. math. Richard Loose ausgebrachte Toast auf die Damen zur Fidelitas überleitete.

Die Vorlesung über organische Chemie musste sich in diesem Sommersemester arge Compression und Beschneidung gefallen lassen. Schon in der zweiten Woche des Juni reist Hofmann abermals nach Italien, um der Universität Bologna zu ihrem 800-jährigen Jubiläum als Abgesandter der heimischen Universität deren Glückwünsche zu überbringen.

Zu dieser Feier hatten sich Gelehrte aus allen Welttheilen in Bologna zusammengefunden. Nicht nur waren sämtliche Universitäten und gelehrten Körperschaften Europa's und Nord-Amerika's vertreten, sondern auch aus Süd - Amerika von Buenos Aires und San Jago, aus Asien von Bombay waren Abgesandte erschienen, und Australien war durch Delegirte aus Adelaide und Sidney, Neuseeland durch eine Abordnung der Hochschulen von Wellington und Dunedin vertreten.

Nach allen Berichten¹⁾ war es ein ganz herrliches Fest, das nicht nur von den Angehörigen der Universität und den Bewohnern Bologna's, sondern von ganz Italien mit einer Begeisterung gefeiert wurde, gegen deren Wärme selbst die glühende Juni-Sonne nicht aufkommen konnte. Das Jubiläum der Universität gab nur die Kette ab; der Einschuss, der den tragenden Faden mit farbreichen, glänzenden Mustern fast überdeckte, war politischer Art, die freudige Genugthuung über die unter der Führung des Hauses Savoyen glücklich vollzogene Einigung Italien's.

Dieser Grundstimmung entsprach der Beginn der Feier: am 11. Juni wurde in Gegenwart des Königs Humbert und der schönen Königin Margherita, sowie des Kronprinzen, Herzogs von Neapel, welche alle dem Feste während seines ganzen Verlaufes beiwohnten, die prachtvolle Reiterstatue Victor Emanuel's enthüllt.

Der Hauptfestact war am nächsten Tage in dem Cortile des früheren Universitätsgebäudes, das Archiginnasio, einem Hof von unvergleichlicher Schönheit. Der quadratisch offene Raum ist von vier Säulenhallen umgeben, über denen sich Bogengänge erheben. Die freien Räume zwischen den Säulenarchitraven und den Ballustraden der Bogengänge waren mit Kränzen und Bouqueten geschmückt; das Ganze war mit einem zeltförmigen Velarium aus weissen und rothen Stoffen überdeckt, die von leichtem Winde bewegt, glitzernde Lichter bald hierhin, bald dorthin spielen liessen. Die oberen Säulengänge waren für die Damen vorbehalten, die in festlichem Schmucke, von

¹⁾ Der Güte des Hrn. Geh. Rath Fitting, der als Abgesandter der Universität Halle a./S. das Fest mitmachte und auch zu den damals proclamirten Ehrendoctoren gehörte, verdanke ich die betreffenden Nummern der Bologneser Zeitungen, ferner die Berichte des Hrn. Tille im Leipziger Tageblatt, und einen der Universität Heidelberg erstatteten Bericht des Hrn. Prof. Merx.

Blumen und edlen Steinen glänzend, von den Arcaden eingerahmt, ein Bild boten, wie das farbenreiche Gemälde eines Paul Veronese. In diesen Raum also begab sich der Festzug, der sich im Hofe des jetzigen Universitätsgebäudes gesammelt hatte, die Theilnehmer des Zuges meist in ihren charakteristischen alterthümlichen Amtstrachten. Wo immer der Zug die Strassen passirte, wurde er von der in den Säulenhallen sich drängenden, fröhlichen Menge mit jauchzenden Evvivas begrüsst; überall klang den deutschen Abgesandten begeistertes Evviva Germania entgegen. Die Strassen waren mit Blumen bestreut und aus den Fenstern wurde der Zug von den freudestrahlenden jubelnden Zuschauern und Zuschauerinnen mit Blumen, Lorbeer- und Eichen-Zweigen überschüttet.

Ganz besonderer Sympathie erfreuten sich die studentischen Abgesandten der deutschen Universitäten; es waren deren 14 erschienen mit Fahnen, die Meisten in »Wichs«, mit hohen Stulpenstiefeln, federgeschmückten Barets oder bunten Cerevismützen und mit Schärpen in den Universitätsfarben. Wo sie sich blicken liessen, da erschallte das Evviva Germania am lautesten. Die Bologneser Studenten fanden grosses Gefallen an der studentischen Tracht, sie litten daher nicht, dass die deutschen Commilitonen nach dem Festzug in »Civil« sich umkleideten, diese mussten während des ganzen Festes in Wichs erscheinen.

Nachdem der Unterrichtsminister Boselli die Versammlung begrüsst hatte, verlas der Rector ein Glückwunschsreiben unseres Kaisers, wohl der letzte officielle Act, den dieser vollzogen hat. Die grosse Festrede hielt Prof. Carducci. Dann folgte die Beglückwünschung der Universität Bologna durch die Abgesandten, sowie die Ueberreichung der Adressen und Gratulationstafeln.

Für die deutschen Universitäten sprach Hofmann, wie der Bericht des Resto de Carlino sagt, in correttissimo Italiano.

Dass er für die sämmtlichen deutschen Collegen sprechen dürfe, verdanke er dem traurigen Vorrecht des Alters. Vor einem halben Jahrhundert habe er in Bologna studirt (desta sensazione, grand applausi). Die adligen Wappen, welche die Wände des Archiginnasio zieren, bezeugten, dass häufig vornehme Familien Deutschlands ihre Söhne nach Bologna geschickt hätten, um zu Nutzen ihres Vaterlandes die Rechte zu studiren. Er habe hier bei dem berühmten Silvestro Gherardi Physik gehört und erinnere sich, dass dieser nach einem Vortrag über Galvani's Entdeckung ihn in die Via Vetturini geführt habe vor das Haus, auf dessen Balcon Galvani die berühmte Beobachtung der zuckenden Froschschenkel gemacht habe, welche Entdeckung Bologna den Ruhm verschaffte, für die durch die Entwicklung der positiven Wissenschaften bedingte Umwälzung der modernen Cultur den Anstoss gegeben zu haben. Mit einem Ausblick auf die

grossartigen Anwendungen der Elektrizität, die uns in den Stand gesetzt haben, der Zeit und des Raumes zu spotten und den wärmsten Wünschen für Bologna's alma mater schloss er seinen mit frenetischem Beifall aufgenommenen Glückwunsch.

Nach der etwas anstrengenden Feier — der Zug hatte schon einige Stunden in Anspruch genommen und Carducci's Festvortrag, eine ziemlich eingehende Geschichte der Universität Bologna's, hatte zwar nicht volle drei Stunden, wie die berühmte Rede Kuno Fischer's bei dem Heidelberger Jubelfest, aber doch reichlich lange gedauert —, waren die Vertreter der deutschen Universitäten, Lehrer und Studenten, von Hofmann zum Frühstück nach dem Hotel Italia geladen. Professoren und Studenten sassen in bunter Reihe an der Tafel und bald wurde es sehr animirt. »Ein Trinkspruch jagte den anderen«, berichtet der Leipziger Studiosus Tille¹⁾. »Sogar der jüngste Fuchs sprach und — natürlich auf Bologna's Damen. Die würdigen Herren hatten, wie auch wir, bemerkt, dass unter den Bologneserinnen auffallend viele sich durch Schönheit auszeichnen und mancher sprach einige weise Worte betreffs urgefährlicher schwarzer Augen, die uns sehr zu Herzen gingen, sodass wir uns fest vornahmen, nur noch die blonden Mädchen anzuschauen. Die Stimmung war ausserordentlich heiter und der Schaumwein floss in Strömen.«

Mit etwas weniger Befriedigung spricht von diesen Festtagen Carl Vogt in dem schon erwähnten Feuilleton über Hofmann²⁾.

»Wir sahen uns vor vier Jahren zum letzten Male in Bologna bei jener schrecklichen Säcularfeier, deren ganze Organisation darin bestand, dass man die Vertreter der Universitäten wie merkwürdige Thiere bei glühender Sonnenhitze durch die Strassen führte und sie abends mit einer Vorstellung von »Tristan und Isolde« labte. Nach dem ersten Acte brachen alle Deutschen auf. »Wohin geht Ihr?« fragte Wilhelm. »In's Bierhaus. Kommst Du mit.« — »Ach!« seufzte er, »ich thäte es gerne. Aber die Königin Margherita langweilt sich grässlich in ihrer Loge! Der König ist nicht gekommen. Sie hat mich bitten lassen — ich muss wohl hingehen!« Aber am anderen Tage holten wir es ein. Da sassen wir zusammen mit unserem Freunde Bumiller, dem gemüthlichen Schwaben, bei kühlem Chianti und plauderten zum Abschiede von den alten Zeiten und den alten

¹⁾ Leipziger Tageblatt, 1. Beilage, 26. Juni 1888.

²⁾ Neue Freie Presse 25. Mai 1892. Als verlässige Quellen können die witzigen Feuilletons Carl Vogt's wohl nicht gelten; in dem gleichen Artikel wird erzählt, Hofmann habe die Königin Victoria, als sie 1845 in Bonn die früher von Prinz Albert bewohnten Räume besuchte, durch seine chemischen Experimente über Anilinfarben so entzückt, dass sie während einiger Tage und Nächte nur von Rosanilin und Hofmann's Violett geträumt und nachmals in London die Gründung des Royal College of chemistry betrieben habe.

Freunden, so traulich und herzlich, dass wir fast den Zug versäumten, der uns wegführen sollte.«

Am folgenden Tag, 13. Juni, fand die Verkündigung der Ehrenpromotionen statt und zwar wiederum in dem prächtigen Hofe des Archiginnasio. Von Chemikern finde ich aufgeführt, ausser Hofmann, Bunsen und Chevreul, doch schliesst die Liste der Namen in den Berichten immer mit etc.

Die Gazzetta dell' Emilia berichtet: Prof. Ciaccio verlas die lateinische Promotionsformel und rief sodann die berühmtesten Naturforscher der Welt auf, von denen freilich nur wenige zur Stelle waren. Als aber der Name Hofmann proclamirt wurde, da brach ein nicht enden wollender Applaus los, eine ungeheuere Ovation, die den berühmten Chemiker bis zu Thränen rührte.

In Kufstein erhielten die Reisenden die Trauerkunde, dass der Kaiser, dessen herrliche Heldengestalt, einstmals bewundert, wo immer sie sich zeigte, eine Lebensdauer wie die seines allverehrten Vaters versprochen, dessen Leutseligkeit alle Herzen im Fluge gewonnen, dessen unbefangenes Wohlwollen die segensreichste Regierung verheissen hatte, dass der geliebte Kaiser Friedrich seinem langen Leiden erlegen sei.

Der Nachtzug bringt Hofmann in der Frühe nach Berlin; um 9 Uhr desselben Morgens nimmt er seine Vorlesungen wieder auf.

Im September finden wir Hofmann wieder in Italien. Man hatte den Verfasser der klassischen Biographie Quintino Sella's gebeten, bei der Enthüllung des Sella-Denkmal's in Biella eine der Festreden zu übernehmen.

Die Enthüllung erfolgte am 20. September. In seiner Festrede¹⁾ bespricht Hofmann wesentlich die politische Thätigkeit Sella's. In Deutschland habe man zuerst lebhaft bedauert, dass der junge Gelehrte, der durch seine vortrefflichen, mineralogischen und krystallographischen Arbeiten bereits zu Ansehen gelangt war, sich in die Kammer wählen liess, da man fürchtete, dass er damit seinem wissenschaftlichen Beruf entfremdet werde. In der Kammer habe er schon durch seine ersten Reden, die er, wie einst Cato, immer mit dem nämlichen Refrain schloss, »Rom muss die Hauptstadt Italiens werden«, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt, und Cavour habe alsbald den künftigen Minister in ihm gewittert. Sella's Eintritt in das Ministerium bedeute eine neue Aera wissenschaftlichen Lebens in Italien. Welche Fülle neuer Arbeiten allein aus dem Gebiete der Chemie sei in Italien seitdem producirt; die Spanne Zeit, seit Sella Minister, habe in den Wissenschaften mehr Fortschritte gebracht, als ein halbes Jahrhundert vorher. Habe Sella sich so um das Wohl der gesammten Menschheit verdient gemacht, denn die Wissenschaft

¹⁾ Discorso pronunziato all' inaugurazione del monumento a Quintino Sella. *Erinnerungen* III, 141—146.

sei ja international, so sei ihm Deutschland noch zu besonderem Danke verpflichtet.

Hofmann erinnert an die mittelalterlichen Kämpfe zwischen Deutschland und Italien, die Verwüstung Italiens durch die Römzüge der deutschen Kaiser. Wie anders sei das Verhältniss jetzt. Welcher Unterschied zwischen den Verwünschungen, die Italien dem von den rauchenden Trümmern Mailands abziehenden Friedrich Barbarossa nachgerufen, und den Segenswünschen, mit denen das heutige Italien einen anderen Friedrich über die Alpen geleitete, als er krank und elend in sein Vaterland zurückkehrte, um den Thron seiner Väter zu besteigen.

Die warme Sympathie, die König und Volk Italiens unserem grossherzigen Kaiser und seiner tapferen Gattin bezeugten, hat das deutsche Herz für immer erobert. Die Herstellung freundlichen Einvernehmens, das deutsch-italienische Bündniss ist zu gutem Theil Demjenigen zu danken, dessen Denkmal soeben feierlich enthüllt wurde.

Kaum aus der polytechnischen Schule entlassen, war der junge Sella von der Regierung beauftragt worden, gemeinschaftlich mit seinem Freunde Felix Giordano die deutschen Schulen zu studiren; sein Eifer führte ihn weit über die Grenzen seines Auftrages hinaus, er lernte die deutsche Wissenschaft und die deutschen Gelehrten kennen und lieben, daher seine Vorliebe für Deutschland. »Deutschland«, pflegte er zu sagen, »ist das Land der Wissenschaft«.

Der deutsch-französische Krieg zwang Italien eine peinliche Alternative auf; alles schien zu Gunsten eines Bündnisses mit Frankreich zu sprechen, von dem gemeinsamen romanischen Ursprung ab bis zu dem für die Unabhängigkeit Italiens auf den Schlachtfeldern von Magenta und Solferino gemeinsam vergossenen Blute. Aber Italien war doch auch Deutschland sehr zu Dank verpflichtet, denn dieses hatte ihm die wirksamste Hülfe geleistet, als es galt, seiner Krone einen neuen glänzenden Edelstein einzufügen: Venedig. Zwei entgegengesetzte Strömungen kämpften um die öffentliche Meinung. Quintino Sella entschied für die Neutralität. »Dieser Entschluss, der Italien ermöglichte, seine Truppen gegen Rom zu führen, bildet die Morgenröthe des glorreichen Tages, dessen Jahreswiederkehr wir heute mit der Enthüllung dieses Monumentes begehen¹⁾).

Mit jener Entscheidung hat Sella der italienisch-deutschen Verbrüderung eine neue sichere Grundlage gegeben.

Möchte diese Verbrüderung dauern, so lange die Alpen stehen, möchte sie sich als Segen erweisen für die beiden Länder und für

¹⁾ Am 20. September 1870 zogen die italienischen Truppen unter General Cordonata in Rom ein, nachdem die päpstlichen Truppen, um zu constatiren, dass sie der Gewalt weichen, kurze Zeit Widerstand geleistet und die italienischen Kanonen an der Porta pia Bresche geschossen hatten.

diese Stadt, die ihr grosser Sohn so sehr geliebt hat, möchte sie wachsenden Wohlstand bringen den fleissigen Bewohnern dieses Thales, für welches so warm schlug das grosse Herz unseres Quintino Sella.«

Der König drückte dem Redner die Hand und sagte, wäre die Freundschaft zwischen Deutschland und Italien nicht schon so warm und treu, die Worte des Redners hätten sie fest gekittet.

Nach Biella hin leuchten im Glanz der Morgensonne die Abhänge des Monte Rosa. Sie lockten zu einer Fusswanderung. Unterwegs wird Hofmann von einem deutschen Freunde eingeladen, diesen nach Sardinien zu begleiten und einige Wochen auf dessen dortigen Besitzungen Landaufenthalt zu geniessen.

Das abenteuerliche Herumschweifen in den wilden Bergen um Alghero an der Westküste Sardiniens war so recht nach Hofmann's Geschmack. Zum Schluss durchfährt die Gesellschaft ganz Sardinien über Macomer nach Cagliari am Südpunkte der Insel, wo Hofmann mit lebhaftem Interesse die Salzgewinnung in den grossen Salzgärten am Meere studirt. Von Cagliari geht es mit der Bahn wieder durch die ganze Insel zurück und nach dem Hafen am Golfo degli Aranci an der Ostküste. Dort müssen unsere Reisenden, Hofmann mit Gattin und eine zu der Reise eingeladene Freundin, mehrere Tage verweilen, da wegen heftigen Sturmes kein Schiff geht. In der sonst einsamen Eisenbahnhotel sammeln sich täglich mehr Passagiere; unser Kaiser wird in Rom erwartet und zu dessen feierlichem Empfang sollen die italienischen Deputirten nach der Hauptstadt kommen, sie können aber nicht überfahren; die Gesellschaft wird immer grösser, kein Zimmer ist mehr zu bekommen, sodass neuer Zuwachs an Reisenden in Eisenbahnwagen einquartirt wird. Hofmann ficht das nicht an, er benutzt die Zeit, um mit der bunt zusammengewürfelten Gesellschaft gemeinsame Ausflüge in die nächsten Berge auszuführen.

Endlich in einer Nacht um 3 Uhr wird zum Aufbruch geblasen und über Civita vecchia geht's nach Rom.

Der Winter 1888/89 wird in anstrengender Arbeit verbracht. Er arbeitete fast jede Nacht bis 2 oder 3 Uhr, berichteten seine Angehörigen.

In den Osterferien 1889 macht Hofmann mit seiner Frau und einer Tochter des verstorbenen Prof. Buff in Giessen, die er dazu eingeladen, eine Reise nach Nordafrika. Ueber Siena, Rom, Neapel nach Sicilien geht der Weg. Auf dieser Reise melden sich des Oefteren Herzbeschwerden und Athemnoth; sie halten aber Hofmann nicht ab, von Marsala nach Tunis zu fahren. Das schlechte italienische Schiff setzte ihm jedoch derartig zu, dass er den Rückweg über Land machte, um in Algier ein französisches Schiff nach Marseille zu nehmen.

Zuvor wurde Tunis gründlich studirt. Man besuchte die Stätte, wo einst die blühende Carthago gestanden, besichtigte die römischen Alterthümer und bewunderte das herrliche, farbenprächtige Land mit dem bunten Durcheinander seiner Bevölkerung. Der deutsche Consul kam Hofmann's nie ruhender Wissensbegierde mit grosser Liebenswürdigkeit entgegen, worüber sich Hofmann sehr anerkennend ausspricht. Von Tunis ging es dann über das Gebirge nach Constantine und von da mit der Eisenbahn südwärts in die Sahara hinein bis zur zweiten Oase Biskra, wo ein 6-tägiger Aufenthalt genommen wurde. Der Zug in die Wüste wurde noch bis Sidi Okba fortgesetzt, wo die Scorpione Hofmann's Interesse besonders in Anspruch nehmen. Kaum war der Name des Thieres ausgesprochen, so stürzten ein Paar Araber fort und brachten nach drei Minuten einen der giftigsten Scorpione. Hofmann ging jeden Tag auf die Käferjagd, es giebt deren dort besonders schöne, und er sammelte für einen seiner Söhne; er hatte dazu immer ein Spiritusglas bei sich. Von Biskra fuhren die Reisenden wieder zurück nach Constantine und sodann nach Algier, von wo sie den Rückweg über Marseille und Genf nahmen.

Auch im Sommer 1889 war Hofmann von Herzbeschwerden geplagt, was ihn, der gewohnt war, in vollster Gesundheit über seine Arbeitskraft nach Belieben zu verfügen, in nicht geringe Verzweiflung versetzte. Erst im Herbst brachte ein längerer Aufenthalt in England die gewünschte Erholung. Der Rückweg ging über Paris, wo die grosse Ausstellung Hofmann mit vielen alten Freunden zusammenführte.

Im Frühjahr 1890 hatte die schon besprochene Benzolfeier stattgefunden; ihr folgte einige Monate später ein zweites Gedenkfest. Es waren 1890 gerade 25 Jahre vergangen, seitdem die beiden deutschen Gelehrten, deren grundlegende Arbeiten auf dem Gebiete der organischen Chemie das Aufblühen der deutschen Farbstoffindustrie in so hohem Grade gefördert hatten, nach langer Abwesenheit im Ausland wieder in das Vaterland zurückgekehrt waren; Hofmann nach Berlin, Kekulé nach Bonn. Einige Schüler und Verehrer derselben, Vertreter der grössten chemischen Fabriken Deutschlands, hatten die schöne Idee, um dem Danke der chemischen Industrie Ausdruck zu verleihen, von diesen zwei Coryphäen unserer Wissenschaft durch Angeli's Meisterhand Portraits anfertigen zu lassen und diese in der Nationalgalerie in Berlin zur Aufstellung zu bringen.

Im Februar kam Angeli nach Berlin. Es wurde ein Zimmer — das unmittelbar an das Speisezimmer anstossende, nach dem inneren Lichthof gelegene — zum Atelier erwählt, und die Sitzungen begannen; in der Regel waren sie Morgens nach der Vorlesung. Der Maler und sein Modell unterhielten sich vortrefflich, Angeli's echte Wiener Gemüthlichkeit und sein lebhafter Witz sagten Hofmann sehr, zu und

häufig hörte man im Nebenzimmer das fröhliche Lachen der Herren.

Durch Erlass vom 3. Mai hatte Se. Majestät der Kaiser die Nationalgalerie ermächtigt, das Geschenk anzunehmen.

In der Adresse, welche die Stifter der beiden Bildnisse Hofmann am 7. Juli 1890 überreichten, ist der gewaltige Einfluss Hofmann's auf die Entwicklung der chemischen und vor Allem der Farbstoffindustrie klar, eindringlich und schwungvoll — man erkennt unschwär die poëtisch gestaltende Feder Caro's — dargelegt. Aber nicht nur finden Hofmann's Leistungen die sachkundigste Würdigung, man bemerkt sofort, dass ihm Verehrung und Liebe von diesen Herren der Technik entgegengebracht wird; es ist Herzenswärme, die aus dieser Adresse spricht.

Hofmann erwidert: Seinen Dank könne er nicht mit der vielbelobten Redewendung einleiten, dass die Ueberraschung ihn nicht Worte finden lasse, denn bei aller Geschicklichkeit des Malers, den er den van Dyck des 19. Jahrhunderts nennen dürfe, sei doch das Bild nicht im Handumdrehen fertig geworden.

Wenn etwas Tüchtiges zu Stande gebracht werden solle, habe Liebig irgendwo geäußert, so gehöre dazu vor allem Sitzfleisch. Die Wahrheit dieses Ausspruches habe er während des Entstehens dieses Bildes oft recht lebhaft empfunden, er habe daher Zeit genug gehabt zu überlegen, was er sagen wolle.

Er lehnt dann bescheiden die, wie er glaube, allzu hohe Schätzung seiner Verdienste um die Farbenindustrie ab. Es sei ein glücklicher Zufall gewesen, der ihm im Anfange seiner Laufbahn das liebe Anilin in die Hände führte. Die Anilinfarben hätten ihn damals nicht nur nicht interessirt, er habe sie verwünscht, weil dunkle Färbung der Erkennung der Umsetzungen hinderlich gewesen sei.

Erst später, nachdem die Technik mit der ihr eigenen Spürkraft sich des Gegenstandes bereits bemächtigt hatte, sei er in das Studium der Anilinfarben eingetreten.

Die Theerfarbenindustrie habe mit reichen Zinsen der Wissenschaft zurückgezahlt, was sie ihr schulde. Der ungeheure Aufschwung der organischen Chemie sei zum Theil den raschen Fortschritten der Theerfarbenindustrie zu danken, indem einerseits die Lösung wichtiger wissenschaftlicher Aufgaben mit der Verwirklichung technischer Projecte zusammenhänge, andererseits die Farbenindustrie jederzeit bereit gewesen sei, ihre unbeschränkten Hilfsmittel mit unbegrenzter Liberalität in den Dienst der Wissenschaft zu stellen.

Die wohlwollende Anerkennung seiner Betheiligung an dieser Bewegung falle wie ein glänzender Lichtstrahl in den Spätabend seines Lebens, »welcher — der frohen Hoffnung will ich mich hingeben — den eindringenden Schatten noch einen Augenblick Halt gebieten soll.«

Das Bildniß Hofmann's ist ausgezeichnet gelungen, von spre-

chender Aehnlichkeit, geistvoll, frisch und lebendig. Der Vorstand unserer Gesellschaft hat eine Reproduction des Angeli'schen Bildes mit Facsimile der Unterschrift Hofmann's diesem Aufsatz als willkommenen Schmuck beigegeben.

Das Portrait Kekulé's kann ich nicht ebenso gut finden. Die Aehnlichkeit lässt zwar nichts zu wünschen; in geistiger Auffassung, Frische und Lebendigkeit aber scheint es mir hinter dem Hofmann's erheblich zurückzubleiben. Mag sein, dass der Maler recht hat, wenn er dafür Kekulé's Schwerhörigkeit verantwortlich machen will; »n' Daub'n«, meint er, »kann i nit moln'.« Da der Maler einen von seinem Modell etwas entfernten Standpunkt einnehmen muss und bei der Unterhaltung, weil er dabei weiter arbeitet, nicht nach dem Modell sondern nach dem Bild hin spricht, so kann eine lebhaftere Unterhaltung mit dem Schwerhörigen nicht wohl aufkommen; ohne eine solche werden aber die Züge des »Sitzenden« sehr bald den Ausdruck der Ermüdung annehmen, d. h. Mangel an Ausdruck zeigen.

Nach der Benzolfeyer hatte Hofmann mit seiner Frau und deren Schwester, Frau Prof. Sell, rasch eine Reise durch Portugal, Spanien und Südfrankreich gemacht. In Lissabon, Madrid, Biarritz und Pau wurde längerer Aufenthalt genommen. In Pau liegt die ältere Schwester Hofmann's begraben; es dauerte einige Tage, bis deren Grab wieder in Ordnung gebracht war, während dessen wurden Ausflüge in die Pyrenäen unternommen.

Das Jahr 1890 ist ein sehr bewegtes; der Sommer bringt ausser dem Jubiläum noch mehrere feierliche Acte, bei denen Hofmann die Hauptrolle zufällt.

Am 28. Juli wurde das Liebig-Monument in Giessen enthüllt¹⁾.

Diese Gelegenheit benutzte die Stadt Giessen, um ihren berühmten Sohn, um Hofmann zum Ehrenbürger zu ernennen; er hatte es ehrlich um sie verdient, denn ohne seine unermüdliche Agitation hätte man es wohl bei der Errichtung nur eines Denkmals für Liebig in München bewenden lassen.

Gleich nach der Giessener Feier folgte die Enthüllung des Denkmals für Wöhler in Göttingen. Bei den beiden Feierlichkeiten hält Hofmann den Festvortrag¹⁾. Dann kommt im September die Naturforscherversammlung in Bremen, bei der Hofmann als erster Präsident fungirte und einen gleichfalls bereits besprochenen Vortrag hielt.

Zur Erholung von allen diesen Feierlichkeiten wird noch spät eine Reise nach Oberitalien unternommen.

Nachdem Hofmann in Giessen die Gattin abgeholt hatte, wendet er sich einer sehr wenig bekannten Gegend zu, die in den Reisehandbüchern mit einigen Zeilen abgethan wird. Die Brianza ist der hügelige Landstrich gerade nordwärts von Mailand, zwischen dem Flüsschen

¹⁾ Diese Berichte 23, III, 785, 883.

Seveso und der Adda, nach Norden in die Halbinsel auslaufend, welche die beiden Südzipfel des Como-Sees, den Lago di Como von dem Lecco-See trennt und auf ihrer nördlichsten Spitze in dem herrlichen Park der Villa Serbelloni bei Bellagio die entzückendsten Ausichten auf die villenbesetzten Ufer, die spiegelnden Wasser des Sees und die fern im Dufte verschwimmenden, schneebedeckten Häupter der Alpen bietet. In der Brianza liegt auf hohem Bergesrückten ein altes Schloss Montevechio. Der Weg hinauf ist steil, das letzte Drittel, nicht mehr fahrbar, muss zu Fuss oder auf dem Esel zurückgelegt werden. Hier war die Sommerresidenz des Professor Gabba aus Mailand, der das alte Gemäuer für ein Billiges gemiethet hatte, und da mit seiner Familie die Sommermonate zu verbringen; diesen langjährigen Freund zu besuchen, kommt Hofmann in die Brianza. Strahlender Sonnenschein, köstliche Luft, prächtige Gegend, eine liebenswürdige, hochmusikalische Hausfrau, die gute Gesellschaft des Freundes und eines freundlichen, alten Geistlichen aus der Nachbarschaft machten das Leben da sehr angenehm. Es war eine Art Idyll. Den Haushalt besorgte vornehmlich ein alter Diener, der eben aus Afrika zurückgekehrt war. Er ritt früh Morgens 4 Uhr nach Merlata hinunter, um die nöthigen Einkäufe zu machen, er kochte, brachte die Kinder und Zimmer in Ordnung, servirte sehr elegant, kurz, ein ideales Mädchen für Alles, ein Original, mit dem sich Hofmann oft in lange Unterhaltungen einliess. Die Brianza wurde nach allen Richtungen durchwandert, zu Fuss oder zu Wagen, reinliche Städte und fröhliche Menschen; es war gerade die Zeit der Weinlese, die Hofmann so interessirte, dass er anfang, eine Abhandlung über die Weinlese in der Brianza zu schreiben. Hofmann ist so entzückt von dem dortigen Aufenthalt, dass er nach mehreren Wochen nur schwer, unter dem Drang des beginnenden Semesters, sich losreisst und im nächsten Jahre mit Töchtern und Söhnen wiederzukommen verspricht. Im Winter wird die Unterhaltung mit Freund Gabba brieflich mit Eifer fortgesetzt.

Zu Hause wird mit Energie die Arbeit wieder aufgenommen; aus dem Winter 1890/91 stammen die schönen Beobachtungen über Aethylenbasen, insbesondere der Nachweis der Identität von Piperazin mit Diäthylendiamin¹⁾, sowie über die durch den Funken oder die stille Entladung bewirkte Dissociation von Koblendioxyd und Wasserdampf²⁾. Danach geht's im Frühjahr wieder nach Italien.

Im August 1891 wurde Hofmann's fünfzigjähriges Doctorjubiläum gefeiert. Wir haben aber schon so viele Festlichkeiten besprochen, bei denen Hofmann gefeiert wurde, dass wir uns kurz fassen müssen. Dem, der sie erlebt, liegt Jahr und Tag zwischen

1) Diese Berichte 23, II, 3297, 3711, 3723.

2) Diese Berichte 23, II, 3303.

zwei solchen Festivitäten, da kann man immer mithun; dem Leser aber folgen sie fast ohne Unterbrechung auf einander, und da möchte es ihm doch des Guten zu viel werden; wer mehr darüber wissen will, als nachstehend kurz berührt, sei auf »Die Post« vom 12. August 1891 verwiesen, die einen sehr hübschen und ausführlichen Bericht über das Doctorjubiläum bringt.

Diesmal hatte Hofmann Collegen, Commilitonen und Freunde in den festlich geschmückten Saal des Hotel Imperial zu einer Feier eingeladen, die im Charakter zwischen Festdiner und Commers liegend, ausserordentlich fröhlich verlief. Trotz der Ferien waren etwa 200 junge und alte, einheimische und auswärtige Freunde und Verehrer der Einladung gefolgt. Mit einer kurzen, launigen Ansprache, medias in res eindringend, fordert Hofmann seine Gäste auf »édite bibite collegiales«, welcher Aufforderung sofort entsprochen wird. Kron-ecker toastet auf den Jubilar, der in seiner bekannten, humorvollen Weise erwidert und sein gutes Verhältniss zur academischen Jugend hervorhebt. Keine Ehrenbezeugung, so schless er, schätze er höher, als den in der letzten Vorlesung ihm von seinen Schülern gewidmeten Pocal, und damit leerte er diesen unter einem Hoch auf die academische Jugend und mit dem Wunsche, dass diese ihm auch ferner ihre Zuneigung bewahren möge.

Es folgte natürlich noch eine ganze Reihe von Toasten, dazwischen wurden mehrere scherzhafte, chemische Lieder gesungen, wie das Anilinlied, das Lied von der chemischen Nomenclatur, das eine Probe auf die Zungenfertigkeit vorstellt, ferner ein von den Assistenten eigens für diesen Tag gedichtetes Festlied, von dem die zwei letzten Strophen hier Platz finden mögen.

Und kommt 's Examens grosse Noth,
Wird's heiss dem Candidaten,
Wird's ihm vor Augen grün und roth,
Weil falsch er stets thut rathen,
Dann sucht sich unser Jubilar,
Man glaubt es kaum, und doch ist's wahr,
Voll Gnade und Mitleiden
Zufällige Richtigkeiten.

Drum, Freunde, stosset Alle an,
Lasst laut die Gläser klingen,
Ein Hoch zu bringen jenem Mann,
Dess' Ruhm wir heute singen.
Mög' leben er der Wissenschaft
Noch viele Jahr' in Jugendkraft.
Ein Hoch Dir, Jubilare.
Jüngling im Silberhaare!

Nach der Proclamirung der Fidelitas und einem längeren Semester-reiben überliess der Jubilar die Corona ihrem Schicksal; diese aber

nicht ihn. »Ehe er sich's versah«, berichtet die Post, »war er auf kräftige Schultern seiner Schüler erhoben, und im Triumphe trugen sie ihn bis an sein Heim in der Dorotheenstrasse, eine Ovation, die vielleicht noch keinem Gelehrten bisher zu Theil geworden ist und die selbst den gestrengen Hütern der nächtlichen Ordnung so sehr imponirte, dass sie, starr vor Staunen, nicht ein Wort hervorzubringen vermochten.«

Selbstverständlich fehlte nicht die Erneuerung des Doctordiploms mit wohlklingender lateinischer Motivirung.

Im September folgte dann nach einiger Erholung in Interlaken ein nochmaliger Aufenthalt in der geliebten Brianza.

Der Winter 1891/92 ist kein erfreulicher. Unter den Freunden folgt ein Todesfall auf den anderen, an des Lebens Vergänglichkeit mahnend; Kopp und Kronecker, die intimen Freunde, sterben. Gleichwohl wird die Geselligkeit eifriger als vorher gepflegt, die älteste Tochter muss ausgeführt werden, und der dadurch noch gesteigerte Verkehr mit der Jugend, an dem Hofmann immer seine Freude hatte, hilft ihm über vieles Traurige hinweg und verscheucht trübe Gedanken. Täglich sind Gäste im Hause. Ein Freund aus Amerika findet in Hofmann's Haus ein neues Lebensglück, seine zweite Gattin. Die Hochzeit findet im März statt. Hofmann fährt dazu mit fast der ganzen Familie nach Blankenburg a. Harz, dort hält er seine letzte schöne Rede. Er ist so vergnügt, dass er sogar zu tanzen anfängt und jeder von seiner Frische und Lebendigkeit entzückt ist.

Gleich nach der Hochzeit macht sich Hofmann bereit zu einer italienischen Reise. Diese geht über Wien, wo Angeli besucht wird nach Triest und Venedig. Auf der Fahrt zieht sich Hofmann eine Erkältung zu, die ihn sehr angreift; er ist erschöpft und schläft sehr viel, was sonst nie seine Art war. In Venedig fühlt er sich unbehaglich, fröstelnd, und in Perugia, was er zum ersten Male besucht, fehlt plötzlich das Interesse am Schönen. Mühsam studirt er noch die Peruginos, er war müde und blieb müde. Auch in Florenz fehlt das Interesse, erst in Mailand erwacht es wieder, als er mit Gabba zusammen kommt; er ersteigt wieder die fünfte Stufe des Domes. In Mailand sprach man von einem deutschen Professor, dem es ein Lebensbedürfniss sei, jedes Jahr einmal bis in die Spitze des Mailänder Domes zu steigen, das war Hofmann, der ja jedes Jahr nicht nur einmal, in der Regel mehrmals nach Mailand kam. Auch in Turin suchte Hofmann die alten Punkte auf, aber auf der ganzen Rückreise fühlte er sich unbehaglich, und man reiste thunlichst schnell nach Berlin zurück.

Zu Hause erwachte alsbald die alte Frische; er spielte mit seiner jüngsten Tochter, die ihm während des Winters durch Krankheit

schwere Sorge gemacht hatte; er kriecht mit ihr auf dem Teppich herum wie ein Kind.

Am Vormittag war Hofmann nach einer fünfzehnstündigen Eisenbahnfahrt in Berlin angekommen. Am Abend war ich in der Familie zu Besuch. Ich kam gegen 9 Uhr und fand Hofmann so frisch und munter wie nur je. Er sprach lebhaft, erzählte viel und war bezaubernd liebenswürdig. »Habe ich Sie nicht früher mit Jacob angeredet?« sagte er mir. Wir plauderten bis gegen Mitternacht. Nach Hause zurückgekehrt, berichtete ich: »Hofmann ist das Bild der ewigen Jugend.« Zwei Tage darauf las ich in der Zeitung, Hofmann ist gestorben. Ich wollte die Nachricht nicht glauben und dachte, es müsse irgend eine Verwechslung vorliegen, bis ich von der Familie die directe Todesanzeige erhielt.

Am 5. Mai früh 9 Uhr war es, dass Hofmann, wie schon berichtet, als er seine Vorlesungen für das Sommersemester beginnen wollte, wegen eines Versehens im Anschlag, seinen Hörsaal leer fand. Er kam sehr unangenehm berührt zurück, bald aber hatte er seinen Gleichmuth wieder gefunden. Abends besuchte er die Facultäts-sitzung, und darnach betheilte er sich an der Prüfung zweier promovirender Chemiker. Er verliess den Senatssaal, wo die Prüfung stattgefunden hatte, etwas nach 9 Uhr, in heiterster Stimmung mit Prof. Landolt sich unterhaltend und begab sich nach Hause, wo er einige Gäste mit der Familie beim Abendessen antraf. Wie es seine Art war, betheilte er sich alsbald lebhaft und anregend an der Unterhaltung, in herzlichster Weise mit seinen Gästen scherzend. Plötzlich überkam ihn ein heftiges Unwohlsein, sodass man ihn sofort zu Bett brachte und nach ärztlicher Hülfe sendete; als aber Prof. Frentzel und Dr. Rudloff am Krankenbette erschienen, lag Hofmann schon in den letzten Zügen. Er fühlte sein Ende herannahen; mit rührenden Worten dankt er der Gattin für das Liebesglück, mit dem sie den Abend seines Lebens beseligte. Die Beklemmungen nehmen zu. Plötzlich ruft er: »Kopp, Kronecker, ich folge Euch bald!« Es waren seine letzten Worte. Sein Auge brach.

Das Haus in der Dorotheenstrasse konnte die Kränze und Blumen nicht alle fassen, die von Nah und Fern, von den höchsten Herrschaften, von gelehrten Corporationen, Collegen, Schülern, Freunden und Verehrern das Grab zu schmücken gesendet wurden.

Die Trauerfeier wurde durch einen Choral eröffnet, den ein Quartett unter Mitwirkung eines Bläserchors vortrug. Die Gedenkrede hielt Prediger Stechow. Nach der Feier im Hause ordnete sich der Trauerzug, der sich nach dem alten Dorotheenstädtischen Kirchhof bewegte. Die Angehörigen des I. chemischen Instituts der Universität schritten dem von sechs Pferden gezogenen Leichenwagen voran, hinter diesem folgten gleichfalls zu Fuss die Familien-

angehörigen, die Vertreter der hohen Herrschaften, der Behörden, der Academie, der Universitäten und gelehrten Gesellschaften und viele andere Leidtragende. Dem Leichenzuge schloss sich die Studentenschaft in 37 Wagen an mit ihren Bannern und Fahnen, und den Schluss bildeten drei Kranzwagen¹⁾.

Die Studentenschaft, die so oft bei festlichen Commersen ihrem verehrten und gefeierten Lehrer zugejubelt hatte, liess es sich nicht nehmen, dem Verewigten eine Trauerfeier zu veranstalten. Dieselbe fand am 22. Juli in der Philharmonie statt. In einem Walde von Palmen, umgeben von den umflorten Bannern der studentischen Verbindungen, war auf einem schwarz verhängten Podium die Marmorbüste Hofmann's aufgestellt. Ihr gegenüber in den Rängen und im unteren Theile des Saales nahm die Trauerversammlung Platz, etwa 1500 Theilnehmer; in der ersten Reihe der Rector der Universität, Prof. Förster; zu ihm gesellten sich die Professoren v. Bardeleben, v. Helmholtz, Mommsen, Zeller, Gurlt, und mit wenigen Ausnahmen die gesammten Universitätslehrer. Der Ausschuss, der die Vorbereitungen getroffen hatte, begab sich auf die Bühne, wo die Chargirten der studentischen Verbindungen in vollem Wuchs mit den üblichen Trauerabzeichen postirt waren. Die academische Liedertafel und der academische Gesangverein eröffneten die Feier mit dem Vortrag des Mendelssohn'schen Beati mortui. Die Trauerrede hielt Prof. Will, der eine Reihe von Jahren Assistent Hofmann's gewesen und auch darnach als Director des Königlichen Militärversuchsamtes mit Hofmann stets in naher Beziehung geblieben war. In warmen Worten rühmt er Hofmann's unvergleichliche Arbeitskraft, seine schöpferische Freudigkeit, sein umfassendes Wissen, seinen frischen, heiteren Sinn, sein kindliches, für alles Schöne und Edle empfängliches Gemüth, sein gutes Herz und seine hülfsbereite Hand, mit der er ebenso gern dem jüngsten Studenten wie dem einflussreichen Manne Beistand leistete. Nach einer kurzen Schilderung von Hofmann's Lebenslauf, wird in grossen Zügen seine wissenschaftliche Arbeit charakterisirt und seine höchst erfolgreiche Lehrthätigkeit hervorgehoben, seine ganz ausgezeichnete Gabe, die Schüler anzuregen und zu fesseln. Zum Schlusse seines Vortrags theilt der Redner mit, dass die letzte Arbeit Hofmann's als fertig geschriebene Abhandlung sich auf seinem Schreibpult gefunden habe, sie werde im nächsten Hefte der »Berichte der Deutschen chemischen Gesellschaft« zum Abdruck kommen²⁾. Die Feier endete mit dem Vortrage des Gesanges:

¹⁾ Vossische Zeitung 9. Mai 1892.

²⁾ Hofmann und Gabriel, Ueber das Product der Einwirkung des Jods auf Thiobenzamid, diese Berichte 25, 1578.

»Wohl denen, die ohne Tadel leben, die im Gesetze des Herrn wandeln (Psalm 119)«.

Dass Hofmann während seines ergebnissreichen Lebens mit Ehrenbezeugungen aller Art überhäuft wurde, dass die meisten Academien und gelehrten Gesellschaften es sich zur Ehre anrechneten, ihn zum Mitglied oder Ehrenmitglied zu erwählen, dass es ihm auch an Orden nicht fehlte, ist selbstverständlich. Wir wollen das nicht alles aufzählen. Aber einer Ehrung muss doch besonders gedacht werden, die dem Andenken unseres verehrten Meisters in allernächster Zeit bevorsteht. Die Zeitungen haben gemeldet und nähere Erkundigung hat dies bestätigt, dass die Statue der Kaiserin Friedrich bei dem Denkmal, das ihr im Thiergarten errichtet werden wird, von den Büsten zweier Naturforscher flankirt werden soll, und dass nach kaiserlicher Bestimmung dazu einerseits Helmholtz, andererseits Hofmann aus-
ersehen ist.

Von dem Interesse, das die hohe Frau der Chemie zuwendete, von der Hochschätzung, die sie für ihren Lehrer hegte, ebenso von der Verehrung, die Hofmann dieser begabten und strebsamen Schülerin entgegenbrachte, von der menschlichen Theilnahme Hofmann's an dem tragischen Schicksal der unglücklichen Fürstin ist schon die Rede gewesen. Wir können uns gleichwohl nicht versagen, auch noch das Beileidsschreiben, das die hohe Frau kurz nach Hofmann's Hinscheiden an dessen trauernde Wittve richtete, hier einzufügen:

Schloss Homburg v. d. Höhe, den 8. Mai 1892.

Verehrte Frau v. Hofmann!

In dem kurzen Telegramm, welches ich Ihnen schickte, war es mir nicht möglich, den tiefen Schmerz zum Ausdruck zu bringen, der mich erfüllt! Vor allen Dingen lassen Sie mich versuchen, zu wiederholen, wie warm und aufrichtig meine Theilnahme für Sie selbst und für Ihre armen Kinder ist! Wie furchtbar plötzlich und überraschend hat dieser harte Schlag Sie und die Ihrigen getroffen! Ihr theurer Gatte schien so frisch und rüstig für seine Jahre, so kräftig und gesund trotz seiner rastlosen Arbeit, dass ich stets hoffte, er würde uns Allen lange erhalten bleiben und lange das Familienglück geniessen, welches er besass und so sehr zu schätzen wusste, nachdem so mancher herbe Verlust ihm Trauer und Schmerz in früheren Jahren gebracht! Wie freute ich mich für ihn über den Sonnenschein seiner Häuslichkeit! Jetzt, wo Ihnen nun dieses Glück geraubt ist und Ihnen so unendlich Schweres auferlegt, wird es Ihnen ein Trost sein, zurück zu denken an die schönen und guten Stunden, die Sie ihm bereitet haben! —

Ich wage kaum zu sprechen von dem, was er der Wissenschaft und der Welt gewesen ist! Ein leuchtender Stern! Was er ge-

leistet hat, davon können nur diejenigen reden, die voll und ganz eingeweiht sind und das grosse Feld seiner Thätigkeit übersehen können. Was mir davon vergönnt worden ist zu schauen, hat mich stets mit Bewunderung und Begeisterung erfüllt und mir einen unauslöschlichen Eindruck hinterlassen. Wie er als Mensch war, darüber darf ich wohl reden, die ich ihn seit mehr als 27 Jahren gekannt und verehrt habe, in Freud' und Leid! — Welch' ein warmes, treues Herz, welch' ein heiteres, liebenswürdiges Gemüth, welch' ein lebendig sprudelnder Geist diesem seltenen Manne inne wohnten! Jetzt, wo er uns genommen ist, schätze ich mich doppelt glücklich, ihn gekannt zu haben; stets werde ich ihm das treueste Andenken bewahren!

Wie that es mir immer wohl, ihn von meinem Vater, von meiner Heimath reden zu hören und von gemeinschaftlichen Freunden, die er — wie ich — betrauert haben, und die schon lange nicht mehr sind! Wie aufrichtig habe ich mit ihm seinen lieben hoffnungsvollen Sohn James betrauert, und wie unvergesslich ist mir des theuren Professors Theilnahme geblieben, als ich selbst unter dem grössten Unglück zusammengebrochen bin, welches über einen Menschen kommen kann! Wie möchte ich aus tiefstem Herzen heute irgend ein Wort sagen können, welches Ihrem unendlichen Schmerz wohlzuthun vermöchte!

Nichts habe ich zu bieten, da es menschlichen Trost in solchen Stunden nicht gibt — ausser der aufrichtigsten Theilnahme und ein Verständniss für Ihr Weh, welches aus eigener bitterer Erfahrung kommt! Allmählich lernt man Gott dafür danken, dass in einem Schmerz, wie Sie — und ich — ihn tragen müssen, ein Element des Stolzes sich mischen darf — wir dürfen aufsehen zu dem Andenken Derjenigen, die wir beweinen, wir müssen dankbar sein für das, was sie gewesen sind!

Wie kann uns das entschädigen für den Schmerz der Trennung und für das stete Vermissen, welches fortan das Leben so schwer macht, aber es ist ein kostbarer Besitz, aus dem ein milder Trost zu schöpfen ist!

Wäre ich in Berlin gewesen, wäre ich zu Ihnen geeilt, und hätte mir es auch nicht nehmen lassen, bei der letzten wehmüthigen Feier zugegen zu sein und selbst einen Kranz auf den Sarg unseres theuren Professor von Hofmann zu legen! — Möchte der Himmel Ihnen und Ihren Kindern Kraft verleihen in dieser schweren Zeit des Leides und der Prüfung.

Ihre

Kaiserin Friedrich.

Aber nicht mit diesem Traueraccord ziemt es sich, den Bericht über ein so fruchtbares und so freudiges Leben abzuschliessen.

Sein glückliches Leben fand ein glückliches Ende. Ihm nahte keine Schwäche des Alters, kein allmähliches Eingehen und Verdorren, kein Schwinden der Kraft und der Schaffensfähigkeit und Schaffenslust, mitten aus der Arbeit heraus nimmt ihn der Tod weg und bewahrt ihn vor dem Tithonosschicksal. Ein schöneres Ende hätte er sicherlich sich nicht gewünscht.

Freuen wir uns, dass dieser Mann der unsere war, freuen wir uns seines Beispieles, seiner eminenten Leistungen, und auch dessen wollen wir uns freuen, dass ihm ein seiner würdiger Nachfolger erstanden ist, dem ich nunmehr die Feder überlasse.

Jacob Volhard.
